



## Produkt Muttertag

Zur rituellen Inszenierung eines Festtages



»Ging es in den siebziger und achtziger Jahren noch darum, die Leistungen von Frauen in der Vergangenheit sichtbar zu machen, so geht es heute darum, Geschlecht als gesellschaftlichen »Platzanweiser« zurückzuweisen. Eine kritische Geschichtswissenschaft kann dazu beitragen, die binäre Geschlechterordnung als eine historisch gewordene und damit auch veränderbare sozio-kulturelle Konstruktion zu begreifen. (...) Wollen wir verstehen, wie diese Geschlechterordnung historisch wirkmächtig werden konnte, so kann es nicht darum gehen, sozial- und kulturgeschichtliche Ansätze gegeneinander auszuspielen. Erst in einer interdisziplinären Perspektive, die die komplexen und oft widersprüchlichen Wechselbeziehungen zwischen der Herstellung des Mutterkultes und den Alltagspraktiken des Muttertages zu analysieren vermag, wird der Muttertag zu einem spannenden Forschungsgegenstand.«

Andrea Griesebner

Die AutorInnen zeichnen eine Geschichte der Inszenierungen und Instrumentalisierungen des Muttertages nach. Der Bogen spannt sich von den Anfängen des Muttertages in den USA, in Deutschland und Österreich bis zur Vermarktungsmaschinerie von Mutterbildern und Muttertagsprodukten der Gegenwart. In den von Doris Ingrisch geführten und kommentierten Interviews entfalten ihre GesprächspartnerInnen ein Kaleidoskop von Familien- und Rollenbildern. Birgit Bolognese-Leuchtenmüller zeigt auf, wie sozialökonomische Strukturen und die Produktion von Frauenbildern einander bedingen, wie Frauenleitbilder sich festigen und/oder wandeln, unreflektiert tradiert werden, in die Frauenleitbilder der Gegenwart eingehen und die Identitäten, politische Entscheidungen und deren Legitimationen mitbestimmen.



Produkt Muttertag



Alexander Boesch  
Birgit Bolognese-Leuchtenmüller  
Hartwig Knack

Begleitbuch zur Ausstellung: Produkt Muttertag  
Zur rituellen Inszenierung eines Festtages  
6. April bis 4. Juni 2001  
Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien

Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 78  
Wien 2001, Selbstverlag Österreichisches Museum für Volkskunde

# **Produkt Muttertag**

Zur rituellen Inszenierung eines Festtages



## INHALT

### I. ANFÄNGE UND VORBILDER

- HARTWIG KNACK 13 Die Anfänge des ›Deutschen Muttertages‹  
*Zur Kooperation von Blumenhändlern  
und Volkserziehern*
- ALEXANDER BOESCH 27 Das Muttertagsreden  
*Einführung in den Muttertag und das Muttertagsreden  
des politischen Katholizismus in Österreich*
- HARTWIG KNACK 53 Die amerikanische Provenienz des Muttertages  
*Ein Rückblick*

### II. AUTORITÄRER STAAT UND MACHTAPPARAT

- IRENE BANDHAUER-SCHÖFFMANN 61 Das große Mutteropfer  
*Muttertagsfeiern im ›christlichen Ständestaat‹*
- IRMGARD WEYRATHER 71 Der nationalsozialistische Mutterkult
- HARTWIG KNACK 79 Das ›Ehrenkreuz der Deutschen Mutter

### III. ZWISCHEN TRADITION UND VERMARKTUNG

- BARBARA KRAFFT 95 ›Blumen wissen viel zu sagen ...‹
- SIEGFRIED MATTL 105 Mother's little helper – ausgeträumt



IV. DIE FAMILIENFEIER

- DORIS INGRISCH 111 »Ich wollte meiner Mutter wirklich  
eine Freude machen...«  
*Impressionen und Reflexionen zu Interviews  
über den Muttertag*

V. KONTEXT

- BIRGIT BOLOGNESE-LEUCHTENMÜLLER 133 Geschichte der doppelten Verpflichtung  
*Mütter zwischen Erwerbsarbeit, Familienökonomie  
und persönlicher Lebensvorstellungen*
- MARIA MESNER 165 »Wachset und vermehret euch«?  
*Überlegungen zur Familienpolitik der Gegenwart*

VI. KULTURWISSENSCHAFTLICHE REZEPTION

- ANDREA GRIESEBNER 177 Geschichtswissenschaft und Muttertag  
*Muttertag als Baustein einer  
dichotomen Geschlechterordnung*

195 BILDTEIL

## DANKSAGUNG

Für vielfältige Unterstützung und zahlreiche Hinweise bedanken wir uns außerdem bei:

Renate Goebel, Wien

Aida; Charly Berger, Innsbruck; Niko Bischoff, Hamburg; Bundesarchiv Koblenz; Bundesrealgymnasium in der Rahlgasse, Wien; Diözesanarchiv, Wien; Dorotheum Wien, Briefmarkenabteilung; Fachverband Deutscher Floristen e.V., Berlin und Gelsenkirchen; Frauen-MediaTurm, Köln; Freie Universität Berlin; Klaus Fritsch, Wien; Cornelia Hainisch, Wien; Christa Hirschvogel; Den InterviewpartnerInnen von Doris Ingrisch; Birgit Jürgenssen, Wien; Gertrud Kirchner, Wien; Verein für Lebensgeschichtliche Erinnerungen, Wien; Günther Müller, Wien; NDR-Fernsehen/Redaktion Panorama, Hamburg; Gerhard Oberleitner, Ybbs a.d. Donau; Österreichische Nationalbibliothek/Flugblätter-, Plakate-, und Exlibris-Sammlung; Österreichisches Pfadfindermuseum, Wien; Österreichisches Staatsarchiv Wien, Archiv der Republik; ORF; Kurt Pribich; Renner-Institut, Wien; Sabine Schleiermacher, Institut für Geschichte der Medizin, Freie Universität Berlin; Gerhard E. Sollbach, Historisches Institut, Universität Dortmund; Christian Stadelmann, Wien; Heidemarie Schrodt; Cornelia Tobisch, Wien; Margit Wagner, Berlin; Johann Weissensteiner, Wien; Friedl Wolaskowitz, Höchst.

Wir danken den Subventionsgebern und Sponsoren für die Unterstützung der Ausstellung:



## VORWORT

Analyse und Kritik sind jene reflektiven Formen der Weltwahrnehmung, die es den Menschen erlauben, zu sich selbst und zu ihren Verhältnissen auf Distanz zu gehen. Das wissenschaftliche Weltbild, das auf diesen intellektuellen Haltungen beruht, ist in der Neuzeit vor allem aus den Keimzellen Stadt und Universität entstanden. Es ermöglichte den Menschen eine unabhängigere Position sowohl gegenüber den Mächten der Natur, die rational durchleuchtet werden konnten, als auch gegenüber den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen sie sich befanden.

Die Grundformen wissenschaftlicher Kulturanalyse waren die Entzauberung der Welt, die Mythenkritik und die Darstellung der prinzipiellen Offenheit der Gestaltung menschlicher Verhältnisse und Verhaltensweisen. Kulturwissenschaftliche Kritik hat zumindest die Möglichkeit geschaffen, Herrschaftsformen, die sich als »natürlich«, »gottgewollt« oder »fortschrittlich« tarnten und tarnen, als das zu zeigen, was sie waren und sind: Rechtfertigungen bestehender oder entstehender Machtinteressen.

Mit der Natur des Menschen und seiner Verhältnisse wurde in der Geschichte immer ähnlich argumentiert und agitiert: Lebensverhältnisse soll(t)en auf einen imaginierten Punkt, der aktuellen Wunschvorstellungen von Machtinteressen entspricht, zurückgeführt oder auf einem bestimmten Niveau eingefroren werden ohne dass die Möglichkeit besteht, sich kritisch-argumentativ mit der Qualität dieser Konstellationen und Konstrukte für die Menschen auseinander zu setzen.

Die Bereiche der Sexualität und Reproduktion gehörten und gehören – nach allen historischen Zeugnissen, die wir kennen – zu jenen Verhaltensfeldern, die von Machtinteressen mit dem Anspruch manipuliert wurden, sie vollständig über die Köpfe und individuellen Interessen der Betroffenen hinweg zu beherrschen. Der Mutterkult der Nationalsozialisten gehörte zu jenen Ideologien in der Geschichte, die den Frauen jede individuelle Beurteilung und Gestaltung ihrer Fähigkeit Kinder in die Welt zu setzen absprach. Befunde über Fortpflanzungskontrolle und Manipulation in der Geschichte sensibilisieren für gefährliche Projekte im Bereich des Bio-Engineering, die in der Gegenwart begonnen werden.

Art Traffic gehört zu den kulturwissenschaftlichen Vereinen, die in Wien jene differenzierte Analyse und Kritik des gesellschaftlichen Feldes leisten, die verhindern, was der bedeutende früh verstorbene österreichische Autor Werner Schwab feststellt: »Alle Dinge, die differenziert nicht abgehandelt werden, kommen später vulgär zurück«.

Hubert Christian Ehalt





## DIE ANFÄNGE DES ›DEUTSCHEN MUTTERTAGES‹ ZUR KOOPERATION VON BLUMENHÄNDLERN UND VOLKSERZIEHERN

HARTWIG KNACK

»In letzter Zeit ist der Durchführung des Muttertaggedankens eine sehr wertvolle Hilfe durch Herrn Dr. Harmsen zuteil geworden. Der Genannte hat sich mit den tiefen Problemen, die der Gedanke der Mutterehre umschließt, aufs eingehendste beschäftigt und sieht in der Ausführung unseres Vorhabens ein willkommenes Mittel, auch die Quellen und Grundlagen des deutschen Familienlebens wieder zu stärken und zu festigen. Wir geben unserer aufrichtigen Freude hierüber gern Ausdruck und hoffen, daß die tatkräftige Hilfe, die uns von dieser Seite winkt, imstande sein wird, die hier und da noch bestehenden Vorurteile und Widerstände zur rechten gemeinschaftlichen Einführung unseres Gedankens und zu seiner Einbürgerung als echter, edler, deutscher Volkssitte zu überwinden. Beseelt von diesen Hoffnungen, rufen wir allen Freunden unserer Idee ein herzliches ›Glückauf!‹ zum dritten deutschen Muttertage zu.«<sup>1</sup>

Mit diesen hoffnungsfrohen Zeilen schließt Dr. Rudolf Knauer, seit Anfang 1923 Geschäftsführer des »Verbandes Deutscher Blumengeschäftsinhaber«<sup>2</sup>, sein knapp 80 Seiten umfassendes Buch »Der Deutsche Muttertag«. Rückblickend betrachtet legte das damals in Aussicht stehende Bündnis vom VDB und der von Dr. Hans Harmsen seit 1925 geführten »Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundheit«<sup>3</sup> den Grundstein für den raschen Erfolg des Muttertages in Deutschland.

Eigenen Angaben zufolge wurde Knauer, der sich selbst als »Neuschöpfer der Muttertags-Idee«<sup>4</sup> bezeichnete, im August 1922 von »einer norwegischen Freundin« auf die »stille und eindringliche Feier des Muttertages in Norwegen« aufmerksam gemacht. In deutlicher Abgrenzung zum Muttertagsfeierhabitus in den USA, wo »wochenlang vorher (...) durch riesenhafte Reklame, durch Umzüge, durch allerlei laute geschäftliche Maßnahmen auf diesen Tag hingewiesen (wird)«, will Knauer in seinen Bestrebungen dem Beispiel Norwegens folgen. In »diesem nordgermanischen Land« stehe »der hohe ethische Gedanke der Mutterehre bei der Durchführung des Muttertages ausschließlich im Vordergrund (...)«. Es müßten »Aus-

1 Rudolf Knauer, *Der Deutsche Muttertag*. Paul Sprung Verlag Berlin 1925, S. 75. (im folgenden Knauer 1925).

2 *Verbandszeitung Deutscher Blumengeschäftsinhaber* (im folgenden VzDB), 3.4.1923, S. 88.

3 Zu Hans Harmsen und seiner Funktion in der »Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundheit« (AfV) vgl.: Sabine Schleiermacher, *Sozialethik im Spannungsfeld von Sozial- und Rassenhygiene*. Der Mediziner Hans Harmsen im Centralausschuß für Innere Mission, (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften; H.85), Husum 1998. (im folgenden Schleiermacher 1998).

4 Knauer 1925, S. 39.

Linke Seite:

001 Schaufenstergestaltung zum Muttertag, Blumenhaus Emmrich Breslau, 1929

artungen von vornherein vermieden und bekämpft werden (...).« Man dürfe »diesen hohen Gedanken schlichter Mutterehrerung (nicht) geschäftlich einseitig ausnützen, (und) ihn nach dem Vorbild Amerikas (...) veräußerlichen.« Dem »deutschen Volksgemüt« entspräche eher »die besondere Feier eines Muttertages im Sinne der norwegischen Familien.«<sup>5</sup>

Knauer erweckt in seiner fast durchgängig pastoralen Diktion den Anschein, er handle als selbstlose Privatperson, die in der Nachkriegszeit allen »Volksgenossen« Gutes tun will. In einem von ihm 1924 »an die gesamte deutsche Tagespresse« verschickten Text ist zu lesen:

»Seit 1 1/2 Jahren geht durch unser Volk eine Bewegung dahin, zu Ehren der deutschen Frau und Mutter einmal im Jahre einen Feiertag zu halten. Wir sind der lauten Feste müde, aber ein Tag innerer Sammlung und Selbstbesinnung im trauten Kreis der Familie tut allen not. In dieser Weise ist der Muttertag als ein trefflicher Bundesgenosse im Kampf gegen Verrohung und Verflachung, gegen Unmoral und Genußsucht anzusprechen. Möge die Ausführung dieses hohen Gedankens die ideellen Kräfte in unserem Volke wieder wachrufen und damit still und stark den inneren Wiederaufbau fördern.«<sup>6</sup>

Schenkt man Knauers Aussagen Glauben, so erstaunt allerdings, daß der VDB in seiner Hauptausschußsitzung im Spätsommer 1922 den aus dem amerikanischen entlehnten Slogan »Laßt Blumen sprechen« festlegte: Walter Goebels, der Chronist des »Fachverbandes deutscher Floristen e.V.« (bis 1935 VDB) weiß zu berichten, daß der Verband »im September 1922 beschloß, (...) den Muttertagsgedanken aus den USA zu übernehmen« und »der amerikanische Werbespruch Say it with Flower als am wirkungsvollsten eingestuft« und somit einfach ins Deutsche übersetzt wurde.<sup>7</sup> Zugegebenerweise entwickelte Knauer seine Initiativen hinsichtlich des Muttertages im Auftrag des Verbandes offiziell erst Anfang 1923,<sup>8</sup> aber der Slogan wurde unter seiner Verantwortung noch im Jahr 1930 als farbiges Plakat von der Geschäftsstelle »am besten als Sammelbestellung (mit einem zweiten Plakat)«<sup>9</sup> verkauft. Die Werbestrategie des Blumenhandels zielte eindeutig darauf ab, jegliches kommerzielle Interesse zu kaschieren und »nur die ideale Seite der Mutterverehrung hervorzuheben«,<sup>10</sup> denn »ein zu starkes Hervortreten der Blumengeschäftsinhaber in Deutschland wäre einer baldigen Einführung nicht zum Vorteil.«<sup>11</sup> In der internen Verbandszeitung wurden die Mitglieder (das heißt die Blumenverkäufer) auf den richtigen Kurs in Punkto Muttertag ideologisch getrimmt. Inhalte der Zeitung waren nicht selten Anleitungen wie geworben werden soll, welches



002 *Der Deutsche Muttertag*,  
Buch von Rudolf Knauer,  
Berlin 1925

5 Ebd. S. 3-4.

6 Ebd. S. 38.

7 Walter Goebels, *Der Achtzigstundentag*. Hrsg. vom Fachverband deutscher Floristen e.V./Bundesverband Gelsenkirchen, 1993, S. 34. (im folgenden Goebels 1993).

8 Die bislang detailliertesten Zusammenfassungen der Arbeit des VDB respektive Rudolf Knauers in punkto Muttertag lieferte Karin Hausen *Mütter zwischen Geschäftsinteressen und kultureller Verehrung. Der Deutsche Muttertag in der Weimarer Republik*. In: Sozialgeschichte der Freizeit. Hrsg. von Gerhard Huck, Wuppertal 1980, S. 249-280. (im folgenden Hausen 1980), und: *Mütter, Söhne und der Markt der Symbole und Waren: Der deutsche Muttertag 1923-1933*. In: Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung. Göttingen 1984, S. 473-523. (im folgenden Hausen 1984).

9 VzDB Heft 12, April 1930.

10 VzDB 25.1.1924, S. 29.

11 VzDB 20.3.1923, S. 68.



003 Schaufenstergestaltung zum Muttertag, Düsseldorf o.J.

12 Hausen 1980, S. 254/255.

13 Goebels 1993, S. 34.

14 Goebels 1993, S. 35/36.

15 Vgl. Hans Harmsen, *Denkschrift zur Einführung eines Deutschen Muttertages*.

Hrsg. im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundheit, Berlin 1926, S. 2. (im folgenden Harmsen 1926).

Dr. Rudolf Knauers akademischer Hintergrund, wie auch beruflich und private biographische Angaben sind bis dato nicht erfaßt. Eine wissenschaftliche Aufarbeitung insbesondere im Kontext seines Engagements für den Muttertag scheint sehr lohnenswert und steht noch aus.

#### Folgende Seiten:

004 Schaufenstergestaltung zum Muttertag, Blumenhaus Emmrich Breslau, 1932

005 Schaufenstergestaltung zum Muttertag mit dem ersten einheitlichen Werbeplakat des VDB, Stuttgart 1930

vom Verband herausgegebene Text- und Bildmaterial zur Veröffentlichung und welches für den internen Gebrauch bestimmt ist, oder wie die Muttertags- Schaufensterdekoration aussehen sollte<sup>12</sup>.

Gründe dafür, daß der VDB mit Rudolf Knauer einen neuen Geschäftsführer anstellte, dürften in der damaligen schlechten wirtschaftlichen Situation des Verbandes zu finden sein. »Die Inflation machte sich immer mehr bemerkbar«, konstatierte Walter Goebels in der Vereinschronik und verwies auf die Luxussteuer, der ab 1. Juli 1922 die Blumenarbeiten über 500,- Reichsmark unterlagen.<sup>13</sup> Die Folge war, daß die Preise stiegen und immer weniger Menschen Blumen kauften: »Bezeichnend für die damalige Situation waren die Todesanzeigen, in denen gebeten wurde, statt Trauerspenden Geld an die Hinterbliebenen zu überweisen, weil man sonst das Geld für die Beerdigung nicht aufbringen konnte.«<sup>14</sup> Der Verband hoffte wohl, mit einem Appell an den ausschließlich ideellen Wert eines jährlich zu feiernden Muttertages potentielle Kunden eher zum Blumenkauf animieren zu können. Der kommerzielle Hintergrund schien vielmehr hinderlich zu sein. In Dr. Knauer, einem »ehemaligen Schuldirektor«,<sup>15</sup> fand der VDB einen engagierten und wortgewandten Propagandisten, der neben anderen Aufgaben deutschlandweit Vortragsreisen unternahm, um »über die Idee





005

- 16 Die Vorträge führten Knauer zum Beispiel im Jahre 1924 durch Berlin, Dresden, Leipzig, Essen, Nürnberg, Elberfeld, Kassel, Hamburg, Gleiwitz, Breslau, Königsberg, Dortmund, Hannover, München, Stuttgart und Kiel. Knauer 1925, S. 38/39.
- 17 Goebels 1993, S. 34/35.
- 18 Abschrift eines Schreibens des Jugendamtes Kassel vom 28.7.1924. Archiv des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland Berlin (im folgenden ADW), Sign.: ADW, CA/PD 457.
- 19 Knauer 1925, S. 4 u. 8
- 20 Knauer 1925, S. 4. Diese überparteilichen und überkonfessionellen Ausschüsse bestanden hauptsächlich aus Vertretern der jeweiligen Ortsbehörden, der Schulen, der Kirchen und Wohlfahrtsverbände. Vgl. hierzu Hausen 1984, S. 478.
- 21 Mit einem Einladungsbrief zu einer Sitzung dieses Ausschusses (dat. 4.4.25) tritt Knauer an den Direktor der Inneren Mission Berlin, Dr. Engelmann, heran, betont das »stille Wirken« und ver-sucht ihn »für diese hohe Idee« zu gewinnen. ADW, CA 928 II. Brief Knauer/Engelmann vom 4.4.1925.
- 22 Goebels 1993, S. 37/38.
- 23 VzDB 26.3.1926, S. 262.
- 24 Satzung und Vorstand der AfV vom 11.5.1925, Bundesarchiv Koblenz (BAK), Sign.: N 1336/38. (im folgenden BAK, N 1336/38).
- 25 Schleiermacher 1998, S. 16.

des Muttertages und seine Durchführung persönlich«<sup>16</sup> zu referieren. Aber die Werbemaschinerie griff nur vereinzelt, der gewünschte schnelle Erfolg blieb 1923 aus: sogar »der Umsatz in Berlin«, dem zentralen Ort Knauers Handelns, war, »wie gemeldet wurde, kümmerlich.«<sup>17</sup> Ähnliches ist in einem Brief des Jugendamtes Kassel ein Jahr später zu lesen: »Der Deutsche Muttertag hat fast gar keinen Erfolg gehabt. Die Durchführung lag in den Händen der Vereinigung der Blumenhändler. Dadurch kam die Veranstaltung von vornherein in den Verdacht, geschäftlichen Spekulationen zu dienen. Auch die freien Wohlfahrtsvereine enthielten sich deshalb der Mitwirkung.«<sup>18</sup> Knauer selbst mußte 1925 resümierend einräumen, daß der erste 1922 verfaßte »Aufruf zur Feier eines deutschen Muttertages (...) fast ungehört (verhallte) und »auch 1923 (...) die erhoffte Gesamtwirkung noch nicht in Erscheinung (trat)«. <sup>19</sup> Obgleich die Ortsgruppen des Verbandes mit Unterstützung von Knauer von Anfang an und auch in der Folgezeit »neutrale Ausschüsse für die Durchführung des Muttertages ins Leben gerufen«<sup>20</sup> hatten und zudem ein spezieller »im stillen wirkender«<sup>21</sup> Ausschuß Aktionen setzte, waren »in den Jahren 1925 und 1926 (...) die Verbandszeitungen voller Konkursmeldungen.«<sup>22</sup> Ende März 1926 teilt die Verbandszeitung fast schon erleichtert mit:

»Die Einführung des Muttertages in ganz Deutschland ist nunmehr in die Hände der ›Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundung‹ gelegt worden. Dieser Arbeitsgemeinschaft wird es hoffentlich gelingen, weite Kreise hierfür zu interessieren, Kirche und Schule zu gewinnen, die Regierung dahin zu bringen, den Muttertag am zweiten Sonntag im Mai als offiziellen Feiertag festzulegen. Die Arbeitsgemeinschaft bildet im ganzen Deutschen Reich neutrale Ausschüsse, in denen vor allem Geistliche und Lehrer sein werden, denen die Durchführung des Muttertages obliegt. Schon bestehende neutrale Ausschüsse werden der Arbeitsgemeinschaft angegliedert und nutzbar gemacht. Also wieder ein Schritt vorwärts auf unserem Wege.«<sup>23</sup>

## Die Kooperation

Vom »Centralausschuß für Innere Mission Berlin«, dem damals wichtigsten protestantischen Träger von Einrichtungen für körperlich und geistig behinderte sowie alte Menschen, wurde der Arzt und Nationalökonom Dr. med. Dr. phil. Hans Harmsen (1899-1989) im Mai 1925<sup>24</sup> zum Geschäftsführer der ›Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundung‹ (AfV) ernannt, der er als wissenschaftlicher Leiter bis 1942 vorstand.<sup>25</sup> Seit 1924 hatte sich Harmsen »mit seinen wis-



006



007



008 Werbeplakat des VDB, 1930

006 Werbeplakat des VDB, 1927

007 Werbeplakat des VDB, o.J.

senschaftlichen Arbeiten als Sozialhygieniker mit dem Schwerpunkt Eugenik und Bevölkerungspolitik ausgewiesen.<sup>26</sup> Für ihre Arbeitsschwerpunkte bildete die aus der 1920 gegründeten »Volksgemeinschaft zur Wahrung von Anstand und Sitte« hervorgegangene »Arbeitsgemeinschaft« bis 1928 folgende Fachausschüsse:

- Bevölkerungspolitik
- Gesundheitspflege, Körperkultur und Alkoholfragen
- Sexualethik und Fragen der sexuellen Aufklärung
- Lichtspielwesen, Theater- und Berufsfragen
- Bekämpfung von Schmutz und Schund, sowie für Schutz der Jugend bei Lustbarkeiten
- Vorbereitender Ausschuß für den Deutschen Muttertag (ab 1931 »Reichsausschuß für den Deutschen Muttertag«)

Diese Fachausschüsse, in denen verschiedenste Gruppierungen der konservativen Sittlichkeitsbewegung Deutschlands organisiert waren, steckten die Arbeitsfelder der AfV ab.<sup>27</sup> Themen wie »Geburtenrückgang«, »Jugendberatung«, »parlamentarischer Kampf um die sittliche Reinhaltung des Volkes«, »Vererbungswissenschaft«, »Gegen eine Verlängerung der Polizeistunde«, »Bekämpfung von Schund und Schmutz«, »Ehe-, Familien- und Geburtenpolitik«,

26 Ebd. Soweit nicht anders vermerkt, beziehe ich mich in den folgenden Ausführungen bezüglich der AfV auf die Publikation Sabine Schleiermachers.

27 Vgl. hierzu Schleiermacher 1998, S. 105/106.



010

009 Hans Harmsen (1899-1989), Berlin, um 1930

010 Hans Harmsen, *Denkschrift zur Einführung eines Deutschen Muttertages*, Berlin 1926

»Eugenik«, »Bevölkerungspolitik« und »Muttertag« spiegelten sich zu etwa gleichen Teilen in Publikationen und anderen Aktivitäten, und standen auf der Tagesordnung der Mitgliederversammlungen.<sup>28</sup>

Einem Sitzungsprotokoll der AfV ist zu entnehmen, daß die erste Mitgliederversammlung des »Vorbereitenden Ausschusses für den Deutschen Muttertag innerhalb der Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundung«<sup>29</sup> am 29. März 1926 in Berlin stattfand. Neben Knauers »1. Ausschuß für den Deutschen Muttertag« sind hier noch weitere 30 Mitglieds-Organisationen genannt, deren Diskussion »durchwegs eine Bejahung des (Muttertags-)Gedankens« zum Ergebnis hatte.<sup>30</sup> Unter den Mitgliedern, die sich hier »zum Zwecke der allgemeinen Einführung«<sup>31</sup> des Muttertages zusammenschlossen, finden sich unter anderen der »Deutsche Ärzte- und Volksbund für Sexual- und Gesellschaftsethik«, der »Reichsausschuß für Hygienische Volksbelehrung«, der »Reichsbund der Kinderreichen«, der »Katholische Frauenbund Deutschlands«, die »Vereinigung evangelischer Frauenverbände Deutschlands«, der »Reichsverband deutscher Hausfrauenvereine« und der »Deutsche Caritasverband«. Die Aufgaben des »Vorbereitenden Ausschusses« legte Hans Harmsen in groben Zügen in seiner »Denkschrift zur Einführung eines Deutschen Mutterta-

<sup>28</sup> Ebd. S. 105. Aufschlußreich bezüglich der Themenschwerpunkte ist die Publikation: *Der Kampf um innere und äußere Volksgesundung. Zehn Jahre Veröffentlichungen der AfV. Eine Quellenübersicht zu bevölkerungspolitischen, sozialhygienischen und sozialetischen Tagesfragen*. Hrsg. von Hans Harmsen, Berlin 1935.

<sup>29</sup> Sitzungsprotokoll der AfV, Betr. Der Deutsche Muttertag und Mitgliederversammlung am 19.4.26. Dat.: 10. April 1926, Berlin (zwei Schreibmasch.-Seiten), BAK, Sign.: N 1336/39.

<sup>30</sup> Ebd. S. 2.

<sup>31</sup> Ebd.



ges« fest, die zusammen mit den »Richtlinien zur Durchführung« und einem »Merkblatt« bei der ersten Sitzung verteilt wurden. Die definierten Aufgaben lauteten:

1. Herausgabe von Material über den Deutschen Muttertag.
2. Festlegung der Richtlinien für die Durchführung des Muttertages.
3. Aufrechterhaltung der Verbindung mit den schon bestehenden neutralen Ausschüssen im Lande.
4. Die Vorbereitung einer grundsätzlichen Aussprache mit den wichtigsten zentralen Behörden und Organisationen. Im Verlauf der weiteren Arbeit würde ein Reichsausschuß zu bilden sein, in dem die wichtigsten Persönlichkeiten der beteiligten Behörden und tragenden Verbände vertreten sein müßten.<sup>32</sup>

Knauer konnte zufrieden sein, hatte er doch in der erst 1924 gegründeten AfV wenige Jahre später eine der einflußreichsten Organisationen der freien Wohlfahrtspflege damaliger Zeit, eine in wirtschaftlicher Hinsicht »unverdächtige« Kooperationspartnerin für den VDB gewonnen, die aufgrund ihrer differenzierten Mitgliederstruktur gute Kontakte zu den unterschiedlichsten Ministerien hatte.<sup>33</sup> Die AfV nutzte diese Verbindungen, um ihre Interessen gezielt zu verfolgen. So wurde bereits in jener ersten Mitgliederversammlung beschlossen, »zunächst die Erfahrungen des Muttertages 1926 zu sammeln und zu verarbeiten«, um danach »an die Regierung, die öffentlichen Körperschaften und an die Kirchen«<sup>34</sup> heranzutreten. Harmsen seinerseits erkannte die Gelegenheit, über die vom VDB deutschlandweit forcierte Kommerzialisierung des Muttertages die bevölkerungs- und rassenpolitischen Standpunkte der AfV öffentlichkeitswirksam zu propagieren:

»Der deutsche Muttertag wird (...) vor allem Gelegenheit schaffen, breiteste Kreise auf die großen Fragen unseres volkischen Bestehens hinzuweisen, auf die Bedeutung, die die Mutterschaft im Leben der Familie und eines jeden Volkes hat. Hier wird man auch betonen müssen, daß es lediglich die kinderreichen Familien sind, die das Leben eines Volkes erhalten und fortführen. Die Tatsache des heutigen starken Geburtenrückganges, die auf den allgemeinen Gebrauch der Präventivmittel und eine ungeheuerliche Zahl von Abtreibungen zurückzuführen ist, und die den Fortbestand unseres Volkes ernsthaft in Frage stellt, dürfte schon Anlaß genug sein, einmal den Gedanken der Mutterschaft ganz in den Mittelpunkt der Tagesbetrachtungen zu rücken. (...) Unlösbar ist mit dem Kampf um eine gesunde Mutterschaft eine zielbewußte Rassenhygiene und eine sexuelle Hygiene verbun-

011 Verbandszeitschrift Deutscher Blumengeschäftsinhaber, um 1930

32 Harmsen 1926, S. 4. Zeitgleich veröffentlichte Harmsen die Richtlinien zur Durchführung sowie ein Merkblatt, in denen die zentralen Aufgaben detailliert aufgeschlüsselt sind. Beide im ADW, CA 928 III.

33 Schleiermacher 1998, S. 104.

34 Sitzungsprotokoll der AfV, 10. April 1926.

Folgende Seiten:

012 Die Zehn Gebote für den Muttertag der Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundung, 1925

013 Muttertags-Werbematerial der Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundung, um 1926

## Zehn Gebote für den Muttertag.

1. Nimm der Mutter am Sonntag alle Arbeit ab, damit sie einen Feiertag hat.

2. Stelle frühmorgens Blumen ans Lager oder auf den Tisch.

3. Schicke ihr, wenn Du fern von ihr weilst, einen Brief, eine Karte, füge eine Aufmerksamkeit bei.

4. Gehe zum Friedhose, wenn dort deine Mutter liegt oder eine andere Mutter, die zu Deinem Verwandtenkreise gehört, und wie am Totensonntage düstere Kränze niedergelegt werden, so schmücke das Grab mit den Blüten des Frühlings.

5. Horche um in der Nachbarschaft, wo eine Mutter Not und Sorgen leidet, sage ihr tröstende Worte, drücke ihr die Hand und biete ihr sonst eine Aufmerksamkeit.

6. Weißt Du eine Mutter im Krankenhaus, im Siechenhaus, im Altersheim, gedenke ihrer. Frage nicht, ob andere dazu verpflichtet sind.

7. Wenn Du auf der Straße ein altes Mütterchen siehst, gehe zu ihr und erweise ihr eine Freundlichkeit oder schenke ihr eine kleine Gabe, wenn es nötig ist.

8. Nimm einer Mutter, gleichviel ob jung oder alt, Lasten ab, geleite, stütze sie, wenn es nottut.

9. Wirb jetzt und am Muttertage selbst für den Gedanken, setze ihn in die Tat um und Sorge, daß es auch andere tun.

10. Nimm Dir fest vor, Deine Mutter und alle deutschen Mütter auch in Zukunft stets zu achten, zu ehren und zu unterstützen, immer und alle Tage — wie am Muttertage. Sorge dafür, daß auch andere es tun. Dann wird der Muttertag ein Segen für das deutsche Volk werden!



# Postkarten:

## Reihe A.:

Bilder  
von Rudolf  
Schaefer  
im Umschlag  
mit einer  
Spruchkarte  
von Dr.  
Brüggemann,  
Hannover,  
herausge-  
geben vom  
Stiftungsver-  
lag Potsdam



Erste Schritte

O Gott ich bitte, bewahre mein Kind, so fall ich nicht.

Reihe A.

## Reihe B.:

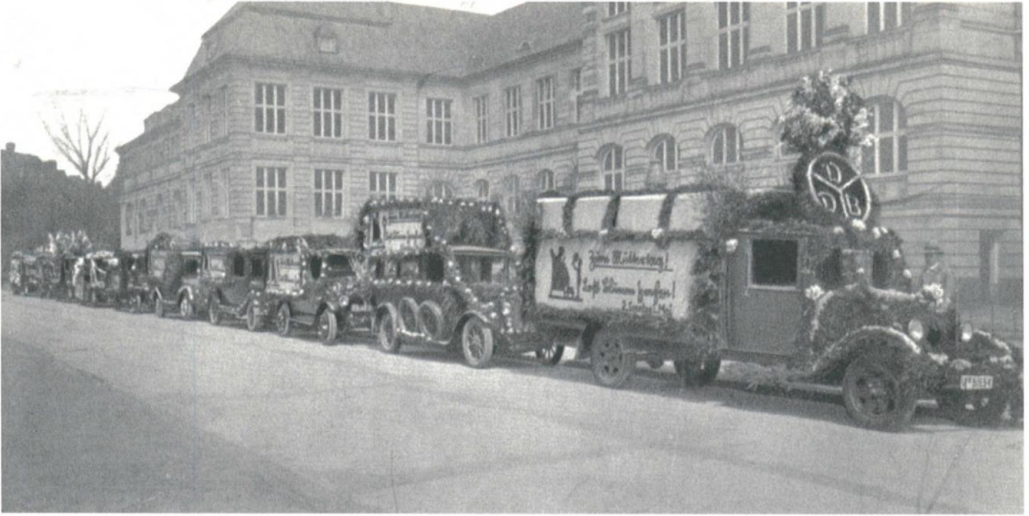
Bilder  
von Rudolf  
Schiefl im  
Umschlag mit  
einer Spruch-  
karte von  
Dr. Brügge-  
mann, Han-  
nover, heraus-  
gegeben vom  
Verlag Friß-  
Hender, Bln-  
Zehlendorf



Reihe B.



Reihe B.



014 Muttertags-Autokorso  
des VDB, Köln 1932

den, die der einzige wirkliche Ausgangspunkt einer wirksamen Bekämpfung der herrschenden Sexualmoral und der Geschlechtskrankheiten sein kann.«<sup>35</sup>

- 35 Harmsen 1926, S. 3.  
 36 Goebels 1993, S. 37/38.  
 37 ADW, CA 928 III.  
 38 Eine der wohl frühesten Veröffentlichungen der Zehn Gebote ist am 9.5.1924 in den Kasseler Neuesten Nachrichten zu finden.  
 39 Die modifizierten Zehn Gebote wurden unter anderem in den von Harmsen herausgegebenen Muttertagsnummern der Schriften zur Volksgesundung 1927-1930 abgedruckt. Vgl.: Hausen 1980, S. 262-264.  
 40 BAK, N 1336/38.  
 41 Niederschrift über die Mitgliederversammlung des AfV vom 6.4.1927. Dat.: 15.5.1927, BAK N 1336/44.  
 42 Protokoll der Arbeitssitzung der AfV vom 6.4.1927, ADW, CA 928III. Zitiert nach Schleiermacher 1998, S. 107.

Im Gegensatz zu Knauer hatte es Harmsen in seiner Funktion bei der AfV nicht nötig, so bald als möglich finanziellen Gewinn zu verbuchen. Während der VDB das Geschäftsjahr 1926 rückblickend als das schlechteste der Verbandsgeschichte verzeichnen mußte<sup>36</sup>, wurde in den »Richtlinien« von Harmsen festgelegt: »Von besonderen Straßensammlungen oder Blumentagen ist grundsätzlich abzu-sehen. Notwendig ist die Ausschaltung jeder materiellen Ausbeu-tung und jeder Betonung wirtschaftlicher Interessen beim Eintreten für den Gedanken.«<sup>37</sup> Um zu vermeiden, in den Kontext des Kommer-zes zu geraten, wurden sogar die von Knauer verfaßten »Zehn Gebote für den Deutschen Muttertag«<sup>38</sup> abgeändert beziehungsweise »zensiert«. Der Sinngehalt »Schenke der Mutter Blumen« ist dreimal gestrichen, das sechste und siebente Gebot in einem zusammenge-faßt und dafür ein neues Zehntes ergänzt.<sup>39</sup> Knauer, der im April 1926 in den Vorstand der AfV aufgenommen wurde,<sup>40</sup> legte knapp ein Jahr später »sein Amt im Vorstande der Arbeitsgemeinschaft wegen seiner gleichzeitigen Tätigkeit als Geschäftsführer des Ver-bandes der deutschen Blumengeschäftsinhaber«<sup>41</sup> nieder. Er schied aus, weil auf die Muttertags-Arbeit der AfV nicht der »Schein fallen dürfe, als ob sie auch materielle Interessen mitvertreten würde.«<sup>42</sup> Durch seinen offiziellen Austritt war die geschäftliche Seite des Muttertages besser denn je getarnt, und der »Vorbereitende Aus-schuß«, dem Knauer nach wie vor angehörte, konnte seine »auf

43 Bericht über die Ordentliche Mitgliederversammlung der AfV vom 19.4.1926, BAK, N 1336/38.

44 VzDB, 4.7.1930, S. 2.

lange Sicht berechnete<sup>43</sup> Strategie zur »allgemeinen Einführung« konzentriert angehen. Trotz Weltwirtschaftskrise sind drei Jahre später in einem Rückblick auf den Muttertag 1930 in der Verbandszeitung eine beträchtliche Anzahl von geschäftlichen Erfolgsbilanzen vermerkt: »Nürnberg. Der Geschäftsgang zum Muttertag war durchweg sehr gut, zum Teil waren die Geschäfte ausverkauft«, »Die Blumenwerbung Stuttgart sieht wieder auf einen vollen Erfolg zurück«, »Der Muttertag ist für uns Münchener Blumengeschäfte der glänzendste Geschäftszweig, der, geschäftlich gerechnet, bei den meisten Firmen das Weihnachtsgeschäft weit in den Schatten stellt.«<sup>44</sup>

Die Kooperation hatte sich ausgezahlt: die Mitglieder des »Verbandes Deutscher Blumengeschäftsinhaber« begannen wieder schwarze Zahlen zu schreiben, die »Arbeitsgemeinschaft« verteilte über eine immer größere Anzahl florierender Blumengeschäfte die von ihr herausgegebenen Werbematerialien zum Muttertag, und konnte auf diesem Weg sukzessiv ihre bevölkerungspolitischen Vorstellungen flächendeckend im ganzen »Deutschen Reich« verbreiten.



## DAS MUTTERTAGSREDEN EINFÜHRUNG IN DEN MUTTERTAG UND DAS MUTTERTAGSREDEN DES POLITISCHEN KATHOLIZISMUS IN ÖSTERREICH

ALEXANDER BOESCH

### Die Anfänge

1924 ist es auch in Österreich so weit. Schon im ersten Jahr des Versuches den Muttertag in Österreich einzuführen, kann die Reichspost freudenstrahlenden Wortes verkünden: »Der Gedanke eines Weihetages für die Mutter hat Eingang gefunden im katholischen Volk, ja man kann sagen überhaupt beim bodenständigen Volk Österreichs. Die Herzen sind entzündet und die Flamme der Liebe wird hell aufleuchten am Tag der Mutter. Bis in das entlegene Gebirgstal Tirols und vor dem Arlberg drang der Ruf und fand Widerhall. Alle Bundesländer begehen den Weihetag. Wie Lauffeuer gings durch die Länder. Die Bischöfe verkündeten die Muttereh- rung, Dekanat und Pfarre folgten dem geistlichen Oberhirten. Tau- sende Blätter flatterten hinaus aus dem Herzen des Reiches und tragen die Worte, zart gebunden in Versen, zu Mutters Lob und Ehre und tausend Hände regen sich in emsiger Sorge und Freude. Lehrer und Priester leiten die Vorbereitung und die katholischen Vereine, Kongregationen usw. wetteifern an regem Eifer, das Pfarrgemeindefest zu einer würdigen Mutterverehrung zu gestalten.«<sup>1</sup>

Die Geschichte des Muttertages beginnt; der Festtag setzt sich mit atemberaubender Geschwindigkeit durch und eilt der Bezeichnung »Tradition« entgegen. 10 Jahre später ist für die Grazer Tagespost der Ursprung des Muttertages bereits ins Dunkle der Geschichte gehüllt: »Wir wissen heute nimmer, woher er gekommen, wer ihn erfunden hat; er war da, hat durch seine wunderbare Idee groß und klein in seinen Bann gezogen....«<sup>2</sup> Vorerst aber muß in Österreich die Bevölkerung in die Praktiken und Denkmuster des Muttertages eingeführt werden – wer wen warum wie und wann feiern soll, muß erst vermittelt und gelehrt werden. Viele Muttertage fielen von der Erde in den Himmel, aber nie umgekehrt.

Der Akteure und Promotoren, die sich dieser Aufgabe annehmen, gibt es viele, und ihre Motive und Interessen lassen sich in ein vielgliedriges Fach der Begriffe einordnen. Sie sind religiöser, geschäftlicher, persönlich-sentimentaler, sozial-, familien-, kultur-, manchmal staats- und immer geschlechtspolitischer Natur. Viele der vie-

1 Tuchmann Karl, *Zum Tag der Mutter*. In: Reichspost, Mai 1924.

2 Tagespost, 12. Mai 1935. Zit. nach: Beate Grein, *Der Muttertag im Spiegel ausgewählter steirischer Tageszeitungen unter Berücksichtigung von Frauenbild und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen*; Diplomarbeit, Graz 1993, S. 50.



016 Werbeinserat, Reichspost, Mai 1933

Linke Seite:  
015 Jugendrotkreuzzeitschrift *Ich diene*, zum Muttertag Mai 1927



017 Werbeinserat, Reichspost, Mai 1933



018 Christlichsoziale Spendenkarte zum Muttertag, 1929

len, insbesondere katholischen, österreichischen Vereine, die Pfarren, die Kirchen, die Schulen, parteipolitische Organisationen, DichterInnen, Floristen und andere Gewerbetreibende setzen sie um, propagieren mehr öffentlich oder mehr im Hintergrund in Tages- und auf Wandzeitungen, mittels Werbeplakaten, Broschüren und Flugblättern, Reden, Predigten, Demonstrationen, kommerziellen und ideellen Zeitungsinseraten den Muttertag, inaugrieren die Tradition, geben Anleitungen und organisieren Feiern. Gedichte, Lieder, Theaterstücke werden für den Muttertag herangezogen, umgeschrieben, verfaßt, Blumen und Kuchen gekauft, gepflückt, gebacken, Bonbons, Torten, Bücher, Zeitungsabonnements, Siemens-Gasgeräte, Lebensversicherungen und vieles andere als Muttertagsgeschenke beworben. Sowohl die Kritik, der Muttertag dürfe kein kommerzielles Fest, sondern müsse eines der Innerlichkeit sein, als auch der in variationsreichen Wendungen formulierte Gedanke nicht einmal im Jahr, sondern jeden Tag müßte eigentlich Muttertag sein, ist so alt wie der Muttertag selbst und begleitet ihn, einem Generalbaß gleichend, ebenso von Anfang an wie das obligatorische Programm der Darbietungen und »kleinen Aufmerksamkeiten«.

»Der Sinn des Tages widerspricht eigentlich großen Geschenken. Es sollen (...) nur Gaben des Herzens sein, auf deren inneren Wert es ankommt.«

Neues Wiener Abendblatt, Mai 1926

»Es darf der Gedanke nicht untergehen mit dem Sinken der Sonne.«

Reichspost, Mai 1925

»Einen Muttertag? Ha! das ist gar nichts!

Bei uns daheim ist alle Tage Muttertag!«

Reichspost, Mai 1934

»Es hat einmal ein sehr edler, junger Mensch zu mir gesagt:

›Wir haben dreihundertfünfundsechzigmal im Jahr Muttertag, und ich wußte, daß er die Wahrheit sprach. So sollte es ja eigentlich überall sein.«

Neues Wiener Tagblatt, Mai 1937

»Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe auf Erden,‹ heißt das vierte Gebot Gottes, das gilt im ganzen Jahr und gilt an jedem Tag. Es wird hier nicht zum ersten mal gesagt, daß bei einem guten Kind, bei einer rechten Familie jeden Tag Muttertag sein soll.«

Reichspost, Mai 1937



019 850 Pfadfinder, berichten Zeitungsmeldungen, marschieren 1926 den Wiener Ring entlang. Die mitgetragenen Transparente sollten auf die Idee des Muttertages aufmerksam machen.

Nicht selten reproduzieren die Muttertagsgeschenkartikel in kleinen Schriftzügen und Bildern die grundlegenden Handlungs- und Gesinnungsanweisungen, die der Feier Inhalt und Form geben. Zu sehen und zu lesen ist auf Schattenriß- und bunten Muttertagspostkarten, auf Porzellandosen und auf anderen Botschaftsträgern, was im Allgemeinen zu tun sei. 1926 steht es etwas ausführlicher formuliert im »Neuen Wiener Abendblatt« unter der Überschrift »Wie feiert man den Muttertag?«: »Ratschläge? Das scheint beinahe überflüssig, weil der Muttertag eine Angelegenheit des Herzens und nicht eine Sache der Gepflogenheit ist. (...) Heute darf die Mutter nichts arbeiten, das ist die Devise, die in einer Familie ausgegeben wird. Mann und Kinder stehen noch früher auf als die Mutter, die sonst immer die Erste aus den Federn ist, räumen auf, bereiten das Frühstück, decken mit Maiglöckchen, Flieder oder auch mit selbstgepflückten Wiesenblumen den Festtagstisch, und die Mutter wird wie ein geliebter Gast behandelt und feierlich eingeholt. Vielleicht gibt es auch Überraschungen oder einen Spaziergang möglichst tief in den Mai hinein, wo er am grünsten und blühendsten ist. Oder es wird der Mutter ein Lieblingswunsch erfüllt. (...) Können in der Ferne weilende Kinder morgen nicht selbst bei der Mutter sein, so müssen ihre Briefe auf dem Frühstückstisch liegen. Ist die Mutter

3 Morgen. *Wie feiert man den Muttertag?*. In: Neues Wiener Abendblatt, 8. Mai 1926, S. 5.

heimgegangen und hat die ihren für immer verlassen, so wird ihr Hügel mit Blüten geschmückt.«<sup>3</sup> Die Mutter, vom Wochenbett bis zum Grab, ist immer daheim; sind es die Kinder nicht, schreiben sie ihr. Feier, Brief und Grabbesuche – diese drei Muttertagsfälle sind der immer wiederkehrende Rahmen, innerhalb dessen das allgemeine Regelwerk des Dankens, Ehrens und Gedenkens sich entfaltet. Die Mutter zu ehren und ihrer zu gedenken ist in den 20er und 30er Jahren eine sehr häufig angeführte Regel des »Gedenktages« und beides bezieht sich sowohl auf die verstorbene als auch die lebende Mutter. An seine tote Mutter zu denken ist keine Angelegenheit aller Einzelnen für sich: »Vormittags fanden in einer ganzen Reihe von Kirchen Gedächtnismessen für die verstorbenen Mütter und Predigten über die Mutterwürde statt.«<sup>4</sup> Der Ort des gemeinsamen Gedenkens an die verstorbenen Mütter weitet sich in den 30er Jahren auf die Friedhöfe aus; kollektive Gebetsandachten werden etwa von dem katholischen Elternverein »Frohe Kindheit« organisiert.<sup>5</sup> In den ersten Jahren könnte das mit einem Grabbesuch verbundene Gedenken an die verstorbene Mutter faktisch als ein individuelles verstanden werden. Hinsichtlich diesbezüglich stattfindender Aktivitäten ist es aber oft ganz besonders schwer zwischen öffentlichem und privatem Bereich zu unterscheiden: »Nachmittags war der Gräberbesuch überaus intensiv und unzählige Blumengrüße galten der toten Mutter. Der Verkehr nach dem Zentralfriedhofe war ein derart reger, daß die städtischen Straßenbahnen für eine wesentliche Verstärkung des Verkehrs Sorge trugen. Rührend war auch die Feier des Muttertages in den Spitälern, die einen besonders zahlreichen Besuch von Angehörigen erkrankter Mütter aufwiesen.«<sup>6</sup> Die feinen Unterschiede zwischen öffentlichen und privaten Muttertagsfeiern wären mittels einer vollständigen Kombinationsreihe der Begriffe »Kollektiv«/»Individuum« einerseits und »den Müttern«/»meine Mutter« andererseits flüchtig in den Griff zu kriegen. Nimmt man den Fall »das Individuum feiert als solches seine eigene Mutter« als den vierten und letzten an, der nur praktisch von der medialen Öffentlichkeit außer Kraft und von der Gleichzeitigkeit und den partiell geteilten Regeln und Normen des Feierns in Bewegung gesetzt wird, findet man sich bei der Muttertagsfeier in der Familie, dem individuellen oder familiären Grabbesuch und dem Brief<sup>7</sup> an die eigene Mutter wieder. Marianne Hainisch<sup>8</sup> hat jene dialektische Spannung zwischen Allgemeinem und Besonderem gespürt: »Am zweiten Sonntag im Mai soll, wie im Vorjahr, wieder der Muttertag begangen werden. Es wird abermals viel Liebe auslösen. (...) Keine öffentliche Kundgebung soll es geben, keine großen Geschenke, ein nationales Familienfest wird es nur deshalb sein, weil es in allen Familien begangen werden soll.«<sup>9</sup>

4 *Der Tag der Mutter.* In: Reichspost, 14. Mai 1928.

5 Vgl. Beate Grein, *Der Muttertag im Spiegel ausgewählter steirischer Tageszeitungen unter Berücksichtigung von Frauenbild und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen*; Diplomarbeit, Graz 1993, S. 55.

6 *Der Tag der Mutter.* In: Reichspost, 14. Mai 1928.

7 Der »Muttertagsbrief« wurde erst von den Nationalsozialisten zu einem »das Kollektiv feiert die Mutter«-Muttertagsfall modifiziert. Siehe in diesem Buch: *Das Ehrenkreuz der Deutschen Mutter*, Hartwig Knack.

8 Zu Marianne Hainisch siehe weiter unten.

9 *Jugendrotkreuzzeitschrift. Ich diene*; Mai 1926, S. 12.

# Festnummer zum Tag der Mutter.

Lieber Freund! Wief mich nicht weg!

Ob mich weiter an Neme und Kranke!

# Wiener Kirchenblatt



Schriftleitung und Verwaltung:  
Wien, I., Rotenturmstraße Nr. 2  
Telephon R 24-0-71

Postspartassen-Kont:

in Oesterreich . . . . .	Nr. D 65.546
in Ungarn . . . . .	Nr. 19.799
in Deutschland Berlin NW	Nr. 122.671
in Tschechoslowakei . . . .	Nr. 79.826
in Schweiz Bern III . . . . .	Nr. 582

## Wochenschrift für die Katholiken mit der Beilage: Das kleine Kirchenblatt

**Preis 10 Groschen.**

Jahresabonnement (für:  
einschließlich Zustellung und Porto):  
Oesterreich 7 Schilling. — Deutschland  
6 Mk. — Tschechoslowakei 40 K. —  
Ungarn 7 Denar. — Jugoslawien  
100 Dinar. — Frankreich 45 Francs. —  
Italien 40 Ital. Lire. — Schweiz 10 Franken.  
— Amerika 2 Dollar. — Polen  
10 Zloty. — Holland 5 Holl. fl. — Ru-  
mänien 300 Lei.

12. Jahrg.

Wien, am 11. Mai 1930

Nr. 19



Der Mutter Ehrentag.

Georg Zimmermann inv. et del.



021 *Wiener Bilder*, Illustrierte Wochenzeitschrift, Mai 1928



022 *Wiener Bilder*, Illustrierte Wochenzeitschrift, Mai 1927



023 *Wiener Bilder*, Illustrierte Wochenzeitschrift, Mai 1928

Das im Zuge der Einführung des Muttertages ausgegebene Ensemble von Handlungsanweisungen wies Söhne, Töchter und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens nicht nur dazu an, ihrer Mutter Blumen zu schenken, sondern oft auch, diese einer bestimmten Mutter aus bestimmten Gründen in einer bestimmten Geisteshaltung zu schenken. Insbesondere das Reden über das Ehren der Mutter beschreibt die erwünschten Verhaltens- und Denkweisen der Feiernden nicht weniger exakt als die der Gefeierte(n). Manche Mütter, spekuliert die Reichspost, werden den komplementären Sinn der Anweisungen schon auf deren Ausführung anwenden. »Mütter aber, denen die Blumensträuße und Gaben und preisenden Worte gelten, werden wohl bescheiden und demütig, wie alle echten Mütter, in die hellen Augen der Kinder blicken und fragen: Was brauchen wir Dank? Der schönste ist uns ja schon zu teil geworden.«<sup>10</sup>

Die Muttertagmutter wird vorgestellt und als Perspektive auf die oder die eigene Mutter angeboten. In den Bedeutungsdimensionen ›des Ganzen‹, des ›Lebens‹ sollen Mutter, Kind und Gesellschaft zueinander Stellung beziehen und diese gemäß der jeweiligen ideologischen Implikationen der Anweisungen subjektiv sich aneignen. Die Struktur erinnert an das Bildungskonzept von Wilhelm von Humboldt: »Wenn wir aber in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühle des gesamten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt.«<sup>11</sup> Bezüglich des Muttertagredens in der Ersten Republik drängt sich der Gedanke auf, die AdressatInnen des Festes sollten sich das »gesamte geistige und sittliche Streben« in der Form der symbolischen Ordnung der Mutter aneignen – ihr Fassungsvermögen jedenfalls stellt der Muttertag auf eine Probe. Ist Bildung die subjektive Aneignung der Kultur durch den Einzelnen, so wäre am Tag danach damit zu beginnen, die in der Form ›der symbolischen Mutter‹ subjektiv angeeignete Kultur auf das ›wahrhaft‹ Allgemeine, die Kultur in ihrer objektiven Form, die Gesellschaft als Ganzes zurückwirken zu lassen.

Die sich bis heute größtenteils nicht verändert habenden formalen Mittel des Dankes erwiesen sich auf längere Sicht offenbar als konsensfähiger – die Sozialdemokraten etwa nahmen sich ihrer erst in der zweiten Republik auf breiter Parteibasis an – als die inhaltliche Antwort auf die Frage nach dem Wofür und dem Warum des Dankens. Gedankt wird mit Geschenken, Darbietungen und genehmen Verhalten für Handlungen, Gesinnungen und Tugenden, die der Mutter zugeschrieben werden. Die Mutter zum Beispiel der katholischen Idee der Liebe bleibt nicht unbestimmt. Zwischen leichtfüßiger Aufzählung dessen, was sie praktisch bedeutet, und ›bedeutungsschweren Begründungen‹ ihrer Natur reihen sich die alljähr-

10 *Heute ist der Tag der Mutter*. In: Reichspost, 25. Mai 1924.

11 Wilhelm von Humboldt. In: *Gesammelte Schriften*, Akademie-Ausgabe, Bd. VII, 1, S. 30.



024 Blumeneinkauf zum Muttertag, Wien 1929



025 Wiener Kirchenblatt, Mai 1931

lichen Gedanken zum Muttertag der Redenden ein. Das Danken elaboriert inhaltlich das Wofür – in den Geschenken in symbolischer, im Verhalten in inverser und im Vortragen in expliziter Form. Überschneidungen sind Tradition. Wofür der Mutter in der Ersten Republik im Allgemeinen zu danken ist, dafür ist sie auch meistens im Besonderen zu ehren. Insbesondere für ihre emotionale und kulturelle, ihre symbolische und materielle Funktion für die Gesellschaft und die einzelnen Familienmitglieder. Das Danken ist die zentrale Muttertagskategorie hinsichtlich des ihm evident immanenten Prinzips des Tausches, das Ehren ist es hinsichtlich der transportierten Ideologie.

Das Wofür des Ehrens kumuliert im Opfer der Mutter, das Warum des Dankens in der Schuld der Anderen. Weil die Mutter sich aufopfert, schulden die Kinder ihr Dank. »So soll dieser Tag dem schönen und hohen Zweck geweiht sein, ein wenig von der unmeßbaren und unwägbaren Dankesschuld abzutragen, die ein jeder Einzelne, die eine ganze Generation den Müttern schuldet.«<sup>12</sup> Insofern die Mutter jeden zweiten Sonntag im Mai gefeiert werden soll, antizipiert der Dank die Fortführung dessen, wofür und den Grund warum er ausgesprochen wird. Im Unterschied zu anderen Dankesreden und Laudationen bezieht sich das Muttertagsreden kaum je auf eine poten-

12 *Heute ist der Tag der Mutter.*  
In: Reichspost, 25. Mai 1924.

13 Ebd.

tiell abgeschlossene Handlung, sondern auf das ›zeitlose Wesen der guten Mutter‹. Über dessen Gegenteil wird in der Ersten Republik offen gesprochen. Schuld und Opfer werden der Logik des Festtages entsprechend gegeneinander eingetauscht und im öffentlichen Bereich dezidiert in einer Weise thematisiert, die unter anderem eine von Kulturpolitik und von Interessen hinsichtlich der Regelung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung freie Interpretation nicht zuläßt. Die Differenz zwischen ›der lieben Mutti danken‹ und der ›ethischen Erhöhung und Wertung der Mutterschaft‹<sup>13</sup> wird geringer. Die Opferbereitschaft ›der Mutter‹ ist das sinnstiftende Korrelat, auf die sich die Handlungs- und Gesinnungsanweisungen, sowohl in ihren zahlreichen expliziten Formulierungen als auch in ihren vom gesellschaftspolitischen Kontext vermittelten, Bedeutungen letztlich beziehen. Betrachtet man den Muttertag als sich rasch institutionalisierendes Ensemble von Reden und Redeweisen, Praktiken, Ritualen und Objekten mittels derer den AdressatInnen des Festtages unterschiedliche Modelle imaginärer Beziehungen zu ihren gesellschaftlich vermittelten, realen Existenzbedingungen<sup>14</sup> aufgeführt und angeboten werden, erscheint jenes Ensemble als deren mimetische Abbildung, moralische Begründung oder festtagskulturelle Komplementierung. Dank erhält und geehrt wird die Mutter für ihren Lebensentwurf, ihre Biographie, für die Eigenschaften, die denselben korrespondieren sollen und für ihren Bildungswert.

14 Vgl. Christina Lutter, Markus Reisenleitner, Cultural Studies. Eine Einführung, Wien 1998, S. 69.

15 Reichspost, 14. Mai 1928.



026 Zur Feier des Muttertages für den Schulgebrauch, Wien 1927



027 Zur Feier des Muttertages für den Schulgebrauch, Wien 1937

In der Chronik der Pfarre Hernals im 17. Wiener Gemeindebezirk wird 1924 die Muttertagsfeier das erste Mal erwähnt. 1925 das zweite Mal. 1926 und in den folgenden Jahren findet sich kein Eintrag mehr. Der Muttertag wurde nicht mehr erwähnt. Er hat »Eingang gefunden im katholischen Volk«. Die kurze Zeit, die das Fest benötigt, um sich durchzusetzen und als ›Tradition‹ gedacht und empfunden zu werden, scheint erstaunlich. 1925 bezeichnet die Reichspost den Muttertag als Teil des »katholischen Lebens« und 1928 hat er in Österreich »Wurzeln zu schlagen begonnen.«<sup>15</sup> Es gibt viele Gruppen und Institutionen deren Interessen und Bedürfnisse sich in Bezug auf Mütter und den Muttertag umsetzen und in das Reden über sie transkribieren lassen. Das Bundesministerium für Unterricht ist eine von ihnen. 1931 gibt es zum fünften Mal per Erlaß eine Weisung: »Wie in den letzten Jahren, so soll auch heuer wieder der ›Muttertag‹, der diesmal auf den 11. Mai fällt, in den Schulen, sei es im Anschluß an den Unterricht, sei es durch eine besondere kleine Schulfeyer, begangen werden. Die Schule, die diese schöne Einführung wegen ihres tiefen sittlichen Gehaltes von allem Anfang an warm begrüßt hat, wird diesen Tag gewiß auch heuer gerne zum Anlaß nehmen, der Jugend die Pflicht vor Augen zu führen, der in Liebe für ihre Kinder sorgenden Mutter stets in Dank-

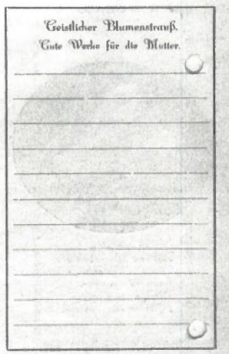
Rechte Seite:

028 Gedenkblatt für den Tag der Mutter, Erziehungs- und Schulorganisation der Katholiken Österreichs, um 1926





029 Gebetsblatt zum Muttertag,  
Wien um 1926, Seite 1



030 Gebetsblatt zum Muttertag,  
Wien um 1926, Seite 2

16 Verordnungsblatt für den Dienstbereich des Bundesministeriums für Unterricht, Wien 1931, S. 82. Knapper formulierte Erlässe erscheinen jährlich seit 1927.

barkeit zu gedenken und ihre selbstlose Pflichttreue zu ehren. Die Schulbehörden werden daher ersucht, im dortigen Wirkungskreise das erforderliche zu veranlassen, wobei auch auf die Anregungen, die in den früheren Erlässen betreffend die Feier des Muttertages in Österreich gegeben worden sind, hingewiesen werden kann.«<sup>16</sup> In »Volkserziehung. Nachrichten des Bundesministeriums für Unterricht« waren bereits im April 1927 die Schulleitungen auf dem Wege der Landesschulbehörden darauf aufmerksam gemacht worden, »daß anlässlich des Muttertages in Österreich im Österr. Bundesverlag ein künstlerisch ausgestattetes Gedenkblatt (...) erscheint, das der Schuljugend die Bedeutung dieses Tages nahebringt.« Neben der Bedeutung, die der Schule, die auch dazu beitrug, den Muttertag in die Familien hineinzutragen, bei der Einführung des Muttertages zukam, ist diesbezüglich insbesondere die zentrale Rolle bemerkenswert, die in Österreich der Katholischen Kirche und Organisationen aus ihrem unmittelbaren Umfeld zukam. Die »Katholische Schul- und Erziehungsorganisation« produziert für Lehrer, Priester und Laien »Muttertagsmaterial«, an den Kirchentoren werden die Muttertagsfeiern der Wiener Pfarren ausgehängt. In der Reichspost erscheinen neben Artikeln auch Inserate, die die »Katholiken« auffordern den Muttertag zu feiern. Bereits im ersten Jahr werden in so vielen Wiener Pfarren Muttertagsfeiern realisiert, daß nicht von ungefähr von einem »Pfarrgemeindefest« die Rede ist. Am 9. März 1924 waren am »Wiener Klerusabend« Vertreter der Kirche zusammen getreten, um für den »Tag der Mutter« »Richtlinien« festzulegen, die ein Jahr später in der Zeitschrift »Der Seelsorger« mit dem Hinweis veröffentlicht wurden, daß sich »neuestens (...) Bestrebungen bemerkbar« machen, »die darauf abzielen, diesen Tag der Mutter jeglichen religiösen Charakters zu entkleiden.« »Dem Muttertag sei daher doppelt ernste Bedeutung zu schenken.« In den genannten Richtlinien wird das im Jahr zuvor festgelegte Feierprogramm dargelegt. Festgottesdienst, Festpredigt, gegebenenfalls Gräberbesuch, weltliche Feier am Nachmittag und thematische Anbindung der Maiandachten am Samstag und am Sonntag seien anzustreben. Sehr zu raten sei Generalkommunion, gemeinsam von Mutter und Kind. Dem vorangestellt wird eine Definition des Muttertages: »Der Gedanke dieses Tages der Mutter ist: Das ganze Volk soll sich an diesem Tag um die Mutter scharen und ihr danken für alle Liebe und Opfer. Es soll ein Ehrentag für die Mutter sein, die sich um Familie und Gesellschaft so große Verdienste erwirbt. Herzlicher Dank, erneute Liebe und Hochachtung und Wertschätzung der Mutter sollen Früchte dieses Tages sein. Ein Hinweis auf die Gottesmutter soll die Feierlichkeiten beschließen.« Abschließend erinnert »Der Seelsorger« daran, daß »schon an den vorhergehenden Sonntagen von der Kanzel auf den Tag der Mutter aufmerksam zu

## Gebet

zum Tage der Mutter.

### Die Kinder:

Liebreichster Vater im Himmel! Du be-  
lehst mich durch Dein vierter Gebot, Vater  
und Mutter zu ehren, ihnen zu gehorchen  
und dadurch ihnen meine Liebe zu bezeugen!  
O Gott der Gnaden! Verleihe mir  
durch Deinen Beistand die Kraft, damit ich  
diese Pflicht erfülle und mich nichts mehr  
trübe, als die Freude meiner Eltern im  
Leben, ihre Stütze im Alter und ihr Trost  
im Tode zu sein.  
O heiligste Jungfrau und Gottesmutter!  
Erhöhe mein Flehen! In Deinen Schutz und  
Schirm empfehle ich heute meine gütige  
Mutter, bewahre sie, wende sie von ihrem  
Haupte alles Unheil, stärke sie in ihrer  
Mutter- und Sorge und bekehre sie für ihre  
Kunst- und Liebe jetzt und in Ewigkeit.  
Amen!

031 Gebetsblatt zum Muttertag,  
Wien um 1926, Seite 3

### Die Mütter:

O ältester Schüler, himmlischer Vater,  
dessen Wohlbehagen mich in diesen Stand  
gesetzt hat, steh' alle meine Kinder, die  
Du mir gegeben, führe ich vor Dein  
heiliges Angesicht. Dir opfere ich sie an,  
in treuer Dankbarkeit meines Herzens-  
Strecke über sie Deine väterliche Hand,  
segn' sie, o Herr, in Deiner Güte, leite und  
regiere ihre Herzen, gib ihnen die heilige  
Furcht und Liebe, damit sie getreu Deine  
Wege wandeln und unverehrt erhalten  
werden. Sei Du ihnen Licht, Trost und  
Hilfe, o heiligste Gottesmutter Maria,  
und führe sie dem ewigen Vater zu. Erleuchte,  
stärke sie, damit sie zur Seligkeit gelang-  
en! Amen!

### Mütter und Kinder zusammen:

Gebenedeite Jungfrau, unsere Mutter,  
unsere Zuflucht, unser Trost! Vor Deinem  
Thron knien wir als Deine Kinder, Barm-  
herzige Mutter! Laß uns Deinen Schutz an-  
scheiden. Segne uns, bewahre uns in Not  
und in Gefahr, Laß nicht zu, daß der böse  
Feind sich rühmen könne, jemand aus uns  
in seiner Knöchlichkeit zu haben. Wir wol-  
len für immer Dir geweiht sein. Bewirke,  
o heiligste Mutter, daß wir in den Himmel  
kommen, um ewig Dir zu danken und  
aus zu leben und zu lieben! Amen!

032 Gebetsblatt zum Muttertag,  
Wien um 1926, Seite 4

17 Zum Tag der Mutter.

In: Der Seelsorger, Wien 1925,  
1. Jg. Nr.3, S. 78.

18 Wie der Muttertag entstand.

In: Tagespost, 5. Mai 1927.

19 Vgl. *Unser Weg – Eine Wiener*

*Pfadfinderzeitung*, Wien  
Juni-Juli 1926, Heft 7/8.

machen und im Religionsunterricht in der Schule darauf vorzubereiten<sup>17</sup> sei. Der Muttertag war der katholischen Kirche wichtig. 1928 erteilte der Apostolische Nuntius Heinrich Sibia die Erlaubnis, auf das Kapitel »Formulare pro festo maternitatis« aus dem Romanum Missale zurückzugreifen.

Die Einführung des Muttertages läßt sich weder einer einzelnen Institution noch einer Person zuschreiben, aber viele Institutionen reihen sich in die österreichische Liste derer ein, die Anspruch erheben, den Muttertag eigentlich oder dezidiert erfunden, die erste Muttertagsfeier veranstaltet oder die Idee des Festes schlechthin allen anderen zur Kenntnis gebracht zu haben. Da sei vor ein paar Jahren, so berichtet die Grazer Tagespost 1927, eine Pfadfindergruppe auf einem Sonntagsausflug in den Wäldern Englands von einem Geistesblitz heimgesucht worden, wäre umgekehrt und zu ihren Müttern geeilt. »Sie unterbrachen ihren Spaziergang, liefen freudig in das kleine Städtchen zurück, stürmten in ihre Wohnung und begannen zu scheuern, zu kochen – kurz sie nahmen ihren Müttern alle Arbeit ab. Diese Episode wurde bald zu einem jährlichen Brauch, der zuerst in England, dann in Dänemark und Deutschland gepflogen wurde. So entstand der jährlich wiederkehrende »Tag der Mutter«, ein Ehrentag für jede Mutter.«<sup>18</sup> In der Pfadfinderzeitschrift »Unser Weg«<sup>19</sup> werden die Wiener Pfadfinder und ihr Gruppenleiter Kara Barteis mit Marianne Hainisch als die Ersten, im Grazer Volksblatt wird ein Kaplan in einem Salzburger Gebirgsdorf als der Erste, in einer Monatsschrift für zeitgemäße Homiletik, liturgische Bewegung und seelsorgliche Praxis werden der Missionspriester P. Emanuel Ceska zu Schwarzach im Pongau und der Elternverein »Frohe Kindheit« als die Ersten genannt, die 1923 eine Muttertagsfeier in Österreich durchgeführt haben.

Marianne Hainisch wird dennoch von vielen hervorgehoben, und bis heute ist die Initiative, die sie hinsichtlich der Einführung des Festtages gesetzt hat und die ihr meist in Bezugnahme auf ihre Rolle als Mutter des damaligen Bundespräsidenten Michael Hainisch zugeschrieben wird, oft bekannter, als ihre Bedeutung für die österreichische Geschichte der Frauenbewegung und für die Durchsetzung der gymnasialen Schulausbildung für Mädchen.

Den jederzeit den Inhalten noch Spielräume gewährenden Formen des Muttertages wird gerade in den Anfängen seiner Einführung versucht, ihren »eigentlichen« Sinn und Zweck explizit einzuschreiben. Nicht nur die initiativen Personen und Gruppen der ersten Stunde, auch die kulturellen Wurzeln des Muttertages werden in der Öffentlichkeit kontroversiell benannt und interpretiert. Ist der »Norden« den einen der geographische und kulturspezifische Ort der Herkunft des Muttertages, wollen die anderen – sich normativ

auf die Mutter Gottes und bisweilen auf Maria Theresia beziehend – »die alte Tradition (...) dieses alten katholischen Landes«, das den »Kult der Mütterlichkeit von jeher aus besonderer Herzensneigung hochgehalten«<sup>20</sup> hat, als die eigentliche kulturelle Quelle des Muttertages verstanden wissen.

Prälat Ignaz Seipel feiert den Muttertag vielleicht schon seitdem die religiöse Erziehung bei ihm Erfolg zeigte: »Es sieht zwar wie etwas Neues aus, daß ein eigener, allgemein begangener Festtag der Mutter eingeführt wird; für den gläubigen Katholiken ist aber ein solches Fest der Mutter eigentlich nichts Neues, weil für ihn schon immer die Marienfeste zugleich Muttertage waren. Gewiß sind an diesen Festtagen in vergangenen Zeiten alle guten Söhne und Töchter veranlaßt worden, mit besonderer Liebe und Rücksicht an die eigene Mutter zu denken und ihr Leben so zu gestalten, daß sie einer guten und würdigen Mutter Freude machen können. Diesen Geist, den unsere Religion durch alle Jahrhunderte von allen Christen gepflegt wissen wollte, wollen wir heute in uns erneuern.«<sup>21</sup> Die Reichspost sieht das naturgemäß ähnlich. »Die Anhänger der christlichen Weltanschauung können darauf hinweisen, daß die hohe sittliche Wertung der Mutterschaft aus eben dieser christlichen Weltanschauung entsprossen ist und noch immer entspringt. Die vielen, die den Muttertag feiern und dabei seine religiöse, seine katholische Grundlage vernachlässigen, sind nicht nur in einem ethischen, sondern auch in einem historischen Irrtum befangen.«<sup>22</sup> Die Palette der Bemühungen, den Festtag als genuinen Botschafter und Zeugen des Katholizismus zu elaborieren, reichen von in der Reichspost geschalteten Inseraten, in denen die »Katholiken« konsequent aufgerufen werden, sich »an sich« als genuine AdressatInnen der Festdurchführung zu begreifen, bis zu deren Begründungen. »Katholiken, feiert am Sonntag, den 16. Mai, den Tag der Mutter! Postkarten (15 Groschen), Festschriften (60 Groschen) 1. Bezirk, Stephansplatz 6 und in allen Trafiken.«<sup>23</sup> Da nicht der »gewaltige Naturinstinkt, der allen weiblichen Wesen zu eigen ist«<sup>24</sup> gefeiert werden soll, sondern dieser insofern er vom Christentum »zur Höhe einer sittlichen Pflicht und Tugend emporgehoben« wurde, legt der Autor des Artikels »Zum Tag der Mutter« die »anderthalb Jahrtausende«<sup>25</sup> alte Geschichte der Kirche als unhintergehbaren Gegenstand der Feier seinen Lesern ans Herz. Sie, so heißt es weiter im Artikel, steht hinter dem »Kulturideal (...) der Gottesmutter«, die die »Katholische Kirche, die sich selbst Mutter nennt, (...) dem Abendlande (...) geschaffen hat.«<sup>26</sup> Kirche, Gottesmutter, Mutter – der Dreiklang der Repräsentationen erfährt eine Umkehrung, substituiert man die Kulturgeschichte durch die Direktiven. Tritt die Mutter an die erste Stelle, versteht Seipel einen permanenten Kampf omni contra omnes, den es für die Mutter auszufechten gilt. Ignaz Seipel hält

20 *Heute ist der Tag der Mutter.*  
In: Reichspost, 25. Mai 1924.

21 Der Festtag der Mutterliebe und Mutterwürde. Eine Festrede des Altbundeskanzlers Dr. Seipel. In: Reichspost, 9. Mai 1926.

22 *Zum Tag der Mutter.*  
In: Reichspost, 7. Mai 1927.

23 Inserattext in der Reichspost, 5. Mai 1926.

24 *Zum Tag der Mutter.*  
In: Reichspost, 7. Mai 1927.

25 Der Aufstieg des Papsttums begann mit Cölestin I. (422-432). Gregor der I. konnte in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts die Entwicklung des Patrimonium Petri zum späteren Kirchenstaat einleiten.

26 Vgl. *Zum Tag der Mutter.*  
In: Reichspost, 7. Mai 1927.



033 Ignaz Seipel

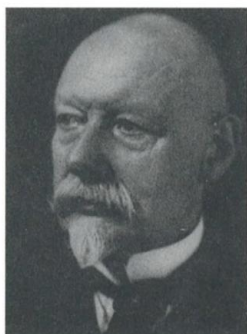
27 Korrekt müsste es heißen:  
»ein Gegner...«.

28 Ebd.

29 John Meier, *Muttertag*. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, NF Bd.8, Berlin und Leipzig 1936/37.

30 Ebd.

31 *Muttertag oder Heimweh-  
tag?* In: *Arbeiterzeitung*,  
12.5.1929.



034 John Meier

WIEN, MÄRZ 1931 / 40. JAHRGANG / NR. 3

**DIE FRAU**  
SOZIALDEMOKRATISCHE MONATSSCHRIFT  
für Politik, Wirtschaft, Frauenfragen, Literatur



„Liedige“ Mutter

035 *Die Frau*, Sozialdemokratische  
Monatsschrift,  
März 1931

1926 auf einer anlässlich des Muttertages im »Bachlechners Saal« von der Pfarrgruppe Altottakring der Erziehungs- und Schulorganisation veranstalteten, »glänzend beleuchteten Festakademie« eine Muttertagsrede. Der Muttertag, so Seipel, solle »ein Tag ernster Entschlüsse zur Tat werden. (...) Aber es wäre auch gar nicht zu verstehen, wenn man in einer solchen Zeit das Fest der Mutter beginge, ohne für die übrigen Tage des Jahres den Entschluß zu fassen, die Ehre der Mütter überhaupt und damit erst recht vollständig die der eigenen Mutter durch einen ganz entschiedenen Kampf für die Reinheit der Sitten, für die Reinheit und Unverletzlichkeit der Ehe, für das schöne Ideal eines lautereren und reinen Familienlebens wiederherzustellen; wenn nach dem Tag der Mutter nicht jedem, der sich dagegen vergeht, der die Zartheit der Liebe zu der Mutter zerstört, weil er die Reinheit der Frau nicht achtet und verletzt, in einem treuen Sohn seiner Mutter einen<sup>27</sup> verwaschenes und bedeutungsloses Allerweltsfest werden zu lassen.«<sup>28</sup>

Der Volkskundler John Meier expliziert den Muttertag in den späten 30er Jahren am Begriff des Brauchtums. Der in den Vereinigten Staaten am Anfang des 20. Jahrhunderts aufgekommene Muttertag ist auch für ihn nur eine »neue Form« des Muttertages. Seine Wurzeln lägen nicht im Marienkult, aber ebenso im kirchlichen Bereich: in dem seit dem 17. Jahrhundert bezeugten »Mothering Sunday«.

Nach dem alten Kirchenrecht war jeder Christ verpflichtet, zumindest einmal im Jahr die Sakramente der Beichte und der Kommunion durch die Geistlichen in der jeweiligen »Mutterkirche« zu empfangen. An diese religiöse Pflicht knüpfte sich: »On Mothering Sunday above all other/Every child should dine with its mother.«<sup>29</sup> Der Mothering Sunday sei ein »richtiger« Brauchvorläufer, ein »volksmäßiger Brauch«; als treibende Kraft des nordamerikanischen, neuen Muttertages identifiziert Meier hingegen »volkserzieherische Kreise« und die Geschäftswelt und bezeichnet ihn als ein »künstliches Machwerk«, das keine Schöpfung der »Volkskreise« ist.<sup>30</sup>

Gegen Herkunft, Traditionen, katholische Bräuche und politischen Zweck setzten die Sozialdemokraten die politische Ursache. Den Muttertag als »Heerschau der Klerikalen« und als »neuen Partei-feiertag« bezeichnend wird die Feier am Anfang von der Arbeiterpartei abgelehnt: »Muttertag – Sentimentalität und Geschäftstüchtigkeit haben ihn erfunden. Man schenkt Zuckerln, und glaubt ein guter Mensch zu sein (...) Es lag immer schon ein Stück Heuchelei darin, daß eine Gesellschaft die der schwangeren Arbeitslosen die Unterstützung entzieht, die der Mutter die dreifache Last der schlecht bezahlten Frauenarbeit, der unbezahlten Hausarbeit und der Kindererziehung aufbürdet, gerade an einem Tag so tut, als erinnerte sie sich ihrer Pflichten – um in Wahrheit diese Pflichten nur umso beruhigter wieder für ein Jahr zu mißachten.«<sup>31</sup>

## Das Reden



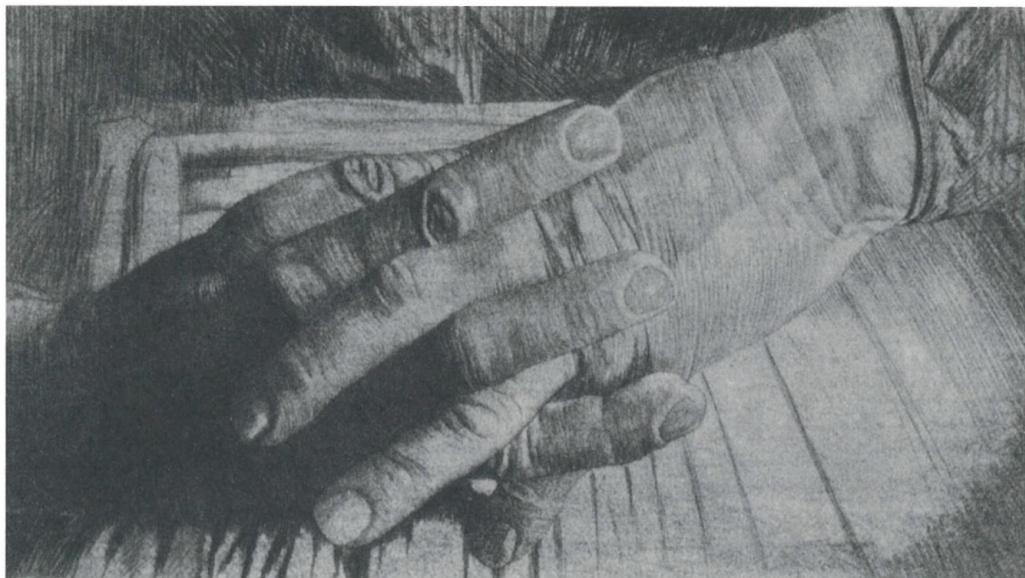
036 Jugendrotkreuzzeitschrift  
*Ich diene*, zum Muttertag  
Mai 1931

32 *Der Tag der Mutter*. In:  
Reichspost, 8. Mai 1927.

33 *Tag der Mutter*. In:  
Reichspost, 10. Mai 1925.

34 *Heute ist der Tag der Mutter*.  
In: Reichspost, 25. Mai 1924.

Der frisch eingeführte Festtag dient als Plattform, auf der Zeitschriften lesende, Kirchen besuchende, sich durch den öffentlichen Raum bewegende Menschen mit einer verbalen und bildlichen Festkaskade von Muttersymbolen konfrontiert werden und Frauen sich von diesen kategorisiert finden. Neben der nicht enden wollenden Beschwörung der mütterlichen Opferbereitschaft soll »unter Berufung« auf die »bedeutendsten Ethiker und Dichter« das »unendliche Maß von Liebe« beglaubigt werden, »das nur die Frau besitzt.« Sehnsüchte, Interessen und deren Phantasien steigern die Liebe der Mutter in metaphysische Höhen, erheben sie zum »Sonnenlicht«, zum irdischen »Sinnbild für die Liebe Gottes«, die »die menschliche Gesellschaft, ja die ganze Welt zu erheben und zu erhellen« vermag. Die Ansprüche sind hoch. Die Brücke zwischen Himmel, Erde und Heim wird geschlagen. »So formt die Mutter die Menschheit, die Welt, zunächst aber ihr eigenes Familienglück.«<sup>32</sup> In der Diktion sich ekstatisch gebender Ideologie und reich versetzt mit metaphysischen Ornamenten ergeht sich das Muttertagsreden in seriellen »Ergründungen« der Mutterliebe und spannt sie ein zwischen Dienstleistung und Mysterium. Ersteres bleibt immer unbezahlt, zweiteres bisweilen »unergründlich«. Die Mutterliebe wird zum Ursprung aller Liebe, zur stolzen Würde der Frau, zur tiefsten, alles dulddenden, hoffenden und glaubenden, grenzenlosen, unerschöpflichen, unbedankten, nicht das ihre suchenden, tröstenden Mutterliebe, zum Anfang und Ende alles Duldens und Verzeihens, zur Mutterliebe, die im Glück des Kindes ihren Endzweck hat, zum Naturinstinkt, zu einer die auch »in dem häßlichen Antlitz des Kindes Züge verborgener Schönheit sieht, die an das Gute auch in dem von der Welt verfemten Verbrecher glaubt und die durch keine Enttäuschung abzuschrecken, durch keine Mißhandlung zu ertönen ist.«<sup>33</sup> Der auch in ihrer Strapazierfähigkeit ausphantasierten Mutterliebe und Opferbereitschaft werden die sozialen und wirtschaftlichen Probleme gegenübergestellt. Erstere vermögen die »soziale Not in dieser Zeit«, die am Muttertag in der ersten Republik und im Ständestaat *expressis verbis* immer wieder angesprochen wird, zu kompensieren. Not und Mutterliebe erhalten, der Logik eines Festtages nicht unentsprechend, fiktive, literarisierte Formen, in denen sich ihre relationalen und jeweils in sich selbst reflektierten Bedeutungen von der Realität abkoppeln. Die Mutter erstarrt zu einer enthemmt phantasmagorischen, restlos entsexualisierten Stereotypie und die soziale und wirtschaftliche Situation zu einem weiblichen Leiden, an dem die Frau als Mutter erst die ihr eigenste und höchste Glückseligkeit zu erfahren in der Lage sei. »Muttertagsmütter« der Ersten Republik sind oft alt und erschöpft, haben müde oder



037 Jugendrotkreuzzeitschrift  
*Ich diene*, zum Muttertag  
Mai 1933

fleißige, sanfte und/oder gefurchte Hände, schwarz geränderte und liebe Augen, stets eine treue Brust und ein verstehendes Herz, das von »sieben Schwertern durchbohrt werden wird« und sind von einer »Glorie des Schmerzes« umgeben – aber sie finden ihre »ganze Schönheit«, »innerste Tiefe«, und ihre »oberste und letzte Erfüllung (...). Grausam ist das Frauenlos, dem die Natur diese seine herrliche Vollendung versagt (...). Fürchterlich aber, von dem Fluch einer umgangenen und verdorbenen Lebensbestimmung bedroht, das Schicksal der Frau, die sich selbst um ihr eigenstes und bestes Glück betrogen hat. Zweifellos schafft die Zeit diesen Typus, das moderne Gesellschaftsleben bringt ihn in mannigfachen Spielarten hervor, und die Tagesliteratur spiegelt die Gestalt des hemmungslosen Weibes, das Ehe und Mutterschaft bewußt meidet in unerfreulichen Sensationswerken wieder.«<sup>34</sup>

Der mit dem Titel »Heute ist der Tag der Mutter!« versehene Artikel vom 25. Mai 1924 in der Reichspost ist nicht unbedingt hinsichtlich seiner inhaltlichen Positionierung, sondern hinsichtlich seiner Dichte und inhaltlichen Direktheit ein ungewöhnliches Beispiel des Muttertagredens. Bevölkerungspolitische Diskurse waren in der Ersten Republik extensiver Bestandteil des diskursiven Repertoires und waren nicht allein mit nationalistischen Ängsten vor dem »Aussterben des Volkes« konnotiert. Insofern der Diskurs der menschlichen Reproduktionssphäre als »genuines Thema« der Muttertagsfeiern sich in wesentlichen Aspekten mit sozial-, wirtschafts-, kultur- und geschlechtspolitischen Diskursen überschneidet bezie-



038 *Das interessante Blatt*, Mai 1930; Die Muttertagsakademie im Rahmen der Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs für Wohlfahrtszwecke: Lebendes Bild »Mutterglück« nach Waldmüller, dargestellt durch Burgschauspielerin Maria Mayen, Alice Markstein und Lici Bogusz.



039 *Mutterglück*, Ferdinand Georg Waldmüller

039

hungsweise diese von einem anderen Ausgangspunkt aus auffächert, funktioniert das Reden über die Mütter gerade auch in dieser Hinsicht genuin als politisches Medium, als gut funktionierende Schnittstelle zwischen dem »privaten« und dem »öffentlichen« Bereich und als flexible Projektionsfläche gesellschaftlicher Grundhaltungen und Interessen. Die »anderen« Frauen werden hier explizit in kausaler und implizit in analoger Relation zu dem »modernen Gesellschaftsleben« definiert, das das »Sehnen nach Mutterschaft bedroht«. Wie die Zeit diesen Typus schaffe, so gleiche die Frau ohne Kinder dieser Zeit. Wie die an marktwirtschaftlichen Rationalisierungsprozessen orientierte, moderne Industriegesellschaft ihre Produkte produziere, so verweigere die »andere« Frau die Reproduktion. Die Kinderlosigkeit gerät zwar zu einem selbstverschuldeten doppelten metaphysischen Ungetüm: das Schicksal steckt in der Frau, der Fluch hinter ihr, letzterer bedroht ersteres und beide die Frau, aber schuld in einem höheren Sinn als der Individualmoral und -verantwortung ist »das moderne Gesellschaftsleben«. Ihm gegenüber ist selbst die »andere« Frau ein Opfer. Aus ihm und der »sozialen Not« erwachsen »Gefahren«, bedrohen »das Sehnen nach Mutterschaft« und bringen eben den »Frauentypus« hervor, der »Ehe und Mutterschaft bewußt meidet«. Gegen die »moralische Perversion«,

den »schrankselosen Egoismus« und den »willkürlichen Individualismus der Zeit« soll am Muttertag das »sozial Wertlose« und »sittlich Gefährliche« in einem und anhand eines »Frauentypus« aufgezeigt und das gewünschte Frauenbild »vor den Augen des Gegenwartsmenschen erhöht werden« zum Zweck der Volkserziehung und einer gewünschten Zukunft. »Die jungen Mädchen der Gegenwart, in alle Lockungen und Gefahren hineingestellt, müssen in der Mutterschaft die heiligste Hoffnung ihres Lebens kennen lernen, für die sich rein zu erhalten ihre Pflicht ist, die jungen Männer in jedem Weibe die Mutter ehren. Eine so eingestellte Generation mag in eine bessere und reinere Zukunft hineinwachsen als die heutige Zeit ist und dieser Tag soll dieses Wachstum fördern.«<sup>35</sup>

Kaum ein Muttertagsreden des konservativen Lagers der Ersten Republik, das nicht dem Unbehagen an der am Muttertag als »Wirtschaft ohne Herz«, an anderen Tagen auch als »raffendes Kapital« bezeichneten kapitalistischen Wirtschaftsordnung nachhaltig Ausdruck verlieh. Die sozialkatholizistische Tradition der Kapitalismuskritik richtete sich nicht gegen die im Eigentum von Einzelnen sich befindenden Produktionsmittel, sondern vorrangig gegen die »an Großindustrie, Großhandel und Finanzkapital gebunden gesehene, unmoralischen Auswüchse des Kapitalismus.«<sup>36</sup> Probleme der modernen, industriekapitalistischen Gesellschaft mittels Konzepten ständestaatlicher Ordnungen zu lösen, war seit dem 19. Jahrhundert eine gepriesene Idee der katholischen Romantik gewesen und hat seit den frühen 20er Jahren in der Ersten Republik als potentiell Gegenmodell zur bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung eine politische Rolle gespielt. Speziell den »Wiener Richtungen« der Zwischenkriegszeit – Varianten des von Karl von Vogelsang im 19. Jahrhundert nach Österreich importierten Sozialkatholizismus – war ein bisweilen ausgeprägter Antikapitalismus und das Ideal der ständischen Gesellschaftsordnung gemeinsam.

In einem Vorstellungen vom Mittelalter angelehnten und realitätsfremden Modell einer einfach und agrarisch strukturierten Gesellschaft, das der Ständestaat mit der Verfassung vom 1. Mai 1934 in die Realität umzusetzen versuchte, sollten sich die zu organisierenden Berufsstände als »natürliche« und »gottgewollte« organische Teile der Gesamtgesellschaft fühlen.

»Im Bauernhaus« – meinte Bundeskanzler Dollfuß 1933 auf dem Wiener Trabrennplatz – »wo der Bauer mit seinen Knechten nach gemeinsamer Arbeit abends am gleichen Tisch, aus der gleichen Schüssel seine Suppe isst, da ist berufsständische Zusammengehörigkeit, berufsständische Auffassung. Und verschönert wird das Verhältnis noch, wenn sie beide noch nach Feierabend zum Rosenkranz sich niederknien. Nur so werden wir den Marxismus, die fal-

35 Ebd.

36 Anton Staudinger, Wolfgang Müller, Barbara Steininger; *Die Christlichsoziale Partei*. In: Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918-1933 (Hg. Emmerich Tálos u.a), Wien 1995, S. 170.



### Lebenslänglicher Kerker im Einziger Schwurgerichtsprozess.

#### Drei Arbeiter in einem Steinbruch verurteilt.

**Zwei Schicksale.**  
München, 9. Mai. Drei Arbeiter in einem Steinbruch für lebenslängliche Verurteilung...  
Die beiden anderen Arbeiter sind...  
Die dritte Arbeiterin wurde...  
Die beiden Arbeiterin wurde...  
Die dritte Arbeiterin wurde...  
Die beiden Arbeiterin wurde...  
Die dritte Arbeiterin wurde...



Über denkt an diese Mütter?



### 200 Wiener Mütter Güfte des Kleinen Blattes.



Muttertag.

- 040 Das Kleine Blatt, Wien 1931
- 041 Das Kleine Blatt, Wien 1935

sche Lehre vom notwendigen Kampf der Arbeitnehmer und Arbeitgeber, wirklich in unserem Volk überwinden. Die äußeren Organisationsformen der berufsständischen Vertretung neu zu gestalten, ist die Aufgabe dieser Regierung.»<sup>37</sup>

37 Zit. nach: Emmerich Tálos, Walter Manoschek; *Politische Struktur des Austrofaschismus*. In: »Austrofaschismus«. Beiträge über Politik, Ökonomie und Kultur 1934-1938 (Hg. Emmerich Tálos, Wolfgang Neugebauer) Wien 1984, S. 78.

Mit dem Verbot aller Parteien und der Freien Gewerkschaften, mit der Zerschlagung der Arbeiterbewegung, mit der Auflösung des Parlaments wurden die institutionellen demokratischen Einrichtungen beseitigt, innerhalb derer widersprüchliche Interessen politisch ausgetragen werden konnten. Dem Muttertag sollten diese nicht fehlen; wie Bauer und Knecht so Mutter und Kind: eine sakrale Einheit in störungsfreier Stille. Die berufsständische Logik adaptierend wurde die Mutter nicht zu einem Stand, aber zu einem Symbol gesamtgesellschaftlicher Versöhnung weiter ausgebaut. »Mutterarbeit« blieb keine Erwerbsarbeit, wurde auch kein Beruf, blieb Berufung und bar des Ständestatus. Die Anerkennung die Müttern im Mai anniversar zugeredet wurde, verstand sich in christlicher Distanz zu dem Widerspruch zwischen Erfolg und Anerkennung auf der einen und »Berufslosigkeit« auf der anderen Seite. Dem Widerspruch wurde zugeredet, der »vergangenen demokratisch-kapitalistischen« Phase anzugehören. Die Anerkennung, die der Mutter oft

verwehrt worden sei, wurde ihr, die »sich gelegentlich eine hämische Bemerkung anhören mußte, weil sie Mutter war«,<sup>38</sup> nun staatlich garantiert.

Im »christlichen Ständestaat« werden in das Reden über die Mutter die gesellschaftlichen Interessensgegensätze zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in der Diktion des ›Rückblicks‹ und der approximativen ›Überwindung‹ integriert: Vizekanzler Starhemberg meinte auf einer Muttertagsveranstaltung der Vaterländischen Front in Wien 1935: »Es scheint mir in besonderem Maße das der richtige Weg, um Gegensätze der Vergangenheit, Gedanken des Klassenkampfes und Klassenhasses zu überwinden, wenn gerade in den ärmsten und einfachsten Kreisen man zur Erkenntnis gelangt, daß in der Wertung der Mutter keinerlei Unterschied sozialer Natur gemacht wird, daß jede Mutter das Recht auf Schutz bei der Volksgemeinschaft besitzt, dann ist einer der wichtigsten Schritte zum sozialen Frieden gemacht.«<sup>39</sup>

An der Auffassung festhaltend, daß der »natürliche« Ort der Frauen der Haushalt, und daß die Mutter und die Familie als Maßnahme gegen die Moderne zu installieren sei, inszenierten die Regierung und die politischen Organisationen des Ständestaates den Muttertag dezidiert als »Nationalfest«, als »Fest des Staates«. In Wien fanden bald in allen Bezirken öffentliche Muttertagsfeiern statt, an denen die sich »aufopfernde Mutter« als »Hüterin des christlichen Familienideals« geehrt wurde, die einer vor dem Verfall bedrohten Gesellschaft nun den Weg aus dem »Materialismus« und dem »Individualismus« zu weisen vermag.

In der Ersten Republik waren die Konstruktionen der Mutter- und Familienbilder der Individualisierung der Gesellschaft und der Funktionalisierung des Einzelnen angestrengt entgegengesetzt worden. Von einem »auch der verworfenste Mensch wird sich in dunkler Stunde an seine Mutter entsinnen...«<sup>40</sup> bis zu einem »warmen, allumfassenden Strom mütterlichen Empfindens«<sup>41</sup> spannen sich die Konstruktionen von Allgemeinbegriffen und Metaphern, die eine gesellschaftliche und existenziale Einheit herstellen sollen. Am Muttertag drücken sich diese Konstellationen mannigfach aus und scheinen gleich einem Bordun mitzuschwingen. Sie fokussieren konkrete politische Zielvorstellungen und formulieren sie in einer Sprache, die ein Allgemeines herzustellen versucht mittels einer Gesellschaft, Familie und Persönlichkeit grundlegend durchdringenden Konstellation der Sittlichkeit und Religiosität. Die Aufhebung gesellschaftlicher Gegensätze ist kein intendierter Prozeß der politischen Wirklichkeit, sondern ein revolutionärer Seinszustand der ethischen Wahrheit. Klassenkampf und Kulturkampf; die Mutterbilder waren auch in der von Wirtschafts- und Identitätskrisen

38 Richard Schmitz in einer Rundfunkrede, Wien 1937 (Archiv ORF).

39 *Liebesweke zum Muttertag*. In: Reichspost 13. Mai 1935.

40 *Helfet den Müttern*. In: Reichspost, 12. Mai 1935.

41 *Heute ist der Tag der Mutter*. In: Reichspost, 25. Mai 1924.



042 Muttertagsfeier in Weigls Antonius-Saal, Wien 1931



043 Muttertagsfeier mit Kurt Schuschnigg, Wien 1936

gezeichneten Ersten Republik längst auf Interessen und Versöhnung vermittelnde Antworten staatspolitischer Fragestellungen ausgerichtet worden. Der Muttertag kommt der Terminologie des Politischen Katholizismus entgegen. »So ist das Fest an keinen Unterschied der Partei, des Standes, der Weltanschauung gebunden.«<sup>42</sup> »Der Tag der Mutter (...) hat sich zu einem Fest und Gedenktag ausgestaltet, den Vertreter aller Weltanschauungen feiern. Inmitten des politischen Parteiaders und eines schrankenlos um sich greifenden Materialismus berührt es freudig, ja herzerhebend, daß es noch heute sittliche und ideelle Güter gibt, vor denen alle Gegensätze verstummen, vor denen die ganze Bevölkerung eines Staates in vereinter und gemeinsamer Ehrfurcht das Knie beugt.«<sup>43</sup> Die Altarpheasantie der Reichspost rührt nicht die Arbeiterzeitung: »Der Muttertag soll alle Parteien vereinen – aber wo waren denn die bürgerlichen Parteien, die ihn heute feiern, die bürgerliche Presse, die so schöne Worte findet, als es sich darum gehandelt hat nicht nur für die Mütter zu sprechen, sondern auch etwas für die Mutter zu tun?«<sup>44</sup>

Nach der Eskalation der Paramilitärs in Schattendorf und dem Justizpalastbrand im Jahre 1927 verschärft sich der »Parteiader«. Das schlechte Wahlergebnis 1930 veranlaßt die Christlichsoziale Partei einen Rechtsruck zu vollziehen, und sie »propagierte zunehmend autoritäre Krisenlösungsmuster, antiparlamentarische und ständische Gesellschaftsmodelle.«<sup>45</sup> Am Muttertag wird die fortschreitende Fokussierung einer Ideologie der Volksgemeinschaft auch an einer auf diese synchron sich akkordierenden Mutterideologie deutlich. Sorgen zuerst dominant moralische und sakrale Kategorien für eine wechselseitige Substitution und Vermengung von gesellschaftlichen, familiären und auf den Einzelnen bezogenen Logiken, so werden diesen nun auch am Muttertag vermehrt physiologische und psychologische Kategorien zur Seite gestellt. Das Kollektiv liegt im Fieber und findet nun bei der Mutter zu seinem spirituellen Selbst. »Das Erlebnis der Mutterschaft hat für die heutige Gesellschaft, die, von tausend Fieberschauern geschüttelt, nicht zur Ruhe kommen kann, höchste Bedeutung. Sie erhält durch jede neue Mutter neue Kraft aus dem Urquell der Erneuerung, gewinnt Lebensnähe und Lebenseinigung. Der Alltagslärm der Selbstsucht verstummt in der Stille eines jungen Heimes, dem ein Kind geschenkt ist. Hier erleben junge Menschen das große Geheimnis der Schöpfung, Loslösung aus den Fesseln des eigenen Ich und die Begründung der Gemeinschaft.«<sup>46</sup>

Richard Schmitz, Bürgermeister von Wien, nennt in seiner 1937 im Rundfunk übertragenen Muttertagsrede das »Kind« beim Namen: »Materielle Not und seelische Not suchen unsere Massen heim. Und

42 *Tag der Mutter*. In: Reichspost, 10. Mai 1925.

43 *Zum Tag der Mutter*. In: Reichspost, 7. Mai 1927.

44 Käthe Leichter, *Muttertag? Mutterschutz!* In: Arbeiterzeitung, 8. Mai 1927.

45 Anton Staudinger, Wolfgang Müller, Barbara Steininger; *Die Christlichsoziale Partei*. In: Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918-1933 (Hg. Emmerich Tálos u.a), Wien 1995, S. 163.

46 Maria Maresch, *Mutterschaft und Volksgemeinschaft*. In: Reichspost, 14. Mai 1933.



044 *Unter Mutters Flügel*, Nathusius. Bild aus »Deine Mutter«

045 *Wiener Kirchenblatt*, zum Muttertag Mai 1925



045

darum wenden sie sich wieder zur Mutter. Ja, andere Träume von denen man die Erlösung erhofft hat, sind zerschellt.«<sup>47</sup> So substituieren Mutter und Kind am Muttertag die Parteien. Am katholischfaschistoiden Deutungsrand der symbolischen Muttertagsordnung ersetzt die kollektive Sphäre der vergesellschafteten Mutter im Besonderen und der Familie im Allgemeinen die ruhelose Dialektik der demokratiepolitischen Sphäre der Öffentlichkeit und des Privaten. Bürgermeister Schmitz fährt unmittelbar fort: »Der sozialistische Traum von der gestaltlosen Masse, der liberale Traum von der Vorherrschaft und dem alleinigen Recht und der Macht des Einzelnen sind ausgeträumt. Heute wissen wir, daß der Mensch als Einzelpersonlichkeit sich einfügen muß in die gesellschaftliche Ordnung, (...) unter Umständen wichtige persönliche Interessen opfern muß, zeitweilig dauernd opfern muß, weil es höhere Interessen gibt, (...) weil das allgemeine Wohl wichtiger ist als das Wohl des Einzelnen.«<sup>48</sup>

Die sakrale Mutterliebe, das profane Mutteropfer, die Reinheit, das vergesellschaftete Mutterglück, die Mutter als Zuflucht, als Stütze des Vaterlandes, der Nation, der Gesellschaft, als Transzendierung gesellschaftlicher Widersprüche, als Selbsterfahrung der Volksgemeinschaft. Der Muttertag gerät seinen Einführern zu einer alljähr-

47 Richard Schmitz in einer Rundfunkrede, Wien 1937 (Archiv ORF).

48 Ebd.

- 49 Irene Schöffmann, *Frauenpolitik im Austrofaschismus*. In: »Austrofaschismus«, Beiträge über Politik, Ökonomie und Kultur 1934-1938, Wien 1988.
- 50 Rudolf Virchow, Mitbegründer der Deutschen Fortschrittspartei und liberaler Gegner der Kirche, prägte Anfang der 1870er Jahre den Begriff »Kulturkampf«. Otto von Bismarck hatte von 1871 bis 1875 die kirchliche Schulaufsicht durch eine staatliche ersetzt, den Jesuitenorden verboten, Ausbildung und Stellenbesetzung von Geistlichen staatlichen Vorschriften unterworfen und einen staatlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten errichtet, Pius IX. in einer Enzyklika die Gesetze des »Kulturkampfes« vor aller Welt verurteilt und über alle die sie befolgten den Kirchenbann gelegt. Bismarck nahm, um der katholischen Fraktion nicht weiter Aufwind zu geben, ab 1880 einen Großteil der Gesetze wieder zurück.
- 51 Ernst Hanisch, *Politische Symbole und Gedächtnisorte*. In: Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918-1933 (Hg. Tálos u.a.), Wien 1995, S.422.

lich forcierten und rituell praktizierten Konstruktion des weiblichen Geschlechtes und wird ebenso notwendig, rasch und umfassend zu einem Kampffeld unterschiedlicher Interessen und Weltanschauungen, wie er den sich am Festtag engagierenden gesellschaftlichen Gruppierungen eine Möglichkeit bietet, ihre kultur- und gesellschaftspolitischen Positionen in ein radikal ideologisch, emotional und symbolisch aufgeladenes Sprechen über die Mutter zu transkribieren. Der Muttertag freilich erfindet nicht das Mütterdefinieren, sondern er institutionalisiert es. Es erhält einen verbindlichen Rahmen, und perfektioniert monologisch seine kommunikative Form. Die Anstrengungen, die in der Ersten Republik unternommen werden, Frauen ihr Wesen vor- und einzuschreiben, erreichen vom Beginn des Muttertages an eine Ex- und Intensität, die die Macht, »dieses Wesen« allgemeinverbindlich zu definieren, als eine Frage der kollektiven Existenz – die Gesellschaft mit der Ideologie des eigenen Gruppenkollektivs in eins setzend – erscheinen lassen. Die wahre Mutter zu ehren, sie aufzurufen und ihr Sein für die Gesellschaft wirksam werden zu lassen, wird zu einer »Überlebensfrage der Menschheit hochstilisiert.«<sup>49</sup>

Der Kampf gegen die Moderne und für die Einheit von Staat, Religion und Lebenswelt waren die zentralen kulturpolitischen Themenkreise allgemein weltanschaulicher und konkret politischer Auseinandersetzungen, die sich in die Frauen definierende Ordnung der Mutter nahezu nahtlos übersetzen ließen. Aus der kulturgeschichtlichen Situation der Ersten Republik erklärt sich der Muttertag als ein Stück Kulturkampfgeschichte,<sup>50</sup> der sich auf das Zusammenbrechen der vertrauten gesellschaftlichen und weltanschaulichen Ordnung der Monarchie beziehen läßt.

1918: Der Kaiser verlor seinen Thron, die Kirche ihren mächtigsten Schutzpatron. Eine seit der Gegenreformation eng geknüpfte Koalition zwischen Kirche und dem Hause Habsburg zerbrach. An die Stelle des Naturrechts trat das positive Recht. Nicht die »göttliche Ordnung« vermittelt nun Legitimation, sondern das parlamentarische Verfahren einer demokratischen Republik. »Die Volkssouveränität widersprach der scholastisch gedachten hierarchischen Ordnung des Seins«<sup>51</sup> und traf die sakrale Ordnung, die sich mit der staatspolitischen der Monarchie wohl akkordiert hatte. Nicht zuletzt die Verfassungsänderung kommunizierte sowohl auf der symbolischen als auch auf der konkret-machtpolitischen Ebene einen Paradigmawechsel, dem heftige Ängste der österreichischen Kirche und des konservativen katholischen Lagers gegenüberstanden, die spätestens seit 1848 ihr intereuropäisches Fixier- und Lehrbild erhalten hatten und nicht erst das Aktionsprogramm des österreichischen Verbandes sozialdemokratischer Abgeordneter



046 *Das kleine Kirchenblatt*,  
Wien Mai 1928



047 *Wiener Kirchenblatt*,  
zum Muttertag Mai 1927

vom Februar 1919 als Anstoß benötigten, um sich, bezogen auf die eigene Lebenswelt, zu konkretisieren.

Seit dem 19. Jahrhundert konstituierte sich der Politische Katholizismus Österreichs aus dem Episkopat und dem Klerus, aus dem breit gefächerten katholischen Vereinswesen und aus der Christlichsozialen Partei. Auf dem Katholikentag in Wien 1923 wurde ein Programm der Rekatholisierung Österreichs artikuliert, das die in Österreich traditionell enge Verknüpfung von Kirche und Politik – die Wege zwischen Kanzel und Parlament waren bis 1938 nicht unfrequentierte – inhaltlich anschaulich werden läßt. »Wir wollen aufs Ganze hinaus. Ein katholisches Volk, den katholischen Staat und katholisches Leben in der Familie sowie in der Öffentlichkeit.«<sup>52</sup> Vorkämpfer eines Kulturkampfes war Pius IX. 1864 verurteilt er in seiner »Syllabus« achtzig »Zeitirrtümer«, darunter die moderne Wissenschaftsgläubigkeit, den Kommunismus, die Unabhängigkeit der menschlichen Vernunft von der Lehre der katholischen Kirche, die Trennung von Kirche und Staat, die Verweltlichung der Schule, das Recht der zivilen Eheschließung und der Ehescheidung. Pius X., für den die »Zeitirrtümer« der Gedanken-, Rede-, Gewissens- und Pressefreiheit »Gift« waren, der die neuen Lehren der Wissenschaft, den Fortschritt und Kritik überhaupt als Krankheit und den Modernismus schlicht als die Pest bezeichnete, hatte gegen den »Modernismus« mit seiner 1907 erschienenen Enzyklika »Pascendi« und dem seit 1910 dem Klerus abverlangten »Antimodernisteneid« den Geist Pius IX. fortgesetzt und die Kirche als Bollwerk, das real existierende Reich der Gegensätze noch schöpferisch erweiternd, zu installieren versucht.

Im Hirtenbrief<sup>53</sup> vom 16. Februar 1922 konkretisiert sich die katholische Kritik an der Moderne in Bezug auf die spezifische Situation in Österreich. In diesem Dokument, das sich wie das Muttertagsreden primär an die Bevölkerung wendet, wird in einer von unmittelbar politisch konnotierten Begriffen weniger gereinigten Sprache deutlich, wie umfassend der kulturpolitische Anspruch des Klerus, wie konsequent dessen Verweigerung gegenüber der voranschreitenden Säkularisierung der Gesellschaft und wie unüberbrückbar die Kluft zwischen der Kirche und den Sozialdemokraten in der Produktion des Allgemeinen und in der Fokussierung des Besonderen war. Im Widerstand gegen die Forderung der Zivilehe und insbesondere den Erlaß aus dem Jahre 1919 von Otto Glöckel, in dem dieser anordnete, daß an staatlichen Schulen kein Zwang zur Teilnahme an religiösen Übungen ausgeübt werden dürfe, entfaltet sich paradigmatisch das kirchliche Unbehagen an der ideellen und vermeintlich rechtlich bröckelnden Stellung der Kirche in der Gesellschaft. Der Kulturkampf erscheint als »Schulkampf«, in seinem Vorfeld die

52 Maximilian Liebmann, *Bundeskanzler Seipels Frauenbild*. In: *Christliche Demokratie* 2, Wien 1984, S.136.

53 *Hirtenbrief*. In: *Wiener Diözesanblatt* Nr.1/3, 60 Jg., Wien 1922, S. 5-13.

Mutter konkret als die wichtigste Verbündete der Kirche. »Es ist ja ein Grundirrtum der sogenannten naturalistischen Auffassung, den Menschen von Natur aus als vollkommen gut hinzustellen und von einer gänzlich unverdorbenen Kinderseele zu faseln (...). Das Böse im Keime zu ersticken und die Keime des Guten zu entwickeln, ist die Aufgabe der ersten Erziehung, die von der Mutter ausgeht; ein nur zu wahres Sprichwort sagt, daß der Mensch Gutes und Böses mit der Muttermilch einsauge und in sich aufnehme. Unter den Augen der Mutter und an ihrer Hand soll sodann das Kind die ersten Schritte in das Leben tun, die ersten weisen Lehren und Ermahnungen erhalten. Es ist darum tief bedauerlich, daß so viele Mütter infolge des modernen Erwerbslebens, durch Fabrikarbeit und übermäßige gesellschaftliche Anforderungen außer Haus in dieser ihrer wichtigen Erziehungspflicht vielfach behindert sind...«<sup>54</sup>

54 Ebd.

55 Hier und im folgenden ebd.

Das österreichische Episkopat fühlt sich über Wien in den Osten und noch bis auf die Grußform »Freundschaft« blickend bedroht. In dem Hirtenbrief staut sich die in ein eschatologisches Bedeutungsfeld versetzte Terminologie eines österreichischen Kulturkampfes an, der das Ausmaß der subjektiven Bedeutung und des kulturellen »Volumens« indiziert, die das katholische Lager bald dem Muttertag zuwies beziehungsweise das sie in diesen zu entladen sich befähigt sah. Die »Halben verschwanden, die Ganzen blieben.«<sup>55</sup> Eine »Scheidung der Geister« werde stattfinden »im engsten Familienkreis«, nicht Frieden sondern Trennung werde es geben. In der Urgeschichte teilte sich die Menschheit in die Kinder Gottes und die Kinder der Welt. »Eine Scheidung der Geister steht auch den Katholiken Österreichs bevor«, ein »Endkampf«, der sich »zunächst auf dem Gebiete der Erziehung und Schule abspielen« werde, denn der Sozialismus intendiert ein »Attentat auf die Grundbedingungen allen geordneten Menschenlebens und Kinder Glücks«, will die Erziehung »umwälzen«, die Familie untergraben und »die Kindererziehung verstaatlichen«.

Der Staat habe das Recht der Kinder auf eine religiöse Erziehung zu gewährleisten. Es gäbe für niemanden, am allerwenigsten aber für getaufte Christen ein Recht auf Unglauben oder Religionsfreiheit. Der Wert eines Menschen läge im Willen und im Handeln und nicht im Verstand und im Wissen, das höheren sittlichen und religiösen Zwecken zu dienen habe. Die Kirche versteht sich als höhere Erziehungsgewalt, stellt das religiöse Bewußtsein als oberstes Erziehungsziel dem »rationalistischen« Erziehungsziel und dem zweckrationalen Wissen gegenüber und fordert die restlose Deduktion des Lehrplanes aus einer religiösen Hauptidee um die sich »gleich einer Sonne im Mittelpunkte alles konzentriert«.

Die Distanz des Episkopats, das in der Zwischenkriegszeit kulturpolitischen Fragen wesentlich mehr Aufmerksamkeit widmet als den nach Lösung drängenden sozialpolitischen Problemen, zur Moderne garantierte eine spezifisch religiöse Dimension der Politik. Der Politische Katholizismus fand für diese im Muttertagsreden ein Medium. In der Ersten Republik war die Sozialdemokratische Arbeiterpartei am Muttertag anwesend und abwesend zugleich. Abwesend, insofern sie sich nur sporadisch auf die katholische Transkription unterschiedlichster Interessen und Sehnsüchte in das Reden über die Mütter einläßt; anwesend, insofern das Muttertagsreden des Politischen Katholizismus als politische Monophonie ein Dialog war.



## DIE AMERIKANISCHE PROVENIENZ DES MUTTERTAGES EIN RÜCKBLICK

HARTWIG KNACK

»Im Jahr 1905 verlor die Amerikanerin Anna Jarvis ihre Mutter, die sie über alles geliebt hatte, (...). Als sich der Todestag jährte, am zweiten Sonntag im Mai, entzündeten sie und ihre Schwester Elsinor vor dem Bilde der Mutter, um das sie Blumen gestellt hatten, eine Wachskerze und gedachten der Toten. (...) Für Anna Jarvis, die vor den Blumen, der brennenden Kerze und dem Bilde ihrer toten Mutter saß, war diese Gedenkfeier in den stillen vier Wänden ihrer Stube nicht genug. (...) Sie projizierte das Bild ihrer Mutter, dem sie gewissermaßen hörig war, in das Bild aller Mütter, und sie gelobte sich in einer fast gespenstischen Übersteigerung, dafür zu sorgen, daß an einem Tag in der ganzen Welt der Mutter Blumen gebracht und brennende Kerzen entzündet würden – und das zu organisieren wurde nun ihr Lebensinhalt.«<sup>1</sup>

1 Herbert Kranz, Muttertag. In: *Mutter. Ein Buch des Dankes*. Hrsg.: Rosl und Hein Kohn, Bertelsmann Verlag Gütersloh, o.J., S. 248-250.

2 Zum Mutterkult und Muttertag in den USA vgl.: J.P. Johnson, *How Mother Got Her Day*. In: *American Heritage* 31, 1979, S. 15-21 und A. Douglas, *The Feminization of American Culture*. New York 1977.

3 Die bislang umfassendste Untersuchung zur Verbreitung und Gestaltung des Muttertages veröffentlichte Eduard Strüb in *Muttertag in der Schweiz*. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 52, 1956, S. 95-121.

Obgleich der deutsche Schriftsteller Herbert Kranz (1891-1973) die amerikanische Herkunft des Muttertages literarisch verbrämt, trifft er doch mit seiner Schilderung den Kern der Geschichte. Die rastlose Werbearbeit der Methodistenpredigerstochter Anna Jarvis (1864-1948), ihr unermüdlicher Einsatz für die Einführung eines offiziell zu feiernden »Mother's Day« gab entscheidende Impulse für einen »cult of motherhood«<sup>2</sup> in Nordamerika. Nach ersten von Jarvis ab 1906 in Methodistengemeinden organisierten »Memorial Mother's Day Meetings« zum Gedenken an verstorbene und zur Ehrung lebender Mütter, verbreiteten sich diese Feiern sehr rasch und wiederholten sich nun jährlich in immer mehr kirchlichen Denominationen der USA. Bereits 1909 wurde der Muttertag in 45 Unionsstaaten gefeiert und 1912 in der Methodist Episcopal Church offiziell zum kirchlichen Feiertag erhoben. Nachdem der amerikanische Kongreß unter Präsident Wilson im Mai 1914 den Muttertag in einer eigenen »Mother's Day Bill« zum Staatsfeiertag erklärt hatte, gelangte er, forciert durch die 1912 von Jarvis gegründete »Mother's Day International Association« über England, Norwegen, Schweden und Deutschland durch Werbekampagnen verschiedenster Gruppierungen und Organisationen aus Wirtschaft, Kirche und Politik Anfang der 20er Jahre schließlich nach Österreich.<sup>3</sup>



049 Anna Maria Reeves Jarvis



050 Julia Ward Howe

Die Motivation für Anna Jarvis' Engagement, ein offizielles »Mütter-Gedenkfest« einzurichten, ist wohl unter anderem im Kontext der Arbeitstätigkeit ihrer Mutter Anna Maria Reeves Jarvis (1832-1905) zu finden.<sup>4</sup> Ab 1854 organisierte sie in Taylor County/West Virginia eine Reihe von »Mother's Day Work Clubs«, die sich zur Aufgabe machten, die hygienischen Lebensbedingungen der ländlichen Bevölkerung zu verbessern. Neben anderen Aktionen sammelten diese caritativen Arbeitsgruppen Geld für Medikamente und stellten weibliche Arbeitskräfte an, die an Tuberkulose erkrankten Müttern die Hausarbeit abnahmen. Nach einiger Zeit erfolgreicher Arbeit gründete sie im Jahr 1860 mit Unterstützung praktizierender Ärzte ihrer Heimatstadt Webster überregionale »Mother's Day Work Clubs«. So gewann die Idee kontinuierlich an Boden, der Begriff des späteren »Mother's Day« war als sprachliche Brücke vorformuliert und wurde zum Programm.

Durch den Kreuzungspunkt zweier großer Eisenbahnlinien war Taylor County während des Sezessionskrieges (1861-1865) ein strategisch wichtiger Ort und unmittelbarer Schauplatz kriegerischer Auseinandersetzungen. Anna M. Jarvis mahnte alle bestehenden »Mother's Day Work Clubs« eindringlich zur Neutralität und rief zu caritativer und medizinischer Hilfeleistung auf. In der Zeit des Krieges verlor sie vier ihrer elf Kinder, fand aber dennoch die Kraft 1865 im Bezirksgerichtsgebäude von Pruntytown einen ersten »Mothers' Friendship Day« zu organisieren, um Soldaten und Politiker der verfeindeten Nord- und Südstaaten an einen Tisch zu bringen. Trotz befürchteter gewalttätiger Ausschreitungen verlief die Veranstaltung friedlich und »Mothers' Friendship Day« wurde für die nächsten Jahre als eine Art staatenversöhnendes Fest zu einer symbolträchtigen Einrichtung.<sup>5</sup> Dieser humanitäre und friedensstiftende Anspruch wiederum fand einen Widerhall in der von Julia Ward Howe 1870 in Boston verfaßten »Proclamation for Mother's Day«. Howe (1819-1910), Schriftstellerin, Pazifistin und prominente Frauenrechtlerin, forderte vor dem Hintergrund der Schrecken des Bürgerkrieges die Einrichtung eines jährlichen »Mother's Day for Peace«, der in verschiedenen Staaten Nordamerikas bis Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts am 2. Juni gefeiert wurde. Sie wollte die Proklamation als einen Aufruf an »alle Frauen in der ganzen Welt« verstanden wissen und appellierte an das »heilige Recht der Mütter, menschliches Leben zu schützen«.<sup>6</sup>

Im Jahr 1906, nach dem ersten Todestag ihrer Mutter Anna Maria (9.5.1905), begann Anna Jarvis in Grafton/West Virginia ein »Mother's Day Memorial Committee« zu organisieren. Dem Komitee gehörten hauptsächlich Frauen der »Mother's Day Work Clubs« sowie Angestellte der Kirchengemeinde der »Andrews Methodist Episco-

4 Soweit nicht anders vermerkt, beziehe ich mich in den folgenden Ausführungen auf eine vom Staatsarchiv West Virginia/USA verfaßte Kurzbiographie Anna Maria Reeves Jarvis' (dat. 2.1.1998).

5 Vgl. hierzu Wilma Higginbotham, *A Memorial to Mothers*. In: *West Virginia Review*, Charleston/WV 1947.

6 In ihrer Autobiographie weist Howe ausdrücklich auf ihren Enthusiasmus in dieser Sache hin. Julia Ward Howe, *Reminiscences*. Boston, 1899.

pal Church« in Grafton an. Das Ziel, eine Resolution zu verabschieden, welche die Gründung eines kirchlichen und jährlich zu feiernden »Mother's Day« vorsah, wurde ein Jahr später erreicht. Am 12. Mai 1907 wurde der erste offizielle Muttertags- Gedenkgottesdienst zu Ehren ihrer Mutter in oben genannter Kirche gehalten. Anna Jarvis versuchte nun einen nationalen Muttertag zu etablieren, sprach gezielt Gesetzgeber, Behörden und Geschäftsleute an, sie in der hehren Sache eines »General Memorial Day for all Mothers« zu unterstützen.<sup>7</sup>

Auf diesem Weg gewann sie den wohlhabenden Kaufmann und Philanthropen John Wanamaker als Komiteemitglied, mit dem sie am 10. Mai 1908 in Andrews Church/ Grafton und im sogenannten »Wanamaker Auditorium Store« in Philadelphia/ Massachusetts aufwendig gestaltete »Mother's Day Services« organisierte. Wanamaker bewarb die Veranstaltung in Philadelphia professionell; die Kapazität des Auditoriums war mit 5.000 Personen erreicht; 15.000 hingegen begehrten Einlaß.<sup>8</sup> Zur Feier in Grafton schickte Anna Jarvis 500 weiße Nelken. In einem begleitenden Telegramm an die Gemeinde führte sie aus:

»Each one present will be given a white carnation; mothers will be given two, in memory of the day. These five hundred carnations are given by a loyal, loving daughter in honor and sacred memory of her good and faithful mother; Mrs. Anna Maria Jarvis, (...) who only a few years ago departed to that better world (...). Everyone is asked to wear this flower. The white carnation is preferred because it may be thought to typify some of the virtues of motherhood; whiteness stands for purity; its lasting qualities, faithfulness; its fragrance, love; its wide field of growth, charity; its form, beauty.«<sup>9</sup>

Die weißen Nelken wurden seither zum Gedenken an verstorbene Mütter getragen, rote und pinkfarbene sollten zu Ehren lebender Mütter getragen und verschenkt werden. Im selben Telegramm umriß Anna Jarvis die Grundgedanken des »Mother's day«:

»To obliterate family estrangement. To create a bond of brotherhood through the wearing of a floral badge. To make us better children by getting us closer to the hearts of our good mothers. To brighten the lives of good mothers. To have them know we appreciate them, though we do not show it as often as we ought (...). Mother's Day is to remind us of our duty before it is too late. This day is intended that we make new resolutions for a more active thought to our dear mothers. By words, gifts, acts of affection, and in every way possible, give her pleasure, and make

7 Vgl. hierzu James Johnson, *Death, Grief and Motherhood: the Woman Who Inspired Mother's Day*. In: *West Virginia History*, Charleston/WV, 1977.

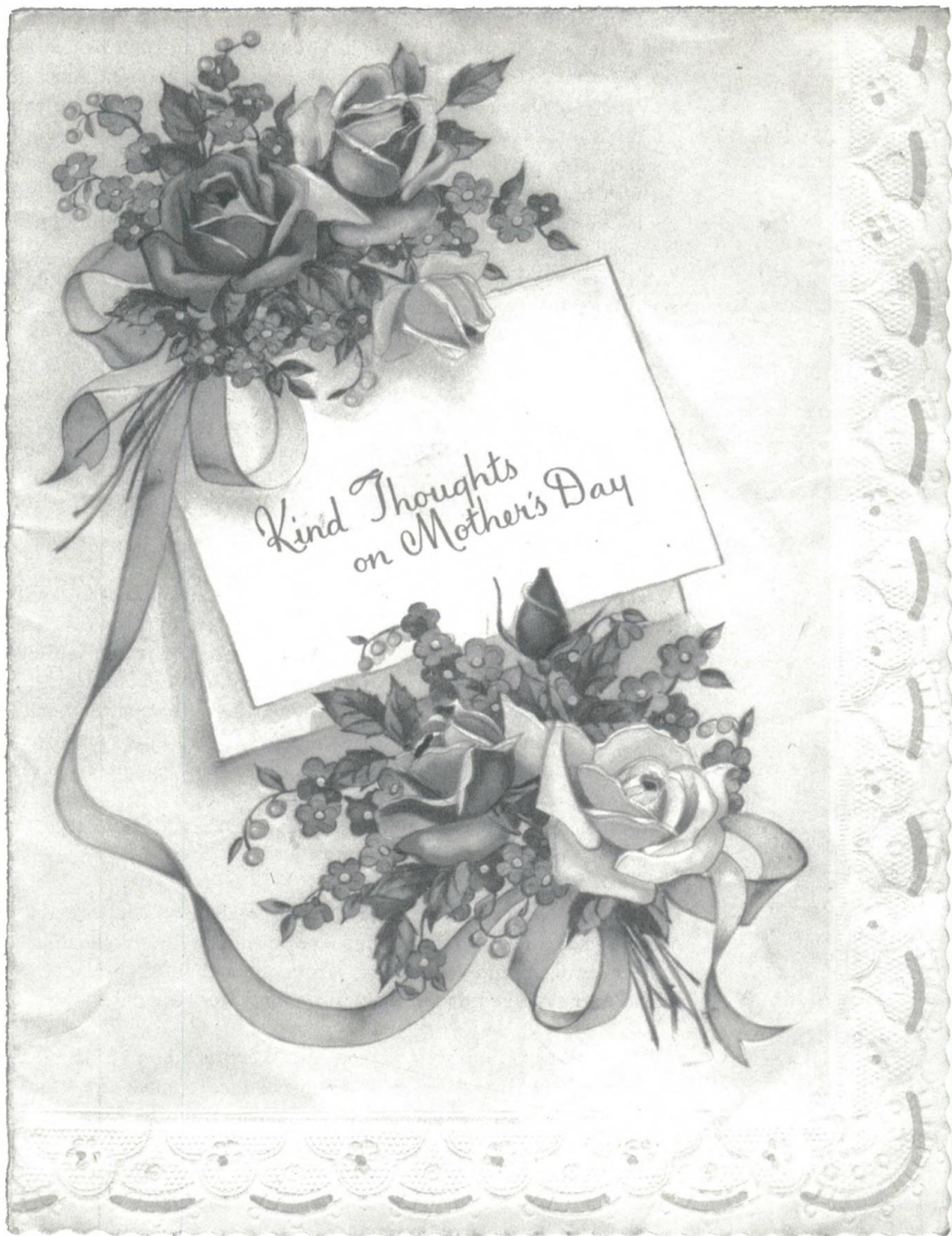
8 Vgl. hierzu Norman Festus Kendall, *Mother's day. A History of its Founding and its Founder*. Grafton/West Virginia, 1937.

9 Zitiert nach Susan Tracey Rice, *Mother's Day. Its History, Origin, Celebration, Spirit and Significance as related in Prose and Verse*. New York 1927.

#### Folgende Seiten:

051 Amerikanische Glückwunschkarte, um 1960

052 Werbeinserat, New York um 1920



# "Say it with Flowers"

Don't Forget Your  
Best Friend on

## Mothers' Day

On Sunday, May 12, send Mother  
Roses. There are many inexpensive  
varieties to choose from. For those  
who wish to spend a little more, we  
suggest the queen of all flowers—

American Beauties—with long stems.  
Spring Flowers in Baskets or Grow-  
ing Plants are ideal for brighten-  
ing Mother's favorite room.

Wear flowers yourself on Mothers' Day.

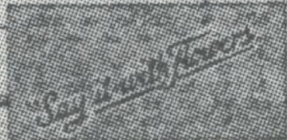
Get it with Flowers!  
A beautiful sixteen-page booklet on the etiquette,  
use and care of flowers, sent free on request.

**SOCIETY OF AMERICAN FLORISTS AND  
ORNAMENTAL HORTICULTURISTS**

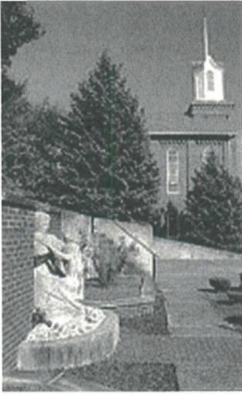
49 West 28th St., New York City

Flowers may be sent anywhere in the U. S. or Canada  
through the Florist's Telegram Delivery

Whose Birthday is in



her heart glad every day, and constantly keep in memory Mother's Day; if absent from home write her often, tell her of a few of her noble good qualities and how you love her.«<sup>10</sup>



053 Andrews Methodist Episcopal Church, USA Grafton/WV

10 Ebd.

11 Zitiert nach Hildebrand Holly, *A history of Mother's Day*. In: Houston Chronicle-Interactive, 6.5.1998.

12 Ebd.

13 Douglas S. Wood, *Where do holidays come from? The origins of Mother's Day*. In: CNN-Interactive, Mai 1998.



054 Anna Jarvis Birthplace Museum, USA Webster/WV

Wenngleich die erste parteipolitische »Mother's Day Proclamation« am 16.4.1910 durch Gouverneur William E. Glasscock/West Virginia offiziell bekanntgegeben wurde, verliefen unter den republikanischen Regierungen der Präsidenten Roosevelt und Taft Anna Jarvis' Bemühungen, den Muttertag als Staatsfeiertag einzubürgern, ergebnislos. Im Mai 1914, nachdem der Demokrat Thomas Woodrow Wilson 1913 das US-amerikanische Präsidentenamt übernommen hatte, unterstützten Mr. Heflin aus Alabama, Abgeordneter des Repräsentantenhauses, und der texanische Senator Sheppard Jarvis' Appell. Sie unterbreiteten dem Bundeskongreß eine Gesetzesvorlage, die den zweiten Sonntag im Mai als »Mother's Day« definierte. Die Resolution wurde von beiden Häusern verabschiedet, stieß auf Zustimmung Präsident Wilsons und wurde am 9. Mai 1914 von Staatssekretär William Jennings Bryan offiziell als staatlicher Feiertag ausgerufen. Präsident Wilson verfügte für diesen Tag die jährliche Beflaggung aller Regierungsgebäude des Kontinents sowie aller US-Botschaftsgebäude weltweit. Nun war die Mutterehrung am Muttertag staatlich verordnet.

Obwohl Anna Jarvis 1908 explizit forderte, den Müttern am Muttertag auch durch Geschenke eine Freude zu bereiten, sah sie in der zunehmenden Kommerzialisierung des Feiertages die Vereinnahmung ihrer Idee: »This is not what I intended. I wanted it to be a day of sentiment, not profit.«<sup>11</sup> Im Jahre 1923 strengte sie einen Prozeß an, um ein von ihr nicht autorisiertes »Mother's Day-Festival« zu stoppen und wurde sogar kurzfristig inhaftiert, als sie den Verkauf von weißen Nelken bei der Veranstaltung einer sogenannten »War Mother's Group« gewaltsam störte, in der Mütter ihrer im Ersten Weltkrieg gefallenen Söhne gedachten.<sup>12</sup>

Heute zählt der Muttertag in Nordamerika zu den populärsten Feiertagen. Gastronomie und Telefongesellschaften verzeichnen so hohe Umsätze wie selten im Jahr. Der Journalist Douglas S. Wood vom amerikanischen Nachrichtensender CNN weiß zu berichten, daß »Mother's Day« in der Hitliste der »card-selling-holidays« an dritter Stelle rangiere.<sup>13</sup> Im Jahr 1997 seien in den USA nahezu 150 Millionen Glückwunschkarten zum Muttertag versendet worden. Von den damals rund 268 Millionen AmerikanerInnen hätten also mehr als die Hälfte eine Postsendung zum Muttertag erhalten! Zieht man die Untersuchungen von Leigh Eric Schmidt heran, der den Vorgang der Vereinnahmung traditioneller Feiertage durch die

amerikanische Konsumkultur nachzeichnet und in diesem Kontext auf die Verschmelzung von nationalem Pathos, Patriotismus und Kommerz verweist,<sup>14</sup> dann scheint es nur folgerichtig, daß 14 Jahre nach Anna Jarvis' Tod (1948) die Andrews Methodist Episcopal Church in Grafton am 15. Mai 1962 offiziell den salbungsvollen Namen »International Mother's Day Shrine« erhielt. Die im Jahre 1873 erbaute Kirche dient seitdem als »Museum to Mother's Day and to the Jarvises« – »Reservations are required for tour groups.«<sup>15</sup> Die Gemeinde selbst bezeichnet sie als »Mother Church of Mother's Day«,<sup>16</sup> in der jährlich zum Muttertag zu Ehren Anna Jarvis' eine Messe, ein »special Mother's day service« gelesen wird. Nicht weit von dem Gotteshaus entfernt wurde Mitte der 90er Jahre in Anna Jarvis' Geburtshaus in Webster/Taylor County ein Museum eingerichtet. Das »Anna Jarvis Birthplace Museum« zeigt die historische Entwicklung des »Mother's Day« in enger Verknüpfung mit der Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges. Auf der Taylor County-Homepage<sup>17</sup> ist zu erfahren, daß dieses von Anna Jarvis' Vater 1854 erbaute und bis 1865 von der Familie bewohnte Haus ein Brennpunkt des Sezessionskrieges (1861-1865) war. General McClellan habe es zu seinem Hauptquartier bestimmt, drumherum, im heutigen »historic park«, bezogen die Truppen ihr Lager. »The Anna Jarvis Birthplace Museum is open for tours March through December. (...) Children under 6 are free. A tour guide can accompany buses to historic sites. Group discounts are available (...). Call for reservations.«<sup>18</sup>

14 Leigh Eric Schmidt, *The Commercialisation of the Holidays and the Culture of Consumption*. In: *The Journal of American History*, Bd. 78, Heft 3, Dezember 1991.

15 [www.rootsweb.com/~wvtaylor/index](http://www.rootsweb.com/~wvtaylor/index)

16 Vgl. hierzu Howard Wolfe, *Mother's Day and the Mother's Day Church*. Hrsg. im Eigenverlag, 1962.

17 <http://taylorcounty.com/tourism.htm>

18 [www.rootsweb.com/~wvtaylor/index](http://www.rootsweb.com/~wvtaylor/index)



## DAS GROßE MUTTEROPFER.

### MUTTERTAGSFEIERN IM ›CHRISTLICHEN STÄNDESTAAT‹

IRENE  
BANDHAUER-SCHÖFFMANN

Die Geschichte des Muttertages im ›christlichen Ständestaat‹ ist ein typisches Beispiel dafür, daß (semi-)faschistische Regime Ideen aus ihnen ideologisch fernstehenden politischen Bewegungen wie der Arbeiterbewegung oder – im konkreten Fall des Muttertages – der bürgerlich-liberalen Frauenbewegung entlehnen und sie in einen anderen Kontext stellen. Der Muttertag, der ursprünglich die unbezahlte Arbeit der Frauen öffentlich sichtbar machen sollte, wurde zum inszenierten Mutteropfer.<sup>1</sup> Es ging im »christlichen Ständestaat« nicht mehr um *Arbeit*, nicht um die frauenbewegten Forderungen zur Erleichterung der häuslichen Arbeit und deren gesellschaftliche Sichtbarmachung und Anerkennung, sondern um das ideologisch überhöhte *Opfer*, das im religiösen Kontext von den katholischen Müttern zu erbringen war. Für ein religiös überhöhtes Opfer brauchte es keine Anerkennung, es sollte in der Nachfolge Christi erbracht werden. Muttertag (die Mutter, die sich opfert) und Weihnachten (Christus, der sich opfert) wurde in engen Zusammenhang gebracht. Auf einem Plakat des Mutterschutzwerkes der Vaterländischen Front wurde verdeutlicht, wie das Mutterschutzwerk zur Bekämpfung des Geburtenrückgangs den Müttern hilft: »durch Müttereuerung, Weihnacht, Muttertag«.<sup>2</sup>

#### Akteure der Muttertagsfeiern – Kirchenmänner und ein Teil der Funktionärinnen der Katholischen Frauenbewegung

Die Akteure des inszenierten Mutteropfers waren die Funktionärinnen und Funktionäre der Vaterländischen Front und die Kirchenmänner, allen voran die der Katholischen Aktion, die das demokratisch organisierte katholische Vereinswesen 1935 neu organisierte, die regimekritischen katholischen (Frauen-)Vereine zerschlug und damit eine wesentliche Hilfestellung der katholischen Kirche für das Regime erbrachte. Die Frauen der bürgerlich-liberalen Frauenbewegung, deren Dachverband »Bund österreichischer Frauenvereine« vom austrofaschistischen Regime nicht verboten worden war, und auch die »Katholische Frauenorganisation für die Erzdiözese

- 1 Zur Konstruktion und Funktion des Opfers vgl.
  - René Girard, *Das Heilige und die Gewalt*, Frankfurt a. M. 1992; eine neue Sicht auf Julia Kristevas These vom Frauenopfer bringt
  - Martha J. Reineke, *Sacrificed Lives. Kristeva on Women and Violence*, Bloomington and Indianapolis 1997, insbes. S. 65ff.; zum Frauenopfer siehe auch:
  - Gerburg Treusch-Dieter, *Die heilige Hochzeit*, Pfaffenweiler 1993.

- 2 Plakat des Mutterschutzwerkes, aufgestellt in der Ausstellung »Das werdende und das wachsende Kind«, die am Muttertag 1936 im Naturhistorischen Museum in Wien eröffnet wurde. Abbildung dieses Plakates z. B. in: *Mütterzeitung. Organ des Mutterschutzwerkes der Vaterländischen Front*, 1. Jg., H. 2, Juni 1936, S. 3.

Linke Seite:  
055 *Mütterzeitung*, Privatbesitz



056 Zur Ausstellung »Das werdende und das wachsende Kind« im Naturhistorischen Museum Wien, 1936.

3 Siehe dazu: *Die Österreicherin*. Organ des Bundes österreichischer Frauenvereine sowie Frauen-Briefe, hg. von der Katholischen Frauenorganisation für die Erzdiözese Wien. Die Mai-Nummer 1935 der Frauen-Briefe hatte zwar

Wien« beteiligten sich nicht an den Muttertagsfeiern und ihre Zeitschriften brachten keine Berichte darüber.<sup>3</sup> Innerhalb des katholischen Milieus gab es einerseits Politikerinnen, die eine Verengung des Frauenbildes auf die »kinderreiche« Mutter kritisierten, für die Jungfräulichkeit mehr als Gebärfreudigkeit bedeutete und die das Recht der Frau auf ein von Männern unabhängiges Leben verteidigten – wie etwa die Akademikerin und frühere christlich-soziale Politikerin Alma Motzko, von der allgemein bekannt war, daß sie in



057 Muttertagsfeiern der Gemeinde Wien im Rathaus, 1935



058 Verkauf von Muttertags-Sondermarken im Naturhistorischen Museum, Wien



059 Im Bild rechts Mina von Wolfring, Leiterin des Mutterschutzwerkes der Vaterländischen Front

ein kleines Madonnenbild am Cover, titelte aber mit »Wir Frauen und die Arbeitsschlacht«, einem Bericht über die Arbeitsanleihe der Bundesregierung zur Schaffung von Erwerbsarbeitsplätzen. Zum Muttertag 1936 waren die Frauen-Briefe bereits umbenannt und gleichgeschaltet worden.

- 4 Zu Organisierung der Frauen in der Einheitspartei »Vaterländische Front« vgl. Irene Schöffmann, *Frauenpolitik im Austrofaschismus*. In: Emmerich Tállos/ Wolfgang Neugebauer (Hg.), »Austrofaschismus«. Beiträge über Politik, Ökonomie und Kultur 1934–1938, 4. ergänzte Auflage, Wien 1988, S. 317–343. Zur Gründung des Mutterschutzwerkes durch Mina Wolfring vgl.: Irene Schöffmann, *Organisation und Politik katholischer Frauen im »Ständestaat«*. In: Zeitgeschichte 11. Jg.,

einer kinderlosen »Josefsehe« lebte. Andererseits gab es Frauen, die ebenfalls aus der katholischen Frauenbewegung kommend sich sehr stark für den Muttertag engagierten, dazu gehörten Mina Wolfring, die Leiterin des Mutterschutzwerkes der Vaterländischen Front, die sich schon seit den 1920er Jahren dem sogenannten »Mutterschutzgedanken« verschrieben hatte und nach einer Reise ins faschistische Italien mit Unterstützung von Bundeskanzler Dollfuß das »Mutterschutzwerk« aufbaute; und weiters (Fürstin) Fanny Starhemberg, die Leiterin des Frauenreferates der Vaterländischen Front und Mutter des Heimwehrführers Ernst Rüdiger Starhemberg.<sup>4</sup> Dazu kamen noch die Frauen prominenter Politiker wie Leopoldine Miklas, die Frau des Bundespräsidenten und Mutter von elf Kindern, Herma von Schuschnigg, die Frau des Bundeskanzlers, und Josefine Schmitz, die Frau von Richard Schmitz, dem seit Februar 1934 bestellten Regierungskommissar für Wien und späteren Wiener Bürgermeister.

### Verbreitung der offiziellen Muttertagsfeiern

Im katholischen »Ständestaat«, der sich von der Re-Katholisierung aller Lebensbereiche die Lösung der sozialen Probleme erwartete, wurde der Muttertag in Österreich zu einem staatlich konsequent inszenierten Feiertag, bei dem die Prominenz der Kirche und der Vaterländischen Front ein weibliches/mütterliches Opfer beschworen. Bei den offiziellen Muttertagsfeiern 1935 gab Kardinal Innitzer, der sich persönlich sehr für bevölkerungspolitische Fragen interessierte,<sup>5</sup> der Hoffnung Ausdruck, »daß nun endlich die Zeit kommen möge, in der die Mutterschaft zum leuchtenden Vorbild werde, dem alle Frauen mit freudiger Opferbereitschaft folgen.«<sup>6</sup> Muttertagsfeiern in Rathäusern oder großen Festsälen und spezielle »Muttergottesdienste«, »Festmessen mit Generalkommunion für die Mütter« und Friedhofsgänge für die toten Mütter wurden Mitte der dreißiger Jahre in allen Bundesländern durchgeführt. 1936 war es »das erstmal gelungen, die gesamte Öffentlichkeit in den Dienst des Mutterschutzwerkes zugunsten des Muttertages zu stellen«, konstatierte die »Mütterzeitung«, das offizielle Organ des Mutterschutzwerkes der Vaterländischen Front.<sup>7</sup> Auf Initiative des Mutterschutzwerkes wurde zum Muttertag 1936 im Naturhistorischen Museum in Wien die Ausstellung »Das werdende und das wachsende Kind« eröffnet, die bevölkerungspolitische Ideen popularisierte.<sup>8</sup> Rund 100.000 Pakete wurden 1936 von der Staatsjugend bedürftigen Müttern zugestellt. Es gab Sonderpostämter mit Sonderpostmarken. Unter dem Motto »Besondere Ehrengaben für kinderreiche Familien« verteilte die Vaterländische Front an 2.000 »kinderreiche« Müt-

- 1984, H. 11/12, S. 349–375. Zur Geschichte der bürgerlichen und katholischen Frauenbewegung vgl.:
- Irene Schöffmann, *Die bürgerliche Frauenbewegung im Austrofaschismus*. Eine Studie zur Krise des Geschlechterverhältnisses am Beispiel des Bundes österreichischer Frauenvereine und der Katholischen Frauenbewegung für die Erzdiözese Wien, Diss. Univ. Wien 1986; Kommentierte Quellen finden sich in:
  - Irene Schöffmann, *Mütter in der Vaterländischen Front. Quellen zur Geschichte katholischer Frauen im »Ständestaat«*. Veröffentlichungen des Vereins Frauenforschung und weiblicher Lebenszusammenhang Nr. 1, Wien 1983. Vgl. weiters:
  - Herbert Dachs, *Das Frauenbild in der Schule des »Austrofaschismus«*. In: Rudolf Ardel u. a. (Hg.), *Unterdrückung und Emanzipation*. FS für Erika Weinzierl, Wien, Salzburg 1985, S. 83–99;
  - Birgit Kirchmayr, *...Und das Ideal ist die Frau und Mutter«*. Austrofaschistische Frauenpolitik und weibliche Erinnerung, Dipl. Arbeit Univ. Salzburg 1996;
  - Sabine Juffinger, *Politischer Katholizismus im Austrofaschismus 1933/34–1938*. Zur Analyse der politischen Rhetorik des Austrofaschismus am Beispiel der »österreichischen Mission« sowie anhand der Konstruktion des Geschlechterverhältnisses, Dipl. Arbeit Univ. Innsbruck 1993;
  - Brigitte Ennsmann, *Frauenpolitik und Frauenarbeit im Austrofaschismus*, Dipl. Arbeit Univ. Wien 1993.
  - Zu Fanny Starhemberg vgl.:
  - Harry Slapnicka, *Fanny von Starhemberg*. In: Oberösterreich. Die politische Führungsschicht 1918–1938 (= Beiträge zur Zeitgeschichte Oberösterreichs 3), Linz 1975, S. 250–252 sowie die Dissertation am Wiener Zeitgeschichte Institut;
  - Heidrun Deutsch, *Fürstin Franziska Starhemberg. Eine Biographie*, Diss. Wien 1967.

ter Diplome, die eine Reproduktion von Dürers Madonna als Bildmotiv hatten. Sowohl der damalige Bundesführer der VF, Ernst Rüdiger Starhemberg, als auch Bundeskanzler Schuschnigg nahmen an Muttertagsfeiern teil.<sup>9</sup> Obwohl die Katholische Aktion die Muttertagsfeiern, deren Abhaltung ein Hauptprogramm des »Mutterschutzwerkes der Vaterländischen Front« war, tatkräftig unterstützte, kann – aufgrund der allgemeinen Schwäche des autoritären, semifaschistischen »Ständestaates«, der im Unterschied zum Nationalsozialismus nicht in der Lage war, eine Massenbewegung aufzubauen – nicht davon die Rede sein, daß die offiziellen Feierlichkeiten flächendeckend alle Mütter in Österreich erreichten. In Tirol fand 1936 in der Hälfte aller Gemeinden eine offizielle Muttertagsfeier statt, die von Seelsorgern, der Vaterländischen Front und den lokalen Behörden organisiert wurde. Auch im Burgenland konnten durch massive Unterstützung der katholischen Kirche zahlreiche Muttertagsfeierlichkeiten abgehalten werden, bei denen 8.150 Lebensmittelpakete verteilt wurden. In Kärnten dagegen verteilte die Vaterländische Front 1936, am Höhepunkt der austrofaschistischen Muttertagsfeierlichkeiten, nur an 400 Familien Pakete, 1935 waren überhaupt nur 80 Familien anläßlich des Muttertages beschenkt worden.<sup>10</sup> Gelungen war dem Regime allerdings, den Muttertag zu einem beachtetem Event der medialen Berichterstattung zu machen.

### Klassenversöhnung und Bevölkerungswachstum

Berichte über den Muttertag transportierten zwei zentrale ideologische Inhalte: den Gedanken der Klassenversöhnung und den des Bevölkerungswachstums verbunden mit einer »gottgewollten« geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Beiden Inhalten inhärent war das Opfer, denn zum einen wurde von der katholischen Mutter eine Aufopferung für die Familie erwartet, zum andern »opferte« der Staat die Interessen der außerhäuslich erwerbstätigen bürgerlichen Frauen und unterstützte mit seiner Politik ein Zurück-an-den-Herd. Mit der Doppelverdienerverordnung von 1933/34<sup>11</sup> wurden verheiratete Frauen aus dem Bundesdienst entlassen und obwohl dieses Gesetz keine tatsächliche Verbesserung für arbeitslose Männer brachte, war es aus ideologischen Gründen eine wichtige Maßnahme, mit der das Regime auf Kosten der Frauen die Arbeitslosigkeit »bekämpfte«. In dieselbe Kerbe, die Frauen auf Muttersein und häusliche Arbeiten zu beschränken, schlug auch die Verdrängung der Frauen aus der Politik. Wobei hier nicht nur die zahlenmäßige Unterrepräsentanz von Frauen gemeint war – unter den 213 Mandatären des »Ständestaates« waren nur zwei Frauen –, sondern viel-

mehr die Konstruktion des »Ständestaates«, die die Rolle des/der Staatsbürgers/-bürgerin an die Rolle des/der Berufsbürgers/-bürgerin knüpfte, womit die ideologisch hochgelobten nicht-außerhäuslich erwerbstätigen Hausfrauen und Mütter von der politischen Mitsprache von vornherein ausgeschlossen waren. Forderungen der katholischen und bürgerlich-liberalen Frauenbewegungen nach einer Hauswirtschaftskammer, womit auch Hausfrauen und Hausgehilfinnen eine berufsständische Körperschaft erhalten hätten sollen, verliefen im Sande.<sup>12</sup> Die konkreten Wünsche von Frauen und Müttern nach Verbesserung ihrer durch Arbeitslosigkeit und Pauperisierung immer schwierigeren Hausarbeit wurden gänzlich ignoriert, stattdessen inszenierte man einmal jährlich den Muttertag.

### Mütterlichkeit als ideologische Brücke zwischen Klassengegensätzen

Ein paar Monate nach dem Bürgerkrieg berichtete die »Reichspost«, daß am Muttertag »eine allgemeine Versöhnung früherer Gegensätze Platz greifen (soll).«<sup>13</sup> Zeitungsberichte über Muttertagsfeiern verwiesen immer explizit auf Arbeitermütter, zahlreiche veröffentlichte Fotografien zeigten, wie Mütter aus den sogenannten »Familienasylen«, das waren Obdachlosenheime der Stadt Wien, hungrig auf die Pakete warteten, die ihnen anlässlich des Muttertages geschenkt wurden. Bundeskanzler Schuschnigg nahm 1936 im Hotel Meißl & Schadn bei einer Feier für alte Mütter »insbesondere aus den Arbeiterbezirken Wiens« teil.<sup>14</sup> 1937 besuchte er in neun Wiener Bezirken Muttertagsfeiern, »wobei er insbesondere Wert darauf legte, in den Arbeiterbezirken die Mütter zu grüßen.«<sup>15</sup> 1937 brachte das ehemals sozialdemokratische »Kleine Blatt« Fotos von Muttertagsfeiern mit dem Titel »Der Kanzler huldigt den Wiener Arbeitermüttern.«<sup>16</sup> Über die Muttertagsfeiern im Musikverein, die die Vaterländische Front 1937 veranstaltete, war zu lesen, daß dort 350 kinderreiche Mütter versammelt wurden: »Junge und alte Arbeiterfrauen saßen neben den Gattinnen von hohen Beamten. Es gab keinen Unterschied, denn all die Frauen hatten eines gemeinsam: ihre Mütterlichkeit.«<sup>17</sup> Daß opferbereite Mütterlichkeit eine Brücke zwischen den Klassengegensätzen schaffen sollte, drückte auch das Titelblatt der »Mütterzeitung« aus, das unter der strahlenden Sonne des Krukenkreuzes in der Bildmitte eine Mutter mit Kind zeigte, im Hintergrund links die industrielle Arbeitswelt rauchender Schloten und rechts den pflügenden Bauern.

5 Vgl. sein Vorwort zu Wilhelm Winkler, *Der Geburtenrückgang in Österreich*, Wien 1935.

6 *Liebeswerke zum Muttertag*. In: Reichspost, 13. Mai 1935, S. 3.

7 *Der Muttertag in Österreich*. In: Mütterzeitung, Organ des Mutterschutzwerkes der Vaterländischen Front, 1. Jg., H. 2, Juni 1936, S. 8.

8 *Das werdende und das wachsende Kind. Eheschließungen und Geburten in Wien*. In: Mütterzeitung, Organ des Mutterschutzwerkes der Vaterländischen Front, 1. Jg., H. 2, Juni 1936, S. 7. Vgl. dazu auch diverse Zeitungsberichte in Tageszeitungen anlässlich der Eröffnung am 5. Mai 1936.

9 *Der Muttertag in Österreich*. In: Mütterzeitung, Organ des Mutterschutzwerkes der Vaterländischen Front, 1. Jg., H. 2, Juni 1936, S. 8.

10 Vgl. dazu die Berichte zu den Muttertagsfeiern in Österreich. In: Mütterzeitung, Organ des Mutterschutzwerkes der Vaterländischen Front, 1. Jg., H. 2, Juni 1936, S. 8, S. 11–15.

11 Vgl. Irene Schöffmann, *Die bürgerliche Frauenbewegung im Austrofaschismus* (wie FN 3), S. 51ff; Angela Franke, *Doppelverdienergesetz und Doppelverdienerkampagne*, Dipl. Arbeit Univ. Wien 1989.

12 Zur Hauswirtschaftskammer vgl. Irene Schöffmann, *Die bürgerliche Frauenbewegung im Austrofaschismus* (wie FN 3), S. 134–178.

13 *Aus der Vaterländischen Front*. In: Reichspost, 9. Mai 1934, S. 6.

14 *Österreichs Dank an seine Mütter*. In: Reichspost, 9. Mai 1936.

15 *Neues Wiener Tagblatt*, 10. Mai 1937, S. 7.

16 *Das Kleine Blatt*, 11. Mai 1937, S. 1.

17 *Neues Wiener Tagblatt*, 9. Mai 1937, S. 5.



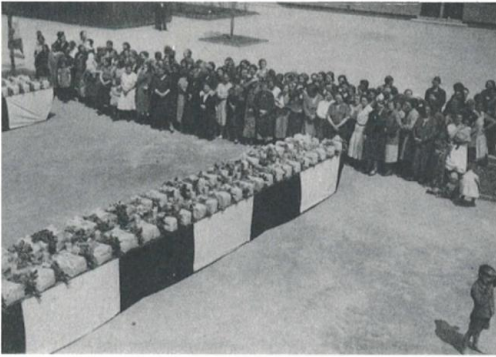
Das Mutterschutzwerk der Vaterländischen Front  
spricht

Frau **Helene S. [REDACTED]**, Wien,

Anerkennung und Dank für ihre im Dienste der Familie  
geleistete Aufbauarbeit für Volk und Staat aus.

Der Bundeskanzler  
und Sponsführer:

Die Bundesleiterin des  
Mutterschutzwerkes der V. F.:



061 Muttertagsfeier im Familienasyl, Wien Ständestaat



062 Frau Bürgermeister Schmitz überreicht Muttertagsgeschenke, Wien

### Galionsfiguren katholischer Caritas traten bei Muttertagsfeiern auf

Die Politikergattinnen, die alljährlich an den offiziellen Muttertagsfeiern teilnahmen, hatten ihre prominenten Namen für karitative Aktionen zur Verfügung gestellt, bei denen der katholische Karitatsgedanke Hand in Hand mit der Idee der Aussöhnung mit der Arbeiterklasse ging. Josefine Schmitz hatte bereits im Februar 1934 die sogenannten Josefstische gegründet, die in den Arbeitervierteln Wiens an Arbeitslose günstige Mittagessen abgaben. Leopoldine Miklas engagierte sich für den Frauennotdienst, eine karitative Aktion, an der sich alle noch legalen Frauenbewegungen und die Oberhäupter der katholischen, evangelischen und jüdischen Religionsgemeinschaften beteiligten und die auf persönliche Hilfestellung von bürgerlichen Frauen für Arme setzte. Herma von Schuschnigg hatte bis zu ihrem tödlichen Autounfall 1936 die Herma-von-Schuschnigg-Mittagstische präsiert, die dann von der Ministerhefrau Bella Pernter betreut wurden. Überall ging es darum, daß Frauen über persönlichen Einsatz und private Spendenfreudigkeit die Defizite im Sozialsystem lindern sollten, denn vom Anspruch auf finanzielle Unterstützung war man wieder zum System des Almosens übergegangen. Gerade diese weiblichen Galionsfiguren der katholischen Caritas traten bei den Muttertagsfeiern auf.<sup>18</sup>

### Muttertag als Anlaß, um über Bevölkerungspolitik zu sprechen

Von der Ideologie der Auflösung der Klassengegensätze in der Mütterlichkeit (bzw. im religiös überhöhten Opfer) zur faschistischen Idee der Überwindung der Klassengegensätze im Konstrukt der Volksgemeinschaft war es nur ein kleiner Schritt. Wer in der Kate-

18 Zu diesen karitativen Aktivitäten katholischer Frauen vgl. Irene Schöffmann, *Die bürgerliche Frauenbewegung im Austrofaschismus* (wie FN 3), S. 351–365. Nicht vertreten waren die von Hildegard Burjan gegründeten Elisabethische. Daß Riccarda Zernatto, die Frau Guido Zernattos, der seit 1936 Generalsekretär der Vaterländischen Front war, bei den großen karitativen Aktionen fehlte, ist wohl auf katholischen Antisemitismus zurückzuführen.

Linke Seite:  
060 Mutterdiplom der Vaterländischen Front



063 Muttertagsrede von Kurt Schuschnigg im Wiener Musikvereinsaal, 1937

gorie des Volks dachte, sorgte sich beständig ums Aussterben eben dieses Volkes und um seine zahlenmäßige Unterlegenheit gegenüber anderen Völkern. Der Muttertag war ein idealer Anlaß, um über pronatalistische Bevölkerungspolitik zu sprechen und zu schreiben. Die »Reichspost« warnte anlässlich des Muttertages 1935 davor, daß sich »Beispiele entarteter Mütter häufen«, die ein klares Indiz für ein krankes Volk seien. »Ein warnendes Menetekel flammt vor dem Hintergrund dieses feierlichen österreichischen Muttertages. Wie kürzlich statistische Feststellungen ergaben, sind in Wien 34,2 per Hundert aller Ehen kinderlos, ein noch größerer Prozentsatz hat sich zum Einkindersystem bekannt. (...) Wir wollen nicht glauben, daß in unseren Frauen der Wille zur Mutterschaft und Mütterlichkeit, dieses kostbare Volksgut, erloschen ist, für Eitelkeit, Angst um die »Linie«, für falsches Geltungsbedürfnis und das Haschen nach irgendeinem Lebensstandard preisgegeben wird.«<sup>19</sup> Da der Geburtenrückgang nicht mit ungesicherten Lebensverhältnissen, Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot und Sozialabbau in Zusammenhang gebracht wurde, sondern auf den »Egoismus« der Frauen zurückgeführt wurde, die sich ihrem »wahren Lebenszweck« entzogen hatten, war die sogenannte Müttertschulung ein wesentlicher Programmpunkt des Mutterschutzwerkes.<sup>20</sup> Im Sinne einer Missionsarbeit

19 *Helfet den Müttern!* In: Reichspost, 12. Mai 1935, S. 21.

20 Mina Wolfring, *Das Mutterschutzwerk der Vaterländischen Front*, Wien 1938; Wolfring Mina, *Die Schulungsarbeit im Rahmen des Mutterschutzwerkes der VF*. In: Schulungsblätter, hg. von der Schulungsabteilung im Amte des Frontführers, Nr. 8-9, November/Dezember 1937, S. 24ff.

sollten Nichtkatholikinnen und diejenigen Katholikinnen, die nicht mehr alle Lebensbereiche dem katholischen Gebot unterstellten, wieder rekatholisiert werden. Doch die jungen Frauen, denen etwa in Lagern des weiblichen Arbeitsdienstes diese Mütterschulung aufgenötigt wurde, waren nicht von deren Nützlichkeit für ihre persönliche Lebensgestaltung überzeugt: »Man möge ihnen lieber sagen, wie man keine Kinder bekommt, das sei heute mehr angebracht«, ließen sie eine Kursleiterin wissen.<sup>21</sup>

21 Dieser Bericht darüber, daß junge Frauen in zwei Lagern des weiblichen Arbeitsdienstes die Mütterschulung ablehnten, findet sich in: Frauenbriefe 111, März 1935, S. 2.

22 Protokoll über die am 22. 1. 1935 stattgefundene Vorbesprechung. In: Bestand VF, Karton 23, AVA, ÖStA (Allgemeines Verwaltungsarchiv im Österreichischen Staatsarchiv).

23 *Weisungen, die Vorarbeiten für den Muttertag betreffend*, hg. vom MSW am 2. 4. 1937. In: Bestand VF, Karton 29, AVA, ÖStA.

24 Sinn und Zweck des Mutterschutzwerkes nach seiner jetzigen Gliederung und seiner Auswirkung mit Bedachtnahme auf die zur Verfügung stehenden Mittel. In: Bestand VF, Karton 23, AVA, ÖStA.

25 In Linz wurden zum Muttertag 1936 150 Pakete verteilt, die folgendes enthielten: 1/2 Kilogramm Selchfleisch, 1 kg Zucker, 1 kg Reis, 1 kg Grieß und 1/2 kg Butter. Vgl. *Der Muttertag in Oberösterreich*. In: *Mütterzeitung*. Organ des Mutterschutzwerkes der Vaterländischen Front, 1. Jg., H. 2, Juni 1936, S. 15.

26 *Der Muttertag in Oberösterreich*, ebd.

### Prämierung der tüchtigen Mütter

Im Gegensatz zur inszenierten Speisung der armen Mütter, die Überwindung der Klassengegensätze und gleiche Achtung vor jedem Kind suggerieren sollte, standen die bevölkerungspolitischen Zielsetzungen. Mit der Verleihung von Diplomen und Auszeichnungen durch das Mutterschutzwerk wurde deutlich gemacht, welche Mütter dem Regime willkommen waren. Am Muttertag 1935 prämierte das Mutterschutzwerk kinderreiche Mütter, »die sich ohne Inanspruchnahme der Fürsorge durchgebracht haben«.<sup>22</sup> In einer internen Weisung des Mutterschutzwerkes für die Planung des Muttertages 1937 hieß es ganz unmißverständlich, »daß es im Sinne der Bundesleiterin des Mutterschutzwerkes, Frau Rat der Stadt Wien Mina Wolfring liegt, weniger die bedürftigen, als gute und tüchtig Mütter zu diplomieren«.<sup>23</sup> Mitgliedschaft bei der Vaterländischen Front und mindestens drei Kinder waren die Voraussetzungen für dieses Anerkennungsdiplom der Tüchtigen, die ohne den Staat zurechtkamen. »Von dem Grundsatz ausgehend, daß man mit dem aus der Gosse karitativ aufgezogenen Nachwuchs nicht Österreich aufbauen kann«,<sup>24</sup> verfolgte das Mutterschutzwerk stets eine sehr selektive Politik, bei der Mütter und Kinder aus den ärmsten Bevölkerungsschichten nur einmal jährlich die Staffage für eine Gabenverteilung durch Politiker/innen und Politikergattinnen abgaben. Diese Verteilung von Lebensmittelpaketen<sup>25</sup> – zugestellt von »Buben in Uniform (Jung-Vaterland, Pfadfinder, Turner, Reichsbund)«<sup>26</sup> – und die Einladungen zur »Mütterjause« oder zum Mittagessen, die alljährlich am Muttertag stattfanden und über die die Zeitungen so detailliert berichteten, thematisierten auf einer symbolischen Ebene mütterliche Macht: an einem Tag im Jahr waren es nicht die Mütter, die nährten und versorgten.



## DER NATIONALSOZIALISTISCHE MUTTERKULT

IRMGARD WEYRATHER

Im nationalsozialistischen Denken war es die höchste und verehrungswürdigste Aufgabe der »deutschen« Frauen, das »deutsche« Volk durch »erbgesunde« und »arische« Kinder zu vergrößern. Aufgrund der von Staat und Partei inszenierten, quasi religiösen Verehrung der »deutschen Mutter« kann man ab 1933 von einem regelrechten Mutterkult der Nazis sprechen. Elemente dieses Mutterkults finden sich auch schon in NS-Texten aus der Zeit der Weimarer Republik. In der nationalsozialistischen Frauenzeitschrift »Opferdienst der deutschen Frau« heißt es zum Beispiel 1931: »Sagt Euch los vom Irrwahn Ihr Frauen! (...) Hinauf in den unsichtbaren Tempel, der sich über unserem Vaterlande wölbt und in dem die Mütter unseres Volkes stehen, als Vorbilder, Priesterinnen und Opfer zugleich!«<sup>1</sup>

Die deutsche Mutter war die einzige weibliche Kultfigur des Nationalsozialismus; die männlichen Kultfiguren waren der »deutsche« Arbeiter, der »deutsche« Bauer, der »deutsche« Soldat (als Held) und der Führer.<sup>2</sup> Der NS-Mutterkult betraf natürlich nicht die Mütter als solche, sondern nur die »deutschen« Mütter, wobei »deutsch« synonym gesetzt werden kann mit »arisch«, »erbgesund« und – im NS-Sinn – sozial und politisch einwandfrei.

Zu Beginn der NS-Herrschaft wurde der Mutterkult vor allem durch sogenannte »Mütterweihespiele« betrieben. Sie waren Teil einer breiten nationalsozialistischen Kultausübung, die sich aus Thingspielen und Sprechchoraufführungen zusammensetzte. Diese chorischen Spiele hatten die Laienspielbewegung der zwanziger Jahre zum Vorbild, die aus der Jugendbewegung heraus entstanden war. Sie wurden bevorzugt auf den neugebauten Freilichtbühnen aufgeführt, die, wie der völkische Dramatiker Hans Johst gefordert hatte, »völkisch-religiöse Weihebühnen« (Thingstätten) sein sollten. (Vondung 1971, S. 19) Zu diesen chorischen Spielen gehörten zum Beispiel die Stücke »Den Müttern« von NS-Dichter Hans Baumann, »Märchen einer Mutter« von Bethge, »Mutterlegende« von Hellmut Unger, das sogenannte Mysterium »Ewige Mutter« von W. Hofmann und »Gudrun. Das Helddenmal der germanischen Mutter«.

1 *Opferdienst der deutschen Frau, Juni 1931*, Berlin. In: Arendt/Hering/Wagner 1995, S. 176.

2 Zum NS-Arbeitskult siehe: – Weyrather 1996; zu Bauern und Bäuerinnen im Nationalsozialismus siehe: – Münkler 1998; zum Toten- und Heldenkult siehe: – Behrenbeck 1999; zum Führerkult siehe: – Kershaw 1999 u. 2000; zum NS-Kult insgesamt: – Karow 1997.

Linke Seite:  
064 Wolfgang Willrich, *Hüterin der Art*, Ölgemälde 1938

Das Stück »Den Müttern« von Hans Baumann (1936) scheint das wichtigste Mutter-Sprechchorspiel gewesen zu sein, es wurde bei offiziellen NS-Feiern bis 1945 immer wieder zitiert. Es besteht aus gereimten Strophen, die als »Lied«, als »Jungenchor«, als »Mädelchor«, als »ganzer Chor« oder von einzelnen Stimmen – einem Soldaten, einem Mädel, einem Jungen – vorgetragen werden. Teilweise wechselt der Sprecher zwischen jeder Zeile, was das rhythmische Sprechen verstärkt. In dem Stück wird die Mutter verherrlicht als »Priesterin des Lebens«, als »Versöhnerin« von »Leben und Tod« und als »Hüterin der Letzten Gewalten«. Sie wird mit der »Mutter Erde« verglichen, die in dem Stück »ihr Lied« singt, »mit allem, was aus ihrem Schoß geboren.« Die rassegebundenen Ewigkeitsvorstellungen der völkischen Denker kommen zum Ausdruck in Reimen wie diesem:



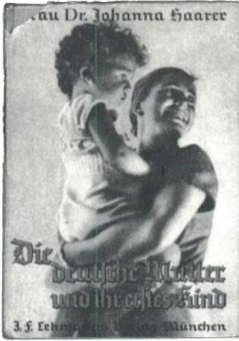
065 Mutterkreuzverleihung  
am Muttertag 1942

»Die Fackel, die an eurem Blut entzündet,  
durch die Geschlechter ewig weiterbrennt,  
die lodernd mahnt und lodernd von euch kündet,  
wenn eine kleine Zeit euch einst verkennt.«

Die Mutter ist »für die Zeiten die Ewigkeit, die alle Taten mit ihrem Segen weiht.« Vor allem kann eine Mutter den Tod in Leben verwandeln: »Sie singt davon, wie sie das Sterben zwingt, wie sie den Tod in neues Leben wandelt.« Im Himmel wird den Müttern mehr offenbart als den Männern:

»Dann steigt ihr hoch als Priesterin des Lebens  
und tretet ein in Gottes letzten Bann,  
erbittet eurem Volke nichts vergebens –  
dann dürft ihr weiter schauen als ein Mann.«

Die Sprechchorstücke zum Thema Mutter, manchmal auch »Mütterweihespiele« genannt, wurden vor allem anlässlich von Muttertagsfeiern aufgeführt beziehungsweise im Radio gesendet. Sie fielen nach einigen Jahren bei Goebbels in Ungnade. Zum Muttertag 1936 durften keine Mutter-Weihespiele und Sprechchöre mehr aufgeführt werden. Dies fiel zusammen mit Goebbels Verbot, bei Veranstaltungen der Partei den Sprechchor zu verwenden. Begriffe wie »Thing«, »Kult« und »kultisch« wurden jetzt als »unklar« und »mystisch« bezeichnet. Der Kult wurde zwar weiterbetrieben, er sollte jedoch nicht mehr so genannt werden, um Konkordatsbestimmungen entsprechend die katholische Kirche nicht zu verstimmen. (Weyrather 1997, S. 239ff) Hitler und Goebbels gaben freilich den Anspruch nicht auf, langfristig jeden anderen Kult und jede andere Weltanschauung neben der nationalsozialistischen auszuschalten. Der NS-Kult wurde in der



066 Buchumschlag 1937



067 Buchumschlag um 1940

3 Reden des Führers am Parteitag Großdeutschland 1938, München 1938, S. 41.

Praxis weiter ausgebaut, lediglich verbal wendete man sich gegen Mystisches und Kultisches, so sagte Hitler auf dem Reichsparteitag 1938: »An der Spitze unseres Programms steht nicht das geheimnisvolle Ahnen sondern das klare Erkennen und damit das offene Bekenntnis.«<sup>3</sup>

Klaus Vondung (1971) wies darauf hin, daß das »Erkennen« hier nichts mit rationaler Erkenntnis zu tun hat und das Wort »Bekenntnis« wieder auf den religiösen Zusammenhang verweist, in dem der Satz steht: »Im christlichen Kult werden Bekenntnisse abgelegt, im nationalsozialistischen sollte dasselbe geschehen, wobei sich natürlich der Inhalt des Bekenntnisses veränderte. Die strukturellen Zusammenhänge von christlichem und ideologischem Kult wurden verdeckt und andere Zusammenhänge vorgetäuscht. (...) Zwei Dinge wurden durch diese Täuschungsmanöver erreicht: Die Existenz des NS-Kults erschien sachlich berechtigt und notwendig; gleichzeitig wurde unter anderem Namen und durch sprachliche Manipulation sein abgeleiteter Charakter verborgen und in der zweiten Realität postuliert, er sei der einzig sinnvolle, klare und wahre Kult. Damit war die praktische wie ideologische Voraussetzung gegeben, den nationalsozialistischen Kult im weiteren Verlauf des Dritten Reichs zu voller Blüte zu entwickeln.« (Vondung 1971, S. 44ff)

Diese Prinzipien gelten auch für den Mutterkult. An Stelle der Mütterweihespiele gab es ab 1939 »Mütterehrengsfeiern«, auch außerhalb des Muttertags, in deren Rahmen »kinderreichen«, »deutschen« Müttern feierlich Mutterehrenkreuze überreicht wurden. Teile aus den Sprechchorstücken, zum Beispiel aus Hans Baumanns »Den Müttern« wurden jetzt sogar in den für alle Muttertagsfeiern als verbindlich geltenden Feiervorschlägen vom Propagandaministerium abgedruckt. (Die neue Gemeinschaft, 1942, S. 155 u.156)

Die Muttertagsfeiern wurden von nun an Mütterehrengsfeiern genannt und liefen ab 1942 in einer zentral vom Propagandaministerium vorgeschriebenen einheitlichen Form ab. Ihr Höhepunkt war die Verleihung der Mutterkreuze. Das »Ehrenkreuz der deutschen Mutter« wurde an Mütter mit mindestens vier Kindern verliehen, die die nationalsozialistischen Kriterien für »Rassereinheit« und »Erbgesundheit« erfüllten. (Weyrather 1993, S. 55ff)

Gegen Ende des Krieges kam es immer häufiger vor, dass das Mutterkreuz für bereits im Krieg gefallene Söhne und für durch Bomben getötete Kinder verliehen wurde. Ab dem Muttertag 1943 wurden bei den Feiern neben den Mutterkreuzmüttern die Frauen geehrt, die Sohn oder Mann im Krieg oder Kinder bei Bombenangriffen verloren

... nach Berlin zur Unterzeichnung des deutsch-italienischen Bündnisvertrages abgereist

20.000 Männer der SA. werden heute in Wien vereidigt

... Muttertagsgeheim der Partei an die bedürftigen Mütter in Wien:

# Plachel widmet die Klosterneuburger Gründe den deutschen Müttern Wiens



Mutter — heute ist dein Ehrentag!

068 F. Plachy, *Mutter – heute ist dein Ehrentag!*, in: Das Kleine Blatt, Muttertag 1939



069 Josef Thorak, *Pietà*, um 1942



070 Josef Thorak, *Mutter mit Kind*, um 1942

hatten. Erstere wurden immer weniger, letztere immer mehr; der Muttertag wurde für viele Frauen zum Trauertag, wie auch der Geburtstag der toten Kinder. Das Propagandaministerium wies in seinen Feieranleitungen zum Muttertag deshalb extra darauf hin, daß die Muttertagsfeiern nicht zu Trauerfeiern werden, sondern einen »besinnlich-frohen« Charakter haben sollten.

Der Kultcharakter der Muttertagsfeiern wird schon in ihrer äußeren Form deutlich, die ab 1942 vom Propagandaministerium verbindlich festgelegt wurde: Die Feiern mußten als »Morgenfeiern«, also am Sonntagvormittag stattfinden. Sie begannen mit den Fanfaren der HJ und mit einem vom HJ-Chor gesungenen Lied. Es folgte eine kurze Ansprache »Der Führer sagt usw.« zum Thema »Mutter«. Dann sang wieder der Chor, ein Jungmädchel trug ein Gedicht vor, anschließend sangen alle gemeinsam ein Lied. Es folgte eine »Lesung« – so hieß es wörtlich –, danach sang wieder der Chor. Es folgte die »Ansprache eines Hoheitsträgers«, die auch »Predigt« hätte heißen können. Danach, also im letzten Drittel der etwa sechzig Minuten dauernden Feier, wurden die Mutterkreuze ausgegeben. Anschließend wurde wieder ein gemeinsames Lied mit einem Glaubensbekenntnis zu Deutschland gesungen. Dann folgte die Ehrung von Hitler und seiner Mutter mit dreimaligen »Sieg Heil«-Rufen. Zum Schluß wurden wieder Lieder gesungen.

Ähnlich aufgebaute Feiern gab es auch zu den anderen Festen des NS-Feierjahres. Die etwa einstündige Feier am Sonntagvormittag mit Chor, gemeinsamen Liedern, mit kurzen, von sogenannten »Sprechern« vorgetragenen Texten, mit Lesung, Ansprache und Ausgabe von Irgendetwas (in dieser Reihenfolge) hatte ohne Zweifel eine katholische Messe zum Vorbild. Dies wurde von den NS-Ideologen zum Teil bewußt so gemacht, sie sprachen selbst von Feier-Liturgie. Auch äußerlich glichen die Feierraume Kult- beziehungsweise Kirchenräumen: Links und rechts des Saales Blumen (und Fahnen), an der Stirnseite eine Art Altar mit blumengeschmücktem Hitlerbild und einer Lebensrunne oder dem Reichsadler, umgeben von Hakenkreuzfahnen.<sup>4</sup>

Die »deutsche« Mutter nahm in diesen Feiern eine Position ein, die in einem Gottesdienst Gott oder der Muttergottes zukommt. Da die Ewigkeitsvorstellungen der Nationalsozialisten an die Weitergabe des »deutschen Erbguts« beziehungsweise »Bluts« an die nächsten Generationen gerichtet waren, hatte die »deutsche« Mutter als diejenige, die das »deutsche Blut« an ihre Kinder weitergibt, eine zentrale Stellung innerhalb des Nationalsozialismus als politischer Religion.<sup>5</sup>

4 Vgl. die Fotos einer Mutterkreuzverleihungsfeier in Paderborn am 2.10. 39, gezeigt in der Ausstellung: *Paderborn 1945. Leben im Nationalsozialismus und Krieg*, Städtische Galerie Paderborn 1995. Teilweise abgedruckt im gleichnamigen Ausstellungskatalog.

5 Zum Nationalsozialismus als politischer Religion vgl. Voegelin 1939, Vondung 1971.

Die Mütter wurden als »geheimste und sicherste Zuflucht«, als »göttliche Offenbarung« angesprochen, es gingen von ihnen eine »göttliche Kraft« und »geheime Ströme« aus. Die Mütter waren die »Wahrheit des Lebens«, das »ewige Leben«, das »ewige Licht«. Die »deutsche« Mutter wurde nicht nur dafür geehrt, daß sie das »deutsche Erbgut« weitergab, sondern auch dafür, daß sie ihre Söhne und ihren Mann – diese werden im NS-Kult praktisch gleichgesetzt – im Krieg opferte, denn der Sinn des Lebens der Söhne sollte vor allem im Kampf für Deutschland bestehen, dessen Krönung und Vollendung der sogenannte Opfertod war. (Weyrather 1993, S. 162ff)

*Literatur:*

- Arendt, Hans-Jürgen/Sabine Hering/Leonie Wagner, *Nationalsozialistische Frauenpolitik vor 1933*. Dokumentation, Frankfurt a.M. 1995.
- Baumann, Hans, *Den Müttern*, Jena 1936.
- Behrenbeck, Sabine, *Der Kult um die toten Helden*. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole, Vierow bei Greifswald 1996.
- Friedländer, Saul, *Kitsch und Tod*, München 1986.
- Karow, Yvonne, *Deutsches Opfer. Kultische Selbstausslösung auf den Reichsparteitagen der NSDAP*, Berlin 1997.
- Kershaw, Ian, *Hitler*, Stuttgart 1998/ 2000.
- Münkel, Daniela, *Du, Deutsche Landfrau bist verantwortlich!* Bauer und Bäuerin im Nationalsozialismus, Archiv für Sozialgeschichte 38, 1998.
- Voegelin, Eric, *Die politischen Religionen*, Stockholm 1939.

Dies wird unter anderem in einer Muttertagsrede zum Muttertag 1943, also nach der deutschen Niederlage in Stalingrad deutlich: Hier wurde in den offiziellen »Gedanken zum Muttertag« den »Müttern der Soldaten« gesagt, daß von ihnen »in gegenwärtigen Tagen ganz besonders« eine »göttliche Kraft« beziehungsweise »geheime Ströme« ausgehen würden, »die der Kämpfer braucht wie der ragende Baum seine Erde«. Ein Krieg bringe viel Not mit sich, aber »auch viel innere Läuterung, und eines ihrer kostbarsten Teile ist unser inbrünstiger Aufblick zu jenen Müttern, in denen sich von der ersten Stunde ihrer Mutterschaft an der Schmerz und das Glück so untrennbar vermählen, daß daraus der tiefste, wenn nicht letzte Sinn eures Ruhms, eurer Ehre geworden ist.« (Die neue Gemeinschaft, 1943, S. 137)

Kennzeichnend für viele Gedichte des NS-Mutterkults ist eine Mischung aus Kinderkitsch und Todeskitsch, obwohl Kitsch und Tod eigentlich unvereinbare Gegensätze sind. (Vgl. Friedländer 1986) Unvereinbares sollte vereinbar gemacht werden, wie zum Beispiel in dem folgenden Auszug aus dem Gedicht von Kurt Eggers »Soldaten gedenken der Mutter«:

»(...) Und heute, wenn wir an die Mutter denken, tritt sie ganz fern aus einem Waldesrand und winkt und grüßt und ruft und trägt ein weißes Tüchlein in der Hand, das ganz von ihrer Tränen Nass durchfeuchtet ist. Doch wenn wir uns den Schleier aus den Augen wischen, verweht das Bild vom Waldesrand – wir hören hell der Kugeln Todeszischen und klammern das Gewehr in unserer Hand.« (Die neue Gemeinschaft, 1943, S. 135)

Das »Todeszischen der Kugeln« und das in die Hand geklammerte Gewehr vermitteln Grauen. In unvereinbarem Gegensatz dazu steht das rührende Bild der Mutter mit dem weißen Tüchlein. Das Grauen vor dem Krieg soll mit dem rührenden Bild der winkenden Mutter zu einer harmonischen Vorstellung zusammengepreßt werden. Ein anderes Beispiel für die ideologische Vereinbarkeit von Idylle und Tod ist folgender oft verwendete Spruch:

»Mütter, eure Wiegen  
sind wie ein schlafendes Heer.  
Stets bereit zu siegen,  
werden sie nimmermehr leer.«  
(Die neue Gemeinschaft, 1942, S. 175)

Hier werden die Kinderwiegen und das Militär gleichgesetzt; es wird also ebenfalls etwas Unvereinbares zusammengepreßt, die rührenden Kinder und die tötenden Soldaten.

Das ständige Hin und Her der Nationalsozialisten zwischen Harmonie, bürgerlicher Wohlanständigkeit und Todes- und Zerstörungswut kennzeichnet nicht nur den NS-Kult, sondern auch die reale NS-Bevölkerungspolitik. Die Nationalsozialisten ermordeten Millionen Kinder und Mütter, und sie verbreiteten gleichzeitig das rührende Bild von Mutter und Kind. Sie flüchteten von der Zerstörung in die Harmonie und wieder zurück. Beides gehörte zusammen. (Weyrather 1993, S. 178ff)

- Vondung, Klaus, *Magie und Manipulation*. Ideologischer Kult und politische Religion des Nationalsozialismus, Göttingen 1971.
- Weyrather, Irmgard, *Muttertag und Mutterkreuz*. Der Kult um die »deutsche Mutter« im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 1993.
- Weyrather, Irmgard, *Die »deutsche Frau« als »Priesterin des Lebens«*. Muttermystifizierung und Nationalsozialismus. In: Richard Faber/Susanne Lanwerd (Hg.), *Kybele – Prophetin – Hexe*. Religiöse Frauenbilder und Weiblichkeitskonzeptionen, Würzburg 1997.



## DAS »EHRENKREUZ DER DEUTSCHEN MUTTER«

HARTWIG KNACK

Ein öffentlich zelebrierter Höhepunkt der Mutterehrung im Nationalsozialismus war die Verleihung des »Ehrenkreuzes der Deutschen Mutter« am Muttertag<sup>1</sup>. In einer Weihnachtsansprache wurde 1938 die »Stiftung des Ehrenkreuzes der deutschen Mutter«<sup>2</sup> von Rudolf Heß, dem »Stellvertreter des Führers«, der Öffentlichkeit als Geschenk Adolf Hitlers an die deutschen Frauen vorgestellt:

»Den deutschen Frauen (...) Dank zu sagen, ist mir ein Bedürfnis. Zugleich kann ich der kinderreichen deutschen Mutter auf den Weihnachtstisch eine Gabe legen, die der Führer für sie bestimmt hat. Eine Gabe, die er in einer Verordnung mit folgendem Satz der Öffentlichkeit übergibt: Als sichtbares Zeichen des Dankes des deutschen Volkes an kinderreiche Mütter stiftete ich das Ehrenkreuz der Deutschen Mutter. Dieses Ehrenkreuz wird an Mütter mit vier bis fünf Kindern in Bronze, an Mütter mit sechs bis sieben Kindern in Silber und an Mütter mit acht und mehr Kindern in Gold verliehen. Jeweils am Muttertage werden die Ortsgruppenleiter der NSDAP den kinderreichen Müttern diese Auszeichnung überreichen. Das Ehrenkreuz trägt die Inschrift: »Das Kind adelt die Mutter.«<sup>3</sup>

Die Einzelheiten des Zweckes und der Verleihung des Mutterkreuzes wurden in der sieben Artikel umfassenden »Satzung des Ehrenkreuzes der Deutschen Mutter«<sup>4</sup> definiert. Neben Hitler und Heß unterzeichneten Wilhelm Frick und Otto Meißner, von 1935-1945 Chef der Präsidialkanzlei und seit 1937 Staatsminister, die Satzung und die angegliederte »Durchführungsverordnung zur Verordnung über die Stiftung des Ehrenkreuzes der Deutschen Mutter«. Frick, der als Reichsinnenminister von 1933-1943 auf administrativem Gebiet wesentlichen Anteil an der Durchführung der Rassengesetzgebung hatte, hielt regelmäßig zum Muttertag Rundfunkreden, in denen er schon lange vor Einführung des »Ehrenkreuzes« auf die »traurige Tatsache der falschen Auslese und der Rassenmischung«<sup>5</sup> verwies.

1 Zusätzlich zur Verleihung des »Ehrenkreuzes der Deutschen Mutter« (im folgenden der Einfachheit halber als Mutterkreuz bezeichnet) am Muttertag wurden weitere Ausnahmetermine festgelegt, auf die im Verlauf des Textes noch näher eingegangen wird.

2 Stiftung des Ehrenkreuzes der deutschen Mutter vom 16.12.1938, Reichsgesetzblatt vom 24.12.1938, Nr. 224, S. 1924.

3 Zitiert aus: *NS-Frauenwarte, Die einzige parteiamtliche Frauenzeitschrift*. Heft 15, 7. Jahrgang, 2. Januarheft 1939, S. 475.

4 Satzung des Ehrenkreuzes der Deutschen Mutter (16.12.1938), veröffentlicht zusammen mit der Stiftung des Ehrenkreuzes der Deutschen Mutter und der Durchführungsverordnung im Gesetzblatt für das Land Österreich vom 2.1.1939, (im folgenden: Gesetzblatt 1939).

Linke Seite:

071 *Das neue Deutschland ehrt seine Mütter, die dem Volke Söhne und Töchter schenken*, Propagandaphoto 1938

## Der bürokratische und logistische Aufwand

Die Verantwortlichkeit der Behörden bezüglich Erfassung und Bearbeitung der amtlich eingereichten Verleihungsanträge war in der »Durchführungsverordnung« eindeutig und sehr ausdifferenziert geregelt:



072 Am Muttertag 1939 wird erstmalig das Ehrenkreuz verliehen, Photomontage NS-Frauenwarte. Die einzige parteiamtliche Frauenzeitschrift, Mai 1939

5 Muttertags-Rede von Wilhelm Frick vom 12.5.1935. Tondokument Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt/Main, Archiv-Nr. C 1262. Zu W. Frick in seiner Funktion als Reichsinnenminister vgl.: Günter Neliba, Wilhelm Frick. Der Legalist des Unrechtsstaates, Paderborn 1992.

6 Gesetzblatt 1939.

7 Bezeichnung für die Frauen im Antrag auf Verleihung des Ehrenkreuzes für kinderreiche Mütter, Mutterkreuzakten des Österreichischen Staatsarchivs Wien/Archiv der Republik, Sign.: Ia Pol 183, RStH Wien, (im folgenden RStH 183). Auf die Klassifizierung von »Würdigkeit« und »Unwürdigkeit« wird im Verlauf des Textes noch näher eingegangen.

8 Martin Bormann, Anordnung Nr. 37/39 vom 15.2.1939, Bundesarchiv Koblenz, Sign.: NS 18/225, (im folgenden Bormann 1939).

9 Vgl. hierzu Irmgard Weyrather, Muttertag und Mutterkreuz. Der Kult um die deutsche Mutter im Nationalsozialismus. Frankfurt/Main 1993, S. 66, (im folgenden Weyrather 1993).

### §1. Vorschläge auf Verleihung des Ehrenkreuzes.

Die Vorschläge auf Verleihung (...) werden vom Bürgermeister von Amts wegen oder auf Antrag des Ortsgruppenleiters der NSDAP oder des Kreiswarts des Reichsbundes der Kinderreichen aufgestellt.

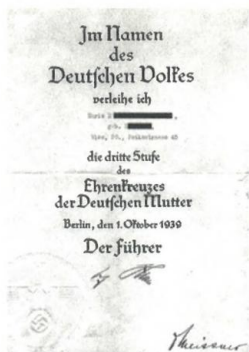
Der Bürgermeister legt die Vorschläge der unteren Verwaltungsbehörde vor. Diese stellt nach Einholung einer gutachterlichen Äußerung des Gesundheitsamts das Einvernehmen mit dem Kreisleiter der NSDAP her. In nicht kreisangehörigen Gemeinden wird die gutachterliche Äußerung des Gesundheitsamts und das Einvernehmen des Kreisleiters der NSDAP von dem Bürgermeister unmittelbar herbeigeführt.

Die untere Verwaltungsbehörde stellt die Vorschläge listenmäßig zusammen und reicht sie der höheren Verwaltungsbehörde ein, die sie allmonatlich zum Monatsersten der Präsidialkanzlei übermittelt.

### §3. Aushändigung

Die Aushändigung erfolgt im ganzen Reich einheitlich am Muttertag durch die Ortsgruppenleiter der NSDAP, denen die Ehrenkreuze mit den Besitzzeugnissen über die untere Verwaltungsbehörde zugeleitet werden.<sup>6</sup>

Allein die Auflistung der involvierten Ämter und die hinter der »unteren« und »oberen Verwaltungsbehörde« noch zu vermutenden Stellen veranschaulichen die Bedeutsamkeit, die dem Mutterkreuz beigemessen wurde. Überdies deutet die per Gesetz verfügte Zusammenarbeit der verschiedenen Behörden auch auf den immensen bürokratischen und zeitlichen Aufwand hin, mit dem die »Würdigkeit« oder »Unwürdigkeit« der »zu Belehenden«<sup>7</sup> festgestellt werden sollte. Obgleich Martin Bormann, 1939 Stabsleiter im Ministerrat für Reichsverteidigung, bereits vor dem ersten Verleihungstermin am Muttertag 1939 eine Anordnung herausgab,<sup>8</sup> die offenbar verhindern sollte, daß Parteifunktionäre die Überprüfung der Mutterkreuzanträge als »Freibrief für Gesinnungsprüfungen«<sup>9</sup> betrachteten, nahm sich jede Instanz das Recht heraus, sowohl Vorbehalte gegen eine Verleihung in das Antragsformular einzutragen, als auch bereits geäußerte Vorbehalte wiederum in Zweifel zu zie-



073 Mutterkreuz-Urkunde, verliehen am Erntedankfest 1939

hen. Dies hatte zur Folge, daß Anträge zwischen den unterschiedlichen Stellen unter Umständen jahrelang hin- und hergeschickt wurden. So ist zum Beispiel in einem Wiener Aktenvermerk vom 21. Dezember 1943 zu lesen:

»Irrtümlich ist die seit 1939 laufende Korrespondenz betreffend die Zuerkennung des Mutterkreuzes an Frau Marie S. (...) hierher gelangt. Das Wohlfahrtsamt der Bezirkshauptmannschaft Mödling-Liesing schreibt aufgrund eines Lokalaugenscheines nachstehende Begutachtung: »Recht nette geordnete Verhältnisse, nichts nachteiliges bekannt.« Der Amtsarzt hat nichts gegen die Verleihung einzuwenden. Der Kreisleiter ist allerdings nicht damit einverstanden und schreibt in einer neuerlichen Stellungnahme: »Trotz der anderen Beurteilung durch das Hauptgesundheitsamt muß ich meine erste Begründung (keine wertvolle Familie) aufrechterhalten.« Der Ortsgruppenleiter gibt folgende Beurteilung ab: »Eine Tochter schwachsinnig, eine Tochter Basedow, zwei Söhne früher Nationalsozialisten, sind Legitimisten geworden, keine wertvolle Familie, nicht befürwortet.«<sup>10</sup>

Ursprünglich war geplant, allen in Frage kommenden über sechzigjährigen Frauen das Mutterkreuz am Muttertag 1939 zu verleihen. Alle jüngeren Frauen sollten am Muttertag 1940 ausgezeichnet werden. Recht früh aber stellte sich heraus, daß der bürokratische Aufwand in so kurzer Zeit nicht zu bewältigen war, so daß spontan zwei Ausnahmeverleihetermine eingeschoben wurden. Der erste wurde auf das Erntedankfest am 1. Oktober 1939, der zweite auf den 23. Dezember desselben Jahres festgelegt<sup>11</sup>. Obgleich nach dem 1. Oktober noch ca 2 1/2 Millionen Mutterkreuze vorrätig waren, wurden nicht allen bis dato vorgeschlagenen Müttern die Auszeichnung überreicht<sup>12</sup>. Das Propagandaministerium ließ in der Presse verlautbaren, daß »die Herstellung der erforderlichen Ehrenkreuze hauptsächlich wegen der durch gelernte Arbeiter auszuführenden Emaillearbeit in der kurzen Frist (...) technisch nicht möglich war.«<sup>13</sup> Einer von Martin Bormann unterzeichneten Anordnung vom Mai 1939 hingegen ist zu entnehmen, daß »die Ausführung des Ehrenkreuzes (...) nicht von einheitlicher Güte und eine Anzahl von minderwertigen Stücken geliefert worden ist.«<sup>14</sup> Die Vermutung liegt auf der Hand, daß es sich bei einer Stückzahl von etwa 5 Millionen um eine industrielle Massenproduktion handelt.<sup>15</sup> Darüber hinaus stand zu der Zeit bereits außer Zweifel, daß sich die amtliche »Durchleuchtung« der in Frage kommenden Mütter als sehr zeitaufwendig herausstellte. In einem Schreiben der Präsidialkanzlei an Rudolf Heß ist zu lesen: »Die Verleihung des Ehrenkreuzes (...) hat sich bisher nicht restlos durchführen lassen, da die erforderliche

10 Österreichisches Staatsarchiv Wien/Archiv der Republik, Sign.: Ia Pol RStH Wien.

11 Vgl. hierzu Weyrather 1993, S. 74/75.

12 Ebd.

13 Zweieinhalb Millionen Ehrenkreuze für deutsche Mütter, Presseartikel aus der Wiener Zeitung 1938. Österreichisches Staatsarchiv Wien/Archiv der Republik, Sign.: Ia Pol RStH Wien.

14 NSDAP, Stellvertreter des Führers, Anordnung Nr. 114/39, 12. Mai 1939, unterzeichnet von M. Bormann. Österreichisches Staatsarchiv Wien/Archiv der Republik, Sign.: Ia Pol RStH Wien.

15 Brief der Präsidialkanzlei an den Stellvertreter des Führers vom 3.11.1939, Bundesarchiv Koblenz, Sign.: NS 18/255. Vgl. hierzu auch Weyrather 1993, S.75.

#### Folgende Seiten:

074 Mutterkreuzverleihung am Muttertag, Schloß Köpenick Berlin 1941

075 Muttertagsfeier in Berlin-Neukölln, 1939

076 Ostmark-Woche Wien, Muttertag 1941



074



075

# Ostmark-Woche



18. Mai — Muttertag

Aufnahme: Wien-Bild.

umfangreiche Verwaltungsarbeit, Feststellung der Mütter, der Kinderzahl, der arischen Abstammung, Erbtüchtigkeit, Würdigkeit usw. in der verfügbaren Zeit (...) nicht zu leisten war.«<sup>16</sup>

Das aufwendige bürokratische Prozedere für die Überprüfung der betroffenen Familien fiel zeitlich mit dem Kriegsbeginn zusammen und bedeutete für alle involvierten Behörden eine kaum zu bewältigende Arbeitsbelastung. Oftmals mußte zusätzliches Personal für die Antragsbearbeitung eingestellt werden. Irmgard Weyrather weist auf die Stellenanforderungen der Hamburger Gesundheitsverwaltung hin, die eigens zu diesem Zweck erhoben wurden: »28 Kräfte, die täglich vier Stunden nach 16 Uhr an der Erbkartei arbeiten. (...) 1 Bote mit Kraftwagen täglich 2 mal 2 Stunden. 24 Büroangestellte, davon mindestens die Hälfte imstande, gut Maschine zu schreiben für die volle Dienstzeit.«<sup>17</sup> An diesem bürokratischen Aufwand scheint sich während der Kriegsjahre offenbar nichts geändert zu haben. So beklagt sich zum Beispiel im September 1941 die Gemeindeverwaltung des Reichsgaues Wien über das vom Gesundheitsamt im Gaujugendamt »abgelagerte ca 12 kg schwere Aktenmaterial, das noch zu bearbeiten ist.«<sup>18</sup> Noch im März 1945 legt der Leiter der »Abteilung F2-Gaujugendamt Wien« dem »Herrn Reichsstatthalter in Wien« 216 »Anträge auf Verleihung« zur weiteren Bearbeitung vor und bekräftigt abermals, daß er aufgrund Personalmangels »nicht in der Lage« sei, weitere Mutterkreuz-Vorschlagslisten anzufertigen.<sup>19</sup>



077 Bei einer Feierstunde im Konzerthaus für kinderreiche Mütter wurden auch eine Mutter mit ihrer Tochter durch das Goldene Ehrenkreuz geehrt, Wien o.J.

### Rassenpolitisches Kontrollinstrument

Die unabdingbaren Voraussetzungen für die Verleihung waren in der Satzung durch mindestens vier Kinder sowie durch »Deutschblütigkeit« und »Erbtüchtigkeit« des Elternpaares festgelegt. In Ergänzung dazu war im »Antrag auf Verleihung« unter Punkt B. von den Antragstellerinnen eine Erklärung zu unterschreiben, in der sie bestätigen mußten, »daß ich und mein Ehemann deutschblütig sind, d.h. daß keiner unserer 4 Großeltern Teile Jude oder sonst fremdrassisch ist – war – oder der jüdischen Religion angehört hat.«<sup>20</sup> Irmgard Weyrather hat herausgearbeitet, daß es den betreffenden Frauen kaum möglich war, sich und ihre Familie dieser Überprüfung zu entziehen. »Jede NSDAP-Ortsgruppe hatte Block- und Zellenleiter. Die Blockleiter waren für einen Häuserblock zuständig, die Zellenleiter für eine NSDAP-Zelle, die in der Regel mehrere Blocks umfaßte. Die Block- und Zellenleiter sollten »die in Frage kommenden Mütter feststellen und zur Ausfüllung des Antragsformulars veranlassen«. Da die Block- und Zellenleiter durch vielfältige jahrelange

16 Brief der Präsidialkanzlei an den »Stellvertreter des Führers«, 3.11.1939. Bundesarchiv Koblenz, Sign.: NS 18/255. Zit. Nach Weyrather 1993, S. 75.

17 Betrifft: Ehrenkreuz der Deutschen Mutter, 12.5.1939, Staatsarchiv Hamburg 1. Zit. Nach Weyrather 1993, S. 73/74.

18 Schreiben, dat. 13. September 1941, Österreichisches Staatsarchiv Wien/Archiv der Republik, Sign.: Ia Pol RStH Wien.

19 Brief vom Gaujugendamt an den Reichsstatthalter in Wien, dat. am 17. März 1945. Österreichisches Staatsarchiv Wien/Archiv der Republik, Sign.: Ia Pol RStH Wien.



078 *Deutsche Mutter mit neun Söhnen* aus der Serie *Rasse* (3.Reich), Propaganda zweiter Weltkrieg

20 RStH 183.

21 Weyrather 1993, S. 64. I. Weyrather bezieht sich in dieser Frage auf Mutterkreuz- Akten des Staatsarchivs Hamburg.

22 Ebd., S. 65.

Überwachungsmaßnahmen die Bewohner kannten (...), wird es ihnen nicht schwergefallen sein, allen in Frage kommenden Müttern (...) ein Antragsformular zu geben.«<sup>21</sup> Zusätzlich wurde den Frauen »über die Zeitungen mitgeteilt, wann die Antragsformulare von den NS-Ortsgruppen ausgegeben und nach dem Ausfüllen wieder eingesammelt würden.«<sup>22</sup>

So legte sich nach und nach ein der Kontrolle und Durchleuchtung dienendes feinmaschiges Netz über die »erfaßten« Mütter und deren Familien, ehe die »Mutterehrungen« stattfanden. Diese bürokratische Maschinerie bestätigt »amtlich« einerseits die später in der Muttertagsfeier gepriesene erbgesunde »Reinheit« sowie »hohe Sittlichkeit und Würdigkeit« der Mutter, andererseits ihre »erbliche Minderwertigkeit« oder »Asozialität«. Obgleich es in der »Durchführungsverordnung« nicht erwähnt wurde, war es durchaus üblich, daß auch Familienangehörige für die Ehefrau, Mutter, Tante oder Großmutter sowohl einen Antrag auf Verleihung als auch Beschwerdebriefe nach bereits abgelehnten Anträgen stellten. Dasselbe Recht nahmen verschiedentlich auch Frauen für sich selbst in Anspruch und verfaßten ihre Anträge, Beschwerden und Bittgesuche persönlich. So ist in einem eingeschriebenen direkt an die Reichskanzlei Berlin adressierten Brief einer Frau aus Wien zu lesen:



079 Frau mit Mutterkreuz, Weser-Ems-Gebiet 1939



080 Postkarte, um 1941

- 23 Österreichisches Staatsarchiv Wien/Archiv der Republik, Brief von Appolonia B. an die Reichskanzlei Berlin, dat. Wien, den 7. Juni 1943. Sign.: Ia Pol RStH Wien.
- 24 Ebd. Brief Anna D., An den Reichsstatthalter in Wien, dat. 30. Juli 1943.
- 25 Ebd.
- 26 Österreichisches Staatsarchiv Wien/Archiv der Republik, Betr.: Ehrenkreuz für die Mutter Marie B., Stellungnahme des Blockleiters, Wien, den 26. Juni 1942, Abschrift. Sign.: Ia Pol RStH Wien.
- 27 Ebd.

»Mit Vorliegendem bitte ich um Verleihung des Mutterkreuzes und führe wie folgt aus: Bin Mutter von drei Töchtern und drei Söhnen, wovon zwei im Militärdienste stehen. Bin Witwe und war auch mein Mann im Kriege 1914-1918 während 33 Monate (...) an der Front. Wiewohl ich des öfteren im hiesigen Kreis deswegen vorstellig wurde, bin ich bisnun die einzige, welche dasselbe nicht verliehen erhalten hatte. Es erwächst mir unter anderem ein Schaden insofern, da ich im Vorjahr, sowie auch heuer, hinsichtlich des Urlaubes benachteiligt bin. Aus diesen oberwähnten Gründen wende ich mich daher direkt mit der Bitte an die Kanzlei unseres Führers. Indem ich einer günstigen Erledigung meines Ansuchens entgegen sehe, empfehle ich mich mit Heil Hitler!«<sup>23</sup>

Vielen Frauen und ihren Familien war es offenbar nicht bewußt, daß sie sich aufgrund einer solchen Anfrage möglicherweise der nochmaligen Überprüfung durch die für das Mutterkreuz zuständigen Stellen zu unterziehen hatten. Dies konnte im nachhinein eine gutachterlich bestätigte »Unwürdigkeit« zur Folge haben. Ebenfalls bestand die Gefahr, daß das bei den Behörden in Vergessenheit geratene negativ bescheidete Antragsverfahren neu aufgerollt wurde. In einem an den »Reichsstatthalter in Wien« adressierten Brief aus dem Jahr 1943 beklagt Frau Anna D., daß sie ein ihr bereits zwei Jahre zuvor zuerkanntes goldenes Mutterkreuz noch immer nicht erhalten hatte, weil es damals, vermutlich aufgrund von Lieferschwierigkeiten, »nicht vorhanden war. Man vertröstete mich für später.«<sup>24</sup> Aufgrund dieser Beschwerde wurde vom Gaujugendamt Wien »der Akt (...) einer neuerlichen Durchsicht unterzogen« und festgestellt, daß »eine Tochter Trinkerin (ist), weshalb sich das Gesundheitsamt gegen die Verleihung ausgesprochen hat.«<sup>25</sup>

Prinzipiell hatten alle Privatpersonen die Möglichkeit, den Ämtern »würdige« Mütter für die Verleihung vorzuschlagen, was natürlich auch ein enormes Potential der Denunziation mit einschloß. So wurde zum Beispiel in einer polizeilichen Anzeige die »Mutterkreuz-Würdigkeit« einer Frau aufgrund ihrer und ihres Mannes Herkunft in Zweifel gezogen. Der sachbezogenen Stellungnahme eines zuständigen Blockleiters des zweiten Wiener Gemeindebezirkes ist zu entnehmen, daß »die Anzeigerin (...) sich auf Angaben einer Hauspartei beruft.«<sup>26</sup> Obwohl nach »Prüfung der Urkunden« der mit dem Fall betraute »Organisationsleiter« »keinen Anlaß gefunden« hatte, »die Abstammung anzuzweifeln«, gelangt der Blockleiter zur abschließenden Bemerkung, daß »das Aussehen des B. (...) jedoch die Vermutung einer nicht einwandfreien Abstammung nicht unbegründet erscheinen« lasse. »Dieser Verdacht wird vielleicht noch durch den



081 Im August 1938 überreicht die Wiener Hilfsstelle *Mutter und Kind* der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) bedürftigen Müttern Zwillingskinderwagen.

Beruf, den B. ausübt (Vertreter) bestärkt. Frau Marie B. ist tschechischer Abstammung und spricht auch heute noch ein stark akzentuiertes Deutsch«. <sup>27</sup>



082 *Dem Vaterlande gesunde Kinder zu schenken, ist Ehrensache der Familie, Propagandaphoto 1938*

Im Vergleich zur Regelung der behördlichen Verantwortlichkeit hinsichtlich der Mutterkreuz-Antragsbearbeitung ließen andere Punkte des Gesetzes von vornherein viel Raum zur Auslegung seitens der zuständigen Ämter zu und stellten gleichermaßen eindeutige Auslesekriterien dar. So hieß es etwa im Satzungsartikel 2, »Voraussetzungen der Verleihung« im Absatz b): »Das Ehrenkreuz der Deutschen Mutter können Mütter erhalten, falls die Mutter der Auszeichnung würdig ist«. <sup>28</sup> Auch im Paragraph 3 der »Durchführungsverordnung« öffnete Adolf Hitler der Willkür hinsichtlich der nachträglichen »Entziehung« Tür und Tor: »Im Falle der Unwürdigkeit wird das Ehrenkreuz der Deutschen Mutter auf Vorschlag des Reichsministers des Inneren von mir (Adolf Hitler, Anm. d. Verf.) entzogen«. <sup>29</sup> Explizit festgelegte Kriterien, aufgrund derer eine hier schon mehrfach genannte »Würdigkeit« oder »Unwürdigkeit« zu attestieren war, gab es weder in der Satzung noch in der Durchführungsverordnung.

28 Gesetzblatt 1939.

29 Ebd. Im Gesetz über Titel, Orden und Ehrenzeichen vom 1.7.1937 war unter anderem festgelegt, daß die Verleihung und Entziehung von Orden und Ehrenzeichen nur durch Adolf Hitler erfolgen konnte.

30 Bormann 1939.

Von Anfang an stand jedoch fest, »daß der Sinn des Ehrenkreuzes ein biologischer ist, und die Verleihung eine persönliche Danksagung des Führers an das Verdienst der Mutter um das ewige Volk darstellt«. <sup>30</sup> Diese Aussage Martin Bormanns zeigt einmal mehr sehr deutlich, daß es der NS-Partieführung ihrer rassenpolitischen Ideologie entsprechend in erster Linie einerseits auf die Ermittlung



083 Nationalsozialistisches Propagandaplakat

»rassisch einwandfreier« »erbbiologisch gesunder« »deutscher Mütter«, andererseits auf eine Separierung »fremdrassischer« und »unwürdiger« Frauen ankam.<sup>31</sup> Ob Frauen »erbbiologisch« des Mutterkreuzes würdig waren, wurde vor allem vom Rassenpolitischen Amt und von Ärzten der Gesundheitsämter in Gutachten und anhand der »zentralen Erbkartei« des jeweiligen Hauptgesundheitsamtes überprüft.<sup>32</sup> So verwundert es kaum, daß zeitgleich mit der Einführung des Mutterkreuzes seit 1939 Rassenhygiene für Mediziner obligatorisches Prüfungsfach war.<sup>33</sup> Die rassen- und bevölkerungspolitische Vereinnahmung des Muttertages war jedoch nicht neu. Rudolf Knauer, seit Mitte der zwanziger Jahre Leiter des »Groß-Berliner Ausschusses für den Deutschen Muttertag«, spricht 1928 davon, daß der Muttertag

31 Die Diskussion über eugenische und rassenhygienische Fragen begann bekanntermaßen schon weit vor 1933 in der Zeit der Aufklärung und kulminierte gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts in einer spezifischen Rassenideologie, die sich mit dem Überlegenheitsbewußtsein der Europäer bei ihrer kolonialen Ausbreitung über die Welt verband. Zur Rassenhygiene und Rassismustheorien vgl:

– Sheila Faith Weiss, Die Rassenhygienische Bewegung in Deutschland, 1904-1933. In: Der Wert des Menschen. Medizin in Deutschland 1918-1945. Hrsg. von der Ärztekammer Berlin, Berlin 1989. Und:  
– Léon Poliakov, Über den Rassismus. 16 Kapitel zur Anatomie, Geschichte und Deutung des Rassenwahns, Stuttgart 1979.

32 Weyrather 1993, S. 67-68.

33 Vgl. hierzu Manfred Vasold, Gesundheitspolitik 1933-1939. In: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, Hg. von Wolfgang Benz u.a., Stuttgart 1998, S. 238-240.

»(...) der stärkste Ansatzpunkt im Kampf um die deutsche Seele gegen die zersetzenden Mächte in unserem Volkstum werden (soll). (...) Hierbei wird man zum Ausdruck bringen können, daß es lediglich die kinderreichen Familien sind, die das Leben eines Volkes erhalten und fortführen. Die Tatsache des heutigen starken Geburtenrückganges und seine Ursachen werden Veranlassung sein, einmal den Gedanken der Mutterschaft in den Mittelpunkt ernster Betrachtungen zu stellen. (...) Unlösbar ist mit dem Kampf um eine gesunde Mutterschaft eine zielbewußte Rassenhygiene (...) verbunden. (...) Möge durch diese Sitte (des Muttertages, Anm. d. Verf.) unser Deutsches Volk und Vaterland dem sittlichen Wiederaufbau und seiner Gesundung nähergebracht werden!«.<sup>34</sup>

Die »Würdigkeit« und insbesondere die »Unwürdigkeit« wurde jedoch keineswegs nur aufgrund rassenpolitischer Gesichtspunkte bestimmt. Da diese »Klassifizierung« grundsätzlich im individuellen Ermessen einzelner Personen der beteiligten Ämter und Parteidienststellen lag, galten als Ablehnungs- und Entziehungsgründe praktisch alle nur erdenklichen Abweichungen von der »Norm« einer »deutschen Mutter«. Als Gesetzmäßigkeit wurde »Norm« in diesem Kontext nur behördenintern definiert und dabei sehr weit gefaßt: »Wenn man die Ablehnungsakten durchblättert, hat man den Eindruck, daß es sich hier um eine Ansammlung von zur behördlichen und parteilichen Norm gewordenen persönlichen Vorurteilen handelt. (...) Oft lagen schon in den herangezogenen Akten der Wohlfahrts- und Jugendämter die jahrelang gesammelten Vorurteile bereit und brauchten nur noch abgeschrieben werden.«<sup>35</sup> Was auch immer einem Sachbearbeiter mißfiel, konnte zur Argumentation hinsichtlich der »Unwürdigkeit« herhalten. Die Begründungen wurden einerseits stichpunktartig, andererseits auch in langen Briefen aus-



084 *Deutschland muß wieder Kinderland werden,*  
Postkarte 1941

formuliert. Im folgenden sollen einige Beispiele, die nach Einsicht in die Aktenlage als repräsentativ angesehen werden können, aufgezählt werden:

»Asoziale Familie, 5 Kinder Hilfsschule,  
2 Kinder Zwangserziehung. Die Eltern Trinker.«

»Spricht sehr schlecht Deutsch, macht einen sehr primitiven senilen Eindruck, Trinkerin, die sich in Gasthäusern freihalten läßt. Ehrenkreuz bereits abgenommen, Urkunde in Verlußt geraten.«

»Ist mit Mischling 2. Grades Richard D. verheiratet.  
Aus dieser Ehe stammen 2 Kinder.«<sup>36</sup>

»Es ist bekannt, daß von dem Ehepaar H. für die Kinder bezogene Wohlfahrtsgelder zu Gasthausbesuchen verwendet wurden.«<sup>37</sup>

»An Staat und Partei uninteressiert, weder Mitglied der NSV oder einer anderen Gliederung. Charakterlich nicht einwandfrei; hinterlistig, verschlossen und boshaft.«<sup>38</sup>

»Erhebungen der Kreisleitung haben ergeben, daß eine Tochter mit einem Juden verheiratet und anlässlich ihrer Verhehelichung zum jüdischen Glauben übergetreten ist. Aus rassistischen Gründen wird die Weiterleitung des Antrages an die Präsidialkanzlei für angezeigt gehalten.«<sup>39</sup>

»Der Ehemann wurde wegen Raufhandel und Diebstahl verurteilt, die Tochter, 17 Jahre alt, geht keinem Beruf nach, die Einkünfte bestehen aus Invalidenrente (...), sowie aus den unkontrollierbaren Eingängen aus Lebensmittelschleichhandel. Der Ehemann (...) wird als streitsüchtiger, bösartiger Querulant beschrieben (...). Aus den genannten Gründen lehnt der Ortsgruppenleiter die Verleihung des Ehrenkreuzes der Deutschen Mutter ab.«<sup>40</sup>

Diese »Argumentationsliste« ließe sich fast beliebig lang fortsetzen. Die letztendliche Entscheidung, ob die vorgebrachten Argumente für eine Ablehnung stichhaltig genug waren, lag de facto in den Händen der Kreis- beziehungsweise Ortsgruppenleiter. Diese wiederum trugen Sorge für die Weiterleitung der abgelehnten Anträge an die Präsidialkanzlei in Berlin, wo sie in der Regel nur noch pro forma abgesehnet wurden.

- 34 Rudolf Knauer, Der Deutsche Muttertag. In: Das Blumengeschäft, Blätter der Ortsgruppe Hamburg des Verbandes Deutscher Blumengeschäftsinhaber, 1928. Abgedruckt in:  
– Antje Künzel und Michael Bergmann, Festschrift zum 100jährigen Jubiläum des Fachverbandes deutscher Floristen e.V., Hamburg 1998, S. 62-63. Zu Knauer vgl.:  
– Karin Hausen: Mütter zwischen Geschäftsinteressen und kultischer Verehrung. Der Deutsche Muttertag in der Weimarer Republik. In: Sozialgeschichte der Freizeit. Hrsg. von Gerhard Huck, Wuppertal 1980, S. 249-280, und:  
– Mütter, Söhne und der Markt der Symbole und Waren: Der deutsche Muttertag 1923-1933. In: Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung. Göttingen 1984, S. 473-523.

35 Weyrather 1993, S. 90.

36 Österreichisches Staatsarchiv Wien/Archiv der Republik, Ehrenkreuz der Deutschen Mutter, Gaujugendamt Wien, 18.8.1942, Sign.: Ia Pol RStH Wien, 191.

37 Ebd., Der Reichsstatthalter in Wien, 21.12. 1943.

38 Ebd., Schreiben des Gaujugendamtes an den Reichsstatthalter in Wien vom 13.1.1945.

39 Ebd., Schreiben des Gaujugendamtes an die NSDAP-Kreisleitungen III und VIII, 4.2.1943.



085



086

085 Feldpostkarte zum Muttertag, dat. 16.5.1940

086 *Der Tag der deutschen Mutter*, in *Das Kleine Blatt*, Muttertag 1942

087 Paul Bronisch, *In Memoriam*, 1941



087

### Eine »getarnte« Kriegsauszeichnung

40 Ebd., Betr.: Entziehungsanträge des Ehrenkreuzes der Deutschen Mutter. Wien, am 15.1.1943.

41 Vgl. hierzu Weyrather 1993, S. 76.

42 Völkischer Beobachter, 25./26.12.1938, S. 2.

Bedenkt man, daß mit Beginn des zweiten Weltkrieges die Verleihung der meisten zivilen Ehrenzeichen und Orden sukzessive »im Zuge der Vereinfachung der Verwaltung«<sup>41</sup> eingestellt wurde, so stellt sich die Frage, warum das Mutterkreuz nicht auch dazu gehörte? In der Weihnachtsausgabe des Völkischen Beobachters des Jahres 1938 ist ein erster Hinweis zu finden, warum die Auszeichnung während des Krieges beibehalten wurde. Dort heißt es:

»Die deutsche kinderreiche Mutter soll den gleichen Ehrenplatz in der Volksgemeinschaft erhalten, wie der Frontsoldat, denn ihr Einsatz von Leib und Leben für Volk und Vaterland war der gleiche wie der des Frontsoldaten im Donner der Schlachten. (...) 3 Millionen deutscher Mütter werden nunmehr am Tage der deutschen Mutter 1939 erstmalig in feierlicher Weise die neuen Ehrenzeichen durch die Hoheitsträger der Partei verliehen bekommen. Jahr für Jahr werden diese Feiern sich am Muttertage, am Ordenstag der kinderreichen Mütter wiederholen.«<sup>42</sup>



088 Hans Schmitz-Wiedenbrück,  
*Kämpfendes Volk*,  
Ölgemälde 1942

Das Mutterkreuz war also eine »getarnte« Kriegsauszeichnung für geleistete Verdienste an der »Heimatfront« des ersten Weltkrieges. Eine »getarnte« Auszeichnung deshalb, weil gesetzliche Regelungen nicht zuließen, Zivilisten militärische Orden, wohl aber Ehrenzeichen zu verleihen.<sup>43</sup> Vermutlich um die offensichtliche militärische Parallele doch etwas abzuschwächen, stand anfangs die Bezeichnung »Ehrenkreuz« stark im Vordergrund: »Stiftete der Führer den Kameraden des Weltkrieges das Ehrenkreuz für Frontkämpfer und Kriegsteilnehmer, so verleiht Adolf Hitler zum Muttertag kinderreichen, erbgesunden Müttern das »Ehrenkreuz der Deutschen Mutter«.<sup>44</sup>

43 Zu Orden und Ehrenzeichen vgl. Jörg Nimmergut, *Katalog der deutschen Orden und Ehrenzeichen. 1871 bis zur Gegenwart*, 1995.

44 *Der Deutsche Erzieher*, 15.5.1939, S. 229.

Die Tatsache allerdings, daß Adolf Hitler zeitgleich mit dem zweiten offiziellen Mutterkreuz-Verleihtermin am 1. Oktober 1939 (Erntedank), das ursprünglich von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen 1813 gestiftete »Eiserne Kreuz« als höchste Kriegsauszeichnung des deutschen Soldaten erneuerte, weist bereits auf eine unzweifelhafte Affinität hin. Kurz vor dem Muttertag 1942 sprach sich die Parteikanzlei in einer offiziellen Anordnung für die weitere Durchführung der Mutterkreuzverleihungen aus und bekräftigte deren Bedeutung: »Die allgemeinen politischen und bevölkerungspoliti-



089 Postkarte, Muttertag 1941

schen Gesichtspunkte, die seinerzeit zur Schaffung des Ehrenkreuzes der Deutschen Mutter geführt haben, gelten jetzt während des Krieges in besonders starkem Maße. Gerade heute erscheint es dringend notwendig, der Frau und Mutter die Möglichkeit einer Auszeichnung zu belassen, wenn sie dem Volke Kinder schenkt«. <sup>45</sup> Der folgende Pressetenor fiel entsprechend aus. So titelte der Völkische Beobachter/Wiener Beobachter: »Das Mutterehrenkreuz – das Eiserne Kreuz der Frauen. 3000 Wiener Mütter ausgezeichnet.« Und im Text ist zu lesen: »Der Stellvertretende Kreisleiter H. wies in seiner Festrede vor allem darauf hin, daß die Trägerin des Mutterehrenkreuzes denselben Auszeichnungsgrad erfahre, den das Eiserne Kreuz der Waffenfront verleihe. Denn dort wie hier gälte es immer wieder eigenes Leben für neues Werden einzusetzen«. <sup>46</sup>

Fritz Lenz, einer der bekanntesten Rassenhygieniker des Nationalsozialismus, definierte im von Paul Danzer herausgegebenen Buch »Geburtenkrieg« <sup>47</sup> den Krieg an Front und Heimatfront als einen »Großkampf der ganzen Gemeinschaft gegen die Gefahr des Niedergangs und der Volkszerstörung«. Sowohl im »Krieg der Waffen«, als auch im »Krieg des Lebens« durften »nur die ausgewählten Volltauglichen an die Front«. Lenz entlieh den Begriff der Tauglichkeit unmittelbar dem militärischen Kontext und projizierte ihn auf den Zusammenhang von »Gebären« und »Leben schenken«. Die mit einem Mutterkreuz geehrten Frauen wurden somit letztlich für ihre Leistungen und Verdienste an der »Geburtenfront« des zweiten Weltkrieges soldatisch ausgezeichnet.

45 Anordnung V.I., 35/472 vom 15.5.1942. In: Verfügungen, Anordnungen, Bekanntgaben (VAB), hg. von der NSDAP-Parteikanzlei, München 1942-1944, 7Bde., Bd. 1, S. 349.

46 Völkischer Beobachter/Wiener Beobachter, 18.5.1942, S. 4.

47 Paul Danzer, Geburtenkrieg. Berlin 1943. Die folgenden Zitate sind der Seite 5 entnommen.



## »BLUMEN WISSEN VIEL ZU SAGEN ...«

BARBARA KRAFFT

Der Titel des Aufsatzes entstammt der Neuauflage von C.F. Bürger, *Die Blumensprache. Ein Buch der Liebe und Freundschaft, Quedlinburg und Leipzig 1750*, neu hg. von Michael Kurzer, Würzburg 1995, und lautet vollständig: »Blumen wissen viel zu sagen, / Haben manch verborgenen Sinn, / Und des Herzens reine Liebe / War die erste Dichterin.«

1 Zitiert bei: Thomas Delekat, *Zum Muttertag – ein Strauß aus dem Netz*. In: *Die Welt*, 13.5.2000, S. 1.

Es gibt kein idealeres Geschenk als Blumen. Von ihrer duftigen Frische geht etwas beglückend Lebendiges aus. Bezwingend durch natürliche Anmut und Vielgestalt gefallen sie so gut wie jedem. Sie machen nicht dick. Sie setzen keinen Staub an, weil man sie nach schön durchblühter Zeit dankbar und reuelos wegwerfen darf. Sie sind fast nie unpassend. Wer das »zuweilen antiquierte Image« herkömmlicher Sträuße ablehnt, bestellt sie heute bei Online- und E-Commerce-Schnittblumenunternehmen und findet sie »dank neuartiger Arrangements zu trendigen Lifestyle Accessoires aufgewertet«. <sup>1</sup> Sie bezaubern immer: von Flitter besprüht, mit blauer Tinte vollgesogen, auf Treibholz oder Hühnernester montiert, mit Maschendraht, Lochblech und Sackjute anrührend umspielt. Das Geschmacksempfinden des Empfängers können sie nur in Extremfällen peinigen.

»Man will etwas Persönliches weitergeben, das aber trotzdem nicht bloß materieller Natur ist«, sagt eine Sprecherin der Österreichischen Blumenwerbung, »und Blumen sind für viele die schönste Sprache, in der wir Anerkennung und Liebe ausdrücken können.«

### »Ein tief verborgener Sinn liegt in den Blumen drin«

Sprache und Blumenwelt sind viele Verbindungen eingegangen. »Durch die Blume« sagt man etwas, was nicht so »unverblümt« herauswill. Üppig geziert, zu dunklem Sinn neigend, ist die »blumenreiche« Rede, die aber auch zur »Floskel« (von lat. *flosculus* = Redebäumchen) erstarren kann. Seit die Menschen in Analogien denken, um abstrakte Begriffe und Empfindungen zu versinnbildlichen, sind Pflanzen Bedeutungsträger. Ihrem Blühen, Fruchten und Welken gleicht das Menschenleben in seiner Vergänglichkeit. Die Ausdeutung läßt sich von der äußeren Charakteristik einer Blume leiten, von markanter Form, von Farbe und Geruch, aber auch von ihrer Heil- oder Giftwirkung, vom Entstehungsmythos oder einfach vom

Linke Seite:

090 *Das Reich der Blumenkönigin. Sinnige Unterhaltung*, einer von 4 geschlitzten Bogen (32 x 23 cm) mit ausgeschnittenen Pflanzen zum Stecken eigener Arrangements. Kolorierte Lithographie, um 1875. Die Nummern verweisen auf eine Liste botanischer Namen und symbolischer Deutungen. Für diese Abb. sind die bekanntesten Sinnblumen, zum Teil mit redenden Namen, zusammengestellt.

- 2 Barbara Krafft, *Beseelte Blumen. Aus der Bilderwelt der sprechenden Pflanzen*. In: Die Kunst, H. 7, 1987, S. 546-553; dies., *Vergißmeinnicht – das Sinnige im Biedermeier*. In: *Biedermeiers Glück und Ende*, hg. von Hans Ottomeyer und Ulrike Laufer, Ausstellungskatalog des Münchner Stadtmuseums 1987, S. 136-161;
- Marianne Beuchert, *Symbolik der Pflanzen*, Frankfurt a.M. 1995 (mit umfangreicher Bibliographie);
- Gerhard Bodeit (Hg.), *Blumen und wie du sie bindest, so wird nun erst ein Leben daraus*, Leipzig 1984 (Anthologie).
- 3 Lottlisa Behling, Die Pflanze in der mittelalterlichen Tafelmalerei, Köln, Graz 1967; dies., Die Pflanzenwelt der mittelalterlichen Kathedralen, Köln, Graz 1964; Ana Maria Quiñones, *Pflanzensymbole in der Bildhauerkunst des Mittelalters*, Würzburg 1998; *Lexikon der Marienkunde*, hg. von Konrad Algermissen u.a., Bd. 1, Regensburg 1967, Stichwort »Blumen«.
- 4 Esther Gallwitz, *Kleiner Kräutergarten. Kräuter und Blumen bei den Alten Meistern im Städel*, Frankfurt a.M. 1992.
- 5 Christel Krauß, ... und ohnehin die schönen Blumen. Essays zur frühen christlichen Blumensymbolik, Tübingen 1994; darin insbes.: *Ego Flos Campi et Liliium Convallium*. Zur christlichen Blumenallegorese nach dem Hohen Lied Salomons, S. 115-185.
- 6 Esther Gallwitz, *Ein wunderbarer Garten. Die Pflanzen des Genter Altars*, Frankfurt a.M. 1996.
- 7 Umberto Baldini, *Der Frühling von Botticelli*. Geschichte, Wiedergeburt und Deutung eines berühmten Gemäldes, Bergisch Gladbach 1986.
- 8 Irène Frain, *La Guirlande de Julie*, Paris 1991.

Namen. Antike Traditionen (wie sie die Naturgeschichte des Plinius zusammenfaßt), biblische Überlieferung und die aus alledem sprießende Emblem-Literatur ließen einen Bedeutungskanon von einer gewissen Verbindlichkeit entstehen, aber wie bei aller Symbolik, bei allem übertragenen Denken bleibt sie immer im Ungefährnen, in der Ambivalenz oft sogar entgegengesetzter Aussagen.<sup>2</sup>

Mit großem Sinnreichtum entfaltet sich die Pflanzenwelt im plastischen Schmuck der Kathedralen und besonders in der Tafelmalerei seit dem 15. Jahrhundert.<sup>3</sup> Neben den Zeichen für die Geheimnisse von Auferstehung und Trinität steht unter dem Einfluß der Mystik die Mariensymbolik im höchsten Flor. Das Frankfurter Paradiesgärtlein eines oberrheinischen Meisters um 1410 birgt innerhalb seiner Zinnenumfriedung ein Kompendium der Marienblumen.<sup>4</sup> Einzelnen hervorgehoben in der Vase des Verkündigungsgemachs oder wie zufällig am Wegrand hingesät helfen sie, den Betrachter an die heilsgeschichtlichen Ereignisse heranzuführen. Vor allem ausgehend von den Lobpreisungen der Braut im Hohen Lied Salomons (ursprünglich auf die Ecclesia, später auf die Tugenden Mariens bezogen) steht die rote Rose für die vollkommene Liebe, die weiße Lilie für Virginität und Keuschheit. Rosenstock und Rosenhag können die Wurzel Jesse andeuten.<sup>5</sup> Die Juwelenkrone der Himmelskönigin auf dem Genter Altar der Brüder van Eyck (1425-1432) ist außer mit Rosen- und Lilienblüten auch noch mit Maiglöckchen (dem süßduftenden, demutsvollen »Lilium convallium« des Hohen Lieds) und mit Akelei besteckt.<sup>6</sup> Dieses feingliedrig-kompliziert gebaute Gewächs heißt im Volksmund »Liebfrauenhandschuh«. Weil die einzelnen Blütenteile aber an Täubchen erinnern und oft auch siebenzählig dargestellt sind, symbolisieren sie den Heiligen Geist mit seinen sieben Gaben. Im Vordergrund der Geburt Christi auf dem Portinari-Altar von Hugo van der Goes (um 1475, Florenz) steht in einem kostbar luziden Glas die Akelei (beides zusammen veranschaulicht die jungfräuliche Empfängnis vom Hl. Geist) und gleich daneben die Iris, deren scharfkantige Blätter die Schwerter vorbedeuten, die das Herz der Mater Dolorosa durchbohren werden. Wo Veilchen und Erdbeere wachsen, weisen sie auf die Demut der Gottesmagd hin, während das Ackerstiefmütterchen (*Viola tricolor*) ebenso wie das Erdbeerblatt die Dreifaltigkeit bezeichnen. Die Pfingstrose (*Paeonia*) ist die »rosa sine spina«, ohne Dorn.

Mit der nämlichen Flora, aber auf weltliche Liebe und Leidenschaften bezogen, schmücken sich mythologisch-politische Bilder, deren berühmtestes zweifellos »La Primavera« von Sandro Botticelli (um 1480, Florenz) ist.<sup>7</sup> Parallel zur geistlichen wuchs eine amouröse Pflanzensymbolik auf literarischem Boden. Zu ihren Höhepunkten



091 *Paradiesgärtlein*,  
Oberrheinischer Meister,  
um 1420

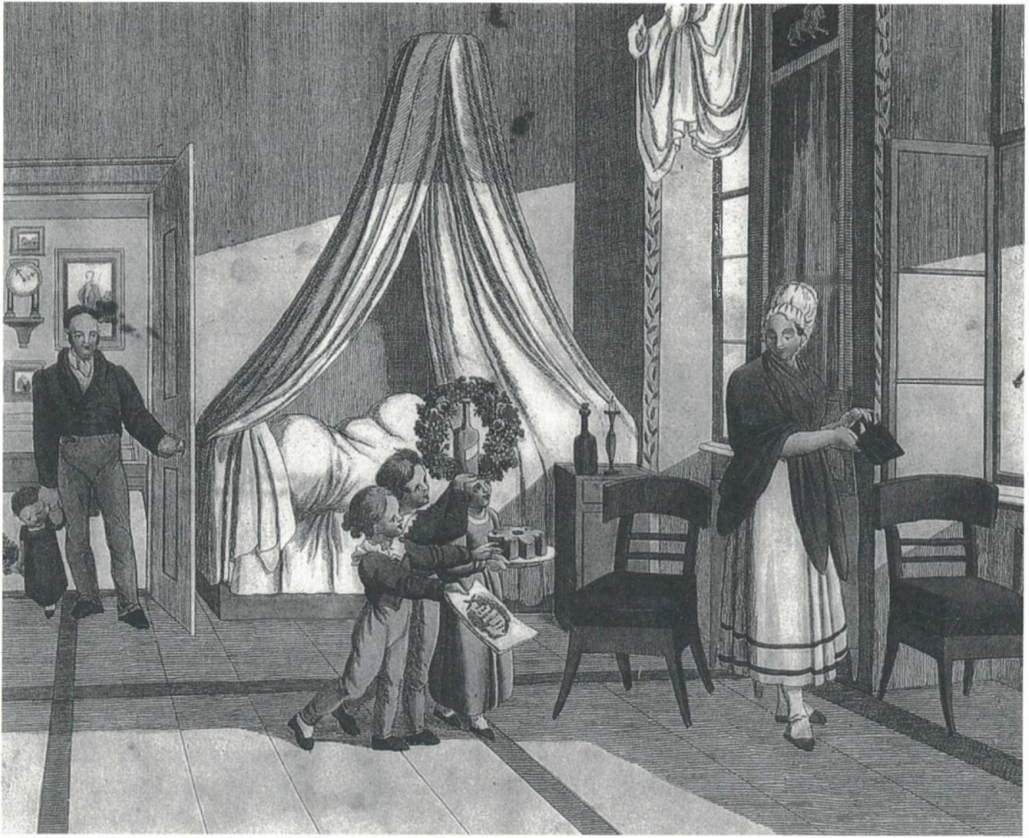
gehören die Allegorien des Rosenromans (von Guillaume de Lorris, um 1230), die vielen Blumen- und Gartenmetaphern bei Shakespeare und die unerhörte Galanterie, mit der der Marquis de Montausier 1634 der begehrtesten Frau Frankreichs, Mlle. de Rambouillet, die »Guirlande de Julie« zu Füßen legte.<sup>9</sup> Seit dem späten 18. Jahrhundert bildet sich auf der Grundlage traditioneller Bedeutungen und einer immer reicher werdenden Naturlyrik die umfangliche Literatur der eigentlichen »Blumensprachen« heraus, das sind gereimte oder ungereimte Gegenüberstellungen von Pflanzennamen und menschlichen Eigenschaften oder Sinnsprüchen in alphabetischer Wörterbuchform. Sie sollten Freunden und Liebenden dazu dienen, geheime Botschaften in Form von Sträußchen oder aufgeschriebenen Blumennamen zu übersenden, die der Empfänger, im Besitz des gleichen »Codes«, ohne weiteres entschlüsseln konnte. Diese poetische Spielerei – ihr Reiz dürfte nicht zum wenigsten in pikanten Mißverständnissen gelegen haben – erlebte ihre Hochblüte im Biedermeier, als man den Freundschafts- und Andenkenkult in geradezu sakralen Formen betrieb. Auf Kunstbillets, Zughebelkarten, Stammbuchblättern sprossen bevorzugt »redende« Blumen: »Je län-

Folgende Seite:

092 *Ehrentag der Mutter:*

Zum Kranz gewundene Blumen schmücken eine Weinflasche. Neben dem Kuchen darf eine kalligraphische Widmung nicht fehlen, das Gedicht wird vorgetragen. Nesthäkchen bringt ein Bouquet. »Das Geburtsfest« aus: 12 Blätter Kinderbilder zur Unterhaltung und Belehrung, 1 Heft für Mädchen, Blatt 11, kolorierte Radierung von Johann Michael Voltz, Nürnberg um 1823





093 *Marienblumen* aus:

Die Blumenwelt nach ihrer deutschen Namen Sinn und Deutung in Bilder geordnet von Johanne Nathusius, Leipzig 1868, mit 28 lithographischen Tafeln nach Ölgemälden der Autorin (Rahmenausschnitt 15,2 x 12 cm). Die Darstellung vereinigt 55 Pflanzen, deren deutsche Namen mit Maria, Unserer Lieben Frau, Muttergottes usw. zusammengesetzt sind.

ger je lieber und Immergrün / Sie sollen der Freundin die Pfade umblühn«, lautet ein typischer Albumvers. Das Vergißmeinnicht spricht tausendfältig für sich. Unverwüstlicher Longseller des Buchhandels ist bis heute das »klassische«, ehemals auch das »religiöse Vergißmeinnicht«, die sinnige Zitatensammlung (Anthologie = »Blütenlese«!) in Kalenderform mit dazwischengeschossenen Leerseiten für persönliche Erinnerungsdaten. Als »Gedenkemein« tritt ebenso häufig das Stiefmütterchen auf, weil es auch im Deutschen den französischen Namen »pensée« (= Gedanke) trug. Mag das Erbe aus dem Zeitalter der Empfindsamkeit auch allmählich ins Unverbindliche banalisiert worden sein – in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg waren diese Traditionen noch sehr präsent. Auf die Popularisierung der »Blumensprache« wirkten sich gewiß auch die Operetten »Gasparone« von Karl Millöcker (1884) – der zwei Zwischentitel dieses Aufsatzes entstammen – und »Der Vogelhändler« von Carl Zeller (1891) nicht unwesentlich aus (»Schenkt man sich Rosen in Tirol, weißt du, was das bedeuten soll ...«).

»Maria, Maienkönigin. Dich will der Mai begrüßen«

Seit ihr das Konzil von Ephesus im Jahr 431 den Titel »Gottesgebä-  
rerin« zusprach, ist Maria die bevorzugte Patronin der Frauen und  
Mütter sowie Beschützerin der Kinder. Die ältere Übung der speziel-  
len Marienverehrung über einen ganzen Monat hinweg (vgl. den  
heute noch bekannten »Frauendreißiger« von Mariä Himmelfahrt  
bis Kreuzerhöhung) wurde im 18. Jahrhundert auf den schönsten,  
den Blütenmonat Mai übertragen. Die Maiandacht im heutigen Sinn  
verbreitete sich von Italien aus; 1841 ist sie erstmals für Innsbruck  
und München, 1855 für Wien belegt. Überaus populär waren die  
1842 im Volkston gedichteten »Marienlieder« von Guido Görres, von  
denen »Maria, Maienkönigin«, allerdings stark umgearbeitet, heute  
noch gesungen wird. Wesentliche Impulse erhielt die Maiandacht  
1854 durch die Dogmatisierung der Unbefleckten Empfängnis  
Mariens sowie als Rahmen für Friedensgebete während der beiden  
Weltkriege.<sup>9</sup> Hinsichtlich der späteren Muttertags-Inszenierungen  
ist ihr zweifacher Charakter bedeutsam. Bei ihrer öffentlichen Form  
in der Kirche hebt man einen vorhandenen Marienalter durch rei-  
chen Blumen- und Kerzenschmuck hervor oder errichtet einen eigen-  
en Maialtar um ein Madonnenbild herum; der erste und der letzte  
Monatstag werden besonders festlich begangen, und mit der früh-  
lingsbunten Feierlichkeit sollen auch die Kinder angesprochen wer-  
den. Parallel dazu war die private Familienandacht üblich. Eine  
Münchener Gewährsperson erinnert sich an ihre Kindheit in den  
1930er-Jahren: Ein Aufstellaltar aus Karton mit einer Mariendar-  
stellung wurde mit Blumenväschchen sowie einem Weihrauchgefäß  
und kleinen Kerzenhaltern aus Zinn geschmückt. Davor las die Mut-  
ter jeden Abend ein Kapitel aus den »Marien-Blumen« vor. Das sind  
Sammlungen von Betrachtungen und Gedichten über 31 verschiede-  
ne, marianisch ausgedeutete Pflanzen, deren Auswahl bei den unter-  
schiedlichen Autoren stark voneinander abweicht.<sup>10</sup>

Neben diesen literarischen Andachtsblümlein darf man nicht außer  
acht lassen, daß eine beträchtliche Zahl volksläufiger Pflanzenna-  
men marianisch geprägt und von märchenhaften Legenden begleitet  
war: vom Marienblümchen (Maßliebchen, von nld. matelieve = der  
Jungfrau lieb) und der Mariendistel (durch einen Milchtropfen  
Mariens weiß verfärbt) über den schön gefältelten, tauperlenartige  
»Tränen« ausscheidenden Frauenmantel (Alchemilla) und Unser lie-  
ben Frauen Bettstroh (Labkraut) bis zum Muttergottesgläschen  
(Ackerwinde) – den kostbaren Frauenschuh, eine Orchideenart, nicht  
zu vergessen.<sup>11</sup> Seit dem Mittelalter werden in katholischen Gebie-  
ten am »großen Frauentag« (Mariä Himmelfahrt, 15. August) in Stadt  
und Land Kräuterbüschel geweiht. Kräftige, auffallend oft gynäko-

9 Kurt Küppers, *Marienfrö-  
migkeit zwischen Barock  
und Industriezeitalter*.  
Untersuchungen zur Ge-  
schichte und Feier der Mai-  
andacht in Deutschland und  
im deutschen Sprachgebiet,  
St. Ottilien 1987; R. Bäumer,  
L. Scheffczyk (Hg.), *Marienle-  
xikon*, Bd. 4, St. Ottilien 1992,  
S 242-248.

10 Z.B.: Ludwig Gemminger,  
*Marien-Blumen*. Anreden zu  
Ehren der allerseiligsten  
Jungfrau Maria, gehalten zu  
Ingolstadt im Monat Mai  
1858, Ingolstadt 1875;  
– Wilhelmine Seiler, *Marien-  
blumen*. Ein Liederkranz für  
den Monat Mai, München  
1878.

11 Ferdinand Stadlbauer, *Rea-  
lien der Marienverehrung im  
profanen Bereich*. In: Hand-  
buch der Marienkunde, hg.  
Von Wolfgang Beinert und  
Heinrich Petri, Regensburg  
1984, S. 927-954, zur Botanik  
S. 939-952;  
– Johanne Nathusius, *Die Blu-  
menwelt nach ihrer deut-  
schen Namen Sinn und Deu-  
tung in Bilder geordnet*,  
Leipzig 1868.

logisch wirksame Heilpflanzen sind unter den Marienkräutern und waren im Alltagsbewußtsein präsent. Auf evangelischer Seite hatten die Diakonissen von Neuendettelsau einen Brauch eingeführt, der zwischen 1850 und 1920 weit verbreitet war: Christbäume wurden mit Rosen und Lilien aus Papier in all ihrer Symbolträchtigkeit geschmückt.<sup>12</sup>

12 Sigrid Nagy, *Sinnbilder der Liebe – Rosen und Lilien*. In: *Alle Jahre wieder ... Die Geschichte vom geschmückten Baum*, Ausstellungskatalog des Museums für Kunst- und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund 1998, S. 82-86.

13 Karin Hausen, *Mütter, Söhne und der Markt der Symbole und Waren: Der deutsche Muttertag 1923-1933*. In: *Emotionen und materielle Interessen*, hg. von H. Medick und D. Sabeian, Göttingen 1984, S. 473-523.

Karin Hausen weist nach, daß durch solche religiösen Traditionen der Einführung des »Deutschen Muttertags« 1923 der Boden bereitet war.<sup>13</sup> Als der »Verband Deutscher Blumengeschäftsinhaber« die Muttertags-Initiative ergriff, gelang es dem neuen Geschäftsführer Dr. Rudolf Knauer innerhalb kürzester Zeit, eine scheinbar idealistische »Muttertags-Bewegung« ins Leben zu rufen, mit der der Blumenhandel jedes Geschäftsinteresse maskieren konnte – vielmehr schien er selbstlos in den Dienst der »sittlichen« Idee zu treten. Bei Bildern aus der »Verbandszeitung Deutscher Blumengeschäftsinhaber«, die vorbildliche Schaufensterdekorationen zum Muttertag zeigen, ist der sakrale Anspruch eines Maialtars nicht zu übersehen. Den Werbeslogan »Laßt Blumen sprechen« beschloß der Vorstand 1922 gleichzeitig mit der Einführung des Muttertags. Hausen macht aber auch darauf aufmerksam, daß evangelische Organisationen eher zu der neuen profanen Kultform bereit waren als katholische, für die sie zunächst mit der lebendigen Marienverehrung kollidierte.

Kann es überhaupt ein Zufall sein, daß der Todes- und Gedenktag für Anna Maria Reeves Jarvis in die zweite Maiwoche fiel? Bei der ersten kirchlichen Muttertagsfeier 1908 trugen die Gottesdienstteilnehmer weiße Nelken. Anna Jarvis propagierte weiße Nelken als Gedenkzeichen für verstorbene Mütter – weiß ist ja die alt-hergebrachte Todes- und Trauerfarbe –, rote als Gruß an die Lebenden. (Ein Echo solcher Farbsymbolik ist der heute noch verbreitete Brauch, am Christbaum neben all den roten auch ein weißes Kerzlein zum Gedenken an die toten Familienmitglieder anzuzünden.) Die plakative Nelke vom 1. Mai übersteht bekanntlich die Durststrecken politischer Kundgebungen, ohne unansehnlich zu werden, was sie für das Gesinnungsknopfloch mehr prädestiniert als eine etwaige Symbolbedeutung.

### »Fällt das Reden schwer, müssen Blumen her«

Die eigentlich »klassischen« Muttertagsblumen richten sich hierzu-lande mehr nach dem schönen saisonalen Angebot ohne allzuviel symbolischen Tiefgang. Neben der Blumenkönigin Rose dominieren

der schnellebig-üppige Flieder und die Marienmonatsblume Maiglöckchen, traditionell auch die Hortensie und in jüngerer Zeit die so plebejisch billig eingeflogenen Orchideen. 1939 berichtet das »Neue Wiener Tagblatt« am Vorabend des Muttertags von gewaltigen Rosen- und Tulpenlieferungen aus Italien und Holland. »Aber auch die sogenannten Waldgeher haben in den letzten Tagen fleißig gearbeitet und die Geschenke des Frühlings aus Wald und Feld in die Stadt getragen«, nämlich u.a. 3.000 Büschel Waldvergißmeinnicht und 15.000 Büsche Maiglöckchen. Direkt neben Lebensquellenbeschwörungen und frohgemuten Panzerschützengrüßen zum Muttertag, doch hier unter sorgfältiger Aussparung des Wortes, klagt ein Artikel im »Völkischen Beobachter« zwei Jahre später: »Unverstand, mitunter sogar böser Wille, meist aber das Festhalten an alten, schlechten Gewohnheiten vereinigen sich, um die herrlichen Blütenteppiche, die Zierden Wiens, zu plündern und zu zerstören.« Gestohlener Flieder duftet bekanntlich am besten. Der ehrenamtliche »Blumenschutz« der Bergwacht nahm den Leuten auf Bahnhöfen und Straßenbahn-Kopfstationen den Raub geschützter Pflanzen ab.

**Wie sieht heute die festliche Realität aus?  
Ein Kurzprofil nach Belegen aus dem Jahr 2000  
(Österreich, Deutschland, Schweiz).**

Der Fachhandel eröffnet rechtzeitig den Countdown: »Noch 5 Tage bis zum Muttertag!« Der Großmarkt lockt mit Dumpingpreisen. Je mehr Papa spart, desto mehr freut sich doch die Mutti. Die Österreichische Gartenbau-Gesellschaft lädt zu einem Blumensteckkurs für Kirchenschmuck ein. Schwerpunkt: Erstkommunion, Muttertag, Maialtar. Krisenerprobte Supermärkte schnüren Rundum-Sorglospakete, alles zum Sonderpreis: Rosenstrauß, Spargel, Kalbsbrust ohne Bein, Merci Bonbonniere. Blumenhändler und Parfümerien rotten sich stadtviertelweise zusammen und finanzieren ganzseitige Zeitungsanzeigen. Im redaktionellen Teil berichten die nämlichen Blätter regelmäßig von Floristinnen, die dem Nervengift in den Pestiziden schwere Allergien bis hin zum körperlichen Ruin verdanken. Und von den Plantagenarbeiterinnen in Mittelamerika und Südostasien, für die kein Wasser da ist, um das Gift abzuwaschen. Es darf nur zum Bewässern der Blumenfelder verwendet werden. Für die Kunden, die es wirklich so genau wissen wollen, gibt es das »Flower Label«, ein Gütesiegel für Blumen »aus menschen- und umweltschonender Produktion«. Am »Hauptkampftag« haben Blumengeschäfte trotz des Sonntags ganztägig geöffnet, um ihre Riesenvorräte zum spürbar angehobenen »Gratulationspreis« abzusetzen. Zwei Schil-

ling mehr pro Rose dürfen's schon sein. 20 Millionen Blumen werden in Österreich zum Muttertag verschenkt, 60% aus heimischer Produktion. Das Blütenaufkommen auf Post- und Glückwunschkarten nicht mitgerechnet! Weil fröhlicher Hitze den Flieder vorzeitig verrauschen ließ, entschuldigt sich die Branche per Zeitungsnotiz bei den Müttern: »Wenn der Blumenstrauß, den die Kinder besorgt haben, diesmal keinen Flieder enthält, geht das nicht auf den Wunsch nach Abwechslung vom Geschenkklischee zurück, sondern ist schlicht ein wetterbedingtes Manko.« Merke: Lieferbarer Flieder ist ein Muß am Muttertag, nicht lieferbarer ist ein Klischee.

Auch wer sonst gar nichts mit Blumen zu tun hat, reitet auf der Welle mit – zugunsten der Eigenwerbung. Ein Fahrradhaus ködert Kinder mit Rosen zum Taschengeldpreis, »ein kleines Dankeschön an eure Muttis«. Aber: »Pro Person nur einen Strauß.« Und wer sich im Schweizer Fachhandel nach einer Aufstiegshilfe aus Aluminium umsieht, darf während der Muttertags-Aktion mit »Blumen-Gutscheinen bis Fr. 50,- beim Leiternkauf« rechnen. Swatch bietet eine rosengemusterte Armbanduhr »Bouquet pour Maman« an und kalauert: »Say it with hours.« Der derzeit wohl aggressivste Markt dreht den Spieß einfach um: »Lasst keine Blumen sprechen. Sondern die Mütter!« Handy statt Rosen. »Also ganz ehrlich: Was sagt ein Blumenstrauß der Frau Mama zum Muttertag? Hier hast du eine niedrige Lebensform, die zwar noch passabel aussieht, aber bald schon verwelkt und verhutzelt? Ein unschöner Muttertagsgruß! Lasst doch lieber die Mütter für sich selber sprechen ...« Natürlich, für Mutter die höhere Daseinsform mit Mobiltelefon und Wertkarte!

Oder sollte doch Schweigen Gold sein? »Suchen Sie nicht nach Worten! Blumen sind die schönste Sprache am Muttertag.« (Presstext des Bundesverbandes der Erwerbsgärtner Österreichs)



## MOTHER'S LITTLE HELPER – AUSGETRÄUMT

SIEGFRIED MATTL

Es ist nicht leicht, Mutter zu sein am Ende des 20. Jahrhunderts. Vor allem nicht am 2. Sonntag im Mai, am Muttertag. Die Chefkolumnistin des österreichischen Wochenmagazins »news« wünscht sich an diesem Tag nur eines, nämlich die Kraft aufzubringen, vor Mann und Kindern und unpassenden Geschenken (wie elektrischen Passiermaschinen) zu fliehen. Die politische Rechte – siehe »Die Dolomiten« vom 13./14. Mai 2000 – hält den Frauen der »postmodernen Börsengesellschaft« ihre miserable Geburtenmoral vor. Und die deutsche »Zeit« begleitet Christa Klar, 60, Lehrerin für Mathematik und Physik und Mutter des 1982 inhaftierten RAF-Mitglieds Christian Klar, auf der Fahrt zum Gefängnis Aichach bei Augsburg – eine (durch die Schuld des Sohnes) negative Madonna, deren Leid dennoch paradigmatisch ist.<sup>1</sup>

1 News, 11.5.2000;  
Die Zeit, 11.5.2000.

2 täglich alles, 12.5.2000.

»Muttertag« ist, jedenfalls in den Medien, zum Tag der gesellschaftlichen Selbstkritik geworden, an dem vor allem die Kommodifizierung der sozialen Beziehungen zur Kritik freigegeben ist. Dies wird verstärkt durch die Transparenz, mit der Mutterschaft heute als kulturelle Tatsache definiert wird. Wie immer sind es gerade die am äußersten Rand der Hermeneutik operierenden Boulevard-Zeitungen, deren Kaleidoskope die Physiognomie der Epoche am schärfsten zeichnen. Die Natur, die in diesen Blättern lange Zeit für die gesellschaftliche Ordnung schlechthin einstehen mußte, hat ihre Legitimationskraft verloren. Mehr noch: sie scheint aus den Fugen geraten. Die »Kronen-Zeitung« enttäuscht ihre Leser just am 14. Mai 2000 mit der Geschichte zweier entzückender Steinbockkitze des Münchener Tierparks Hellabrunn, die von ihren Müttern nicht angenommen worden sind und vom Pfleger aufgezogen werden müssen; »täglich alles« berichtet von einem »Raubkatzenkind« aus dem Zoo der chinesischen Stadt Tianjin, das von der eigenen Mutter verstoßen und von einem Hund adoptiert worden ist;<sup>2</sup> andere werfen »zum Muttertag ... einen Blick ins Tierreich« und beklagen, daß »Korallen, Seeigel und viele Fische« sich »so gut wie überhaupt nicht um ihren Nachwuchs« kümmern.

Elisabeth Badinter<sup>3</sup> hat vor nunmehr 20 Jahren das Notwendige zur »Mutterliebe« gesagt: es ist, verkürzt formuliert, die diskursive Konstruktion eines Gefühls, (von Männern seit dem 17. Jahrhundert) dazu benötigt, eine hoch arbeitsteilige, säkulare, sozial segregierte Gesellschaft aufzubauen, die auf der Menschenökonomie beruht. Die moderne bürgerliche Gesellschaft, so in etwa lautet das Argument weiter, legitimiert sich über egalitäre Lebenschancen, verfügt aber weder über die Ressourcen, noch über die Produktionslogiken, um die reale soziale Ungleichheit bei Geburt aufzuheben. Es handelt sich noch nicht einmal um spektakuläre Karrieren, sondern um simple Angelegenheiten wie die, zu überleben. Spätestens seit Rousseau, jedenfalls aber mit den Systemen der medizinischen Polizei werden die Frauen für das Überleben der Kinder – das Unwahrscheinliche schlechthin in einer Zeit der Seuchen und des Mangels – verantwortlich gemacht. (Die Zuweisung der Verantwortlichkeit für die nicht formalisierbare Herzens- und Verstandesbildung der Kinder folgt wenig später.) »Entschädigt« werden die Frauen, indem sie nunmehr die Seite der geheimnisvollen und dionysischen »Natur« repräsentieren dürfen, in die sich zuvor beide Geschlechter geteilt hatten – ein kulturelles System, das, so Badinter, selbst noch den Spätaufklärer Sigmund Freud beeinflussen und zur Erstellung einer weiblichen Charakterologie (der Passivität, der Anpassung, der Hysterie) verführen wird.

3 Elisabeth Badinter: *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*, München 1984.

4 Die deutsche »Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundheit« stellte 1927 »Zehn Gebote für den Muttertag« auf – man beachte den religiösen Anklang – und forderte von den Kindern an erster Stelle: Arbeitsabnahme, Blumengaben ... als »völkisches« Projekt dehnten sich die nachfolgenden Gebote auf das Verhalten gegen alle »deutschen« Mütter aus (Gabe, Krankenbesuche etc.); die Gebote wurden veröffentlicht in den Muttertags-Heften der »Schriften zur Volksgesundheit«.

5 Die »Kronen-Zeitung« vom 7.5.2000 suggeriert den Kindern, die mit Blumen und Torte repräsentiert sind: »Etwas Selbstgebasteltes macht (der Mutter) sicherlich die größte Freude.«

6 Kronen-Zeitung, 8.5.2000.

Seit 1907 in den USA, seit 1923 im deutschsprachigen Raum werden nun Kinder (und Väter) angehalten, am sogenannten »Muttertag« einen Tauschakt zu vollziehen. Dieser Tauschakt besteht in Blumen geschenken, der Übernahme von Arbeitstätigkeiten, der Versorgung mit Mahlzeiten und der Rezitation von Gedichten.<sup>4</sup> Er ist, in soziologischen Kategorien, nicht-monetär – so wie ja auch die (Haus-) Arbeit der Mütter nicht quantitativ sondern moralisch bewertet wird; Ethnologen würden es vielleicht vorziehen von Mimikry zu sprechen, in dem die (vergleichsweise) Unterworfenen der Kolonisin ihre potenzielle Entmächtigung (in kulturell kontrollierter Weise) vorspielen und das etablierte Verpflichtungssystem zugleich in Frage stellen und bestätigen. Trotz der enormen Ausdehnung des gesellschaftlich sanktionierten Angebots an Muttertags-Geschenken – eine Schweizer Firma bietet sogar im Rahmen von »Muttertags-Aktionen« Sicherheitsleitern kombiniert mit Blumen-Gutscheinen (bis zu Fr. 50,-) an ([www.leiternshop.ch](http://www.leiternshop.ch)) – sind diese nicht-monetären Gaben verpflichtendes Element dieses modernen Rituals geblieben.<sup>5</sup> Ihre klassische Zeit haben sie vielleicht schon hinter sich, und auf die übermächtige Konkurrenz der neoliberalen Warenökonomie – Max.0676 wirbt<sup>6</sup> mit dem Slogan »Lasst keine Blumen sprechen. Sondern die Mütter« für Handy-Wertkarten (in der Sonderanfertigung

»Plauderstoff«) – werde ich später noch zurückkommen. Zunächst aber beschäftigt uns die Funktion der Gabe als gesellschaftliches Verweisungssymbol.

7 1911 ging das erste Modell Ford-T vom Fließband, 1973 gilt als Schwellenjahr, in dem nach Jahren militanter Betriebskämpfe FIAT von der fordistischen Massenproduktion zur »flexiblen Produktion« übergegangen ist.

Die Einführung des »Muttertags« in den USA (zwischen 1907, der Proklamation des »General Memorial Day of all Mothers« durch Ann Jarvis, und 1914, als Präsident Wilson den »Muttertag« zum offiziellen Feiertag erklärte) fällt zusammen mit den Gründungsjahren des Imperiums von Henry Ford, Erfinder des Serien-Automobils und der consumers society. Das ist kein Zufall. Der »Fordismus«, wie man inzwischen die von Henry Ford inspirierte Epoche kapitalistischer Produktion zwischen (grosso modo) 1911 und 1973<sup>7</sup> nennt, hat die soziale Funktion der Familie und der Frau radikal verändert, indem er – durch die Produktion von Massen-Konsumgütern – die »einfache« Reproduktion der privaten Haushalte (nicht-monetäre Eigenarbeit der Frau) durch die »erweiterte« Reproduktion (der Konsum standardisierter und fabrikmäßig hergestellter, monetär in Umlauf gesetzter Konsumgüter) ablöste. Dieser dynamische Prozess ist alles andere als leicht, selbstverständlich und krisenfrei, baut er sich doch auf einer ständigen Kluft zwischen der Lohn- und Gehalts-summe und dem Wert der umlaufenden Gütermenge auf; und ebenso auf der Tatsache, daß »Mangel« als Grundlage der Wunschproduktion, die wiederum die Erweiterung der Reproduktion stimuliert, selbst erst erzeugt werden muß. Rudolf M. Lüscher, Schweizer Philosoph und Publizist, hat in seinem genialen Entwurf eines »fordistischen Sozialcharakters« die gesellschaftlichen Effekte dieses Vorgangs skizziert. Dazu schloß er an Talcott Parsons Differenz von »instrumental« (männlich) und »expressive leader« (weiblich) an; eine (für Lüscher) rein kulturell-historische Differenz. Den Frauen als Repräsentanten einer ANDEREN als strikt monetären Wertstruktur kommt, so Lüscher, die Aufgabe zu, mit Blick auf das Haushaltsbudget strategische Konsumententscheidungen zu treffen, die sie auf der Grundlage der Sorge (um die Kinder, den Mann, die Familie ...) treffen. Zwischen männlich-monetärer Kompetenz hinsichtlich des »Wieviel« und weiblichem Wissen um das »Wozu« tut sich eine Konfliktzone auf, die »sachrational« nicht lösbar ist und tendenziell auf das ganze System übergreift: »Die permanente Erneuerung von Bewertungskonflikten«, schrieb Lüscher, »wirkt dynamisierend, solange sie unterhalb eines kritischen Punktes bleibt, das heißt abgefangen wird durch einen zusätzlichen Synchronisierungsmechanismus, der alle Mikrokonflikte unter Kontrolle hält und auf Lohnorientierung hin polarisiert. Diesen zusätzlichen Synchronisierungsmechanismus können wir LIEBE nennen. Was der Fordismus beerbt, ist eine Kodierung des familialen Beziehungsmusters, demzufolge sich zur Institution Familie zwei Akteure zusammenschlie-

ßen, die untereinander eine privilegierte und je einmalige Beziehung unterhalten, welche sämtliche von der Außenwelt her einbrechenden Konflikte auffängt, auspendelt und an der uneinnehmbaren Festung eines Gespinnstes aus Gesten, Wörtern, Hautkontakten zerbrechen macht.«<sup>8</sup>

8 Rudolf M. Lüscher: *Henry und die Krümelmonster. Versuch über den fordistischen Sozialcharakter*, Tübingen 1988, S.201/02.

9 Karin Hausen: *Mütter, Söhne und der Markt der Symbole und Waren: Der deutsche Muttertag 1923-1933*; in: Medick, Hans/Sabean, David: *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*, Göttingen 1984, S.473ff.

10 News, 11.5.2000.

11 Kronen-Zeitung, 11.5.2000.

12 Kurier, 10.5.2000.

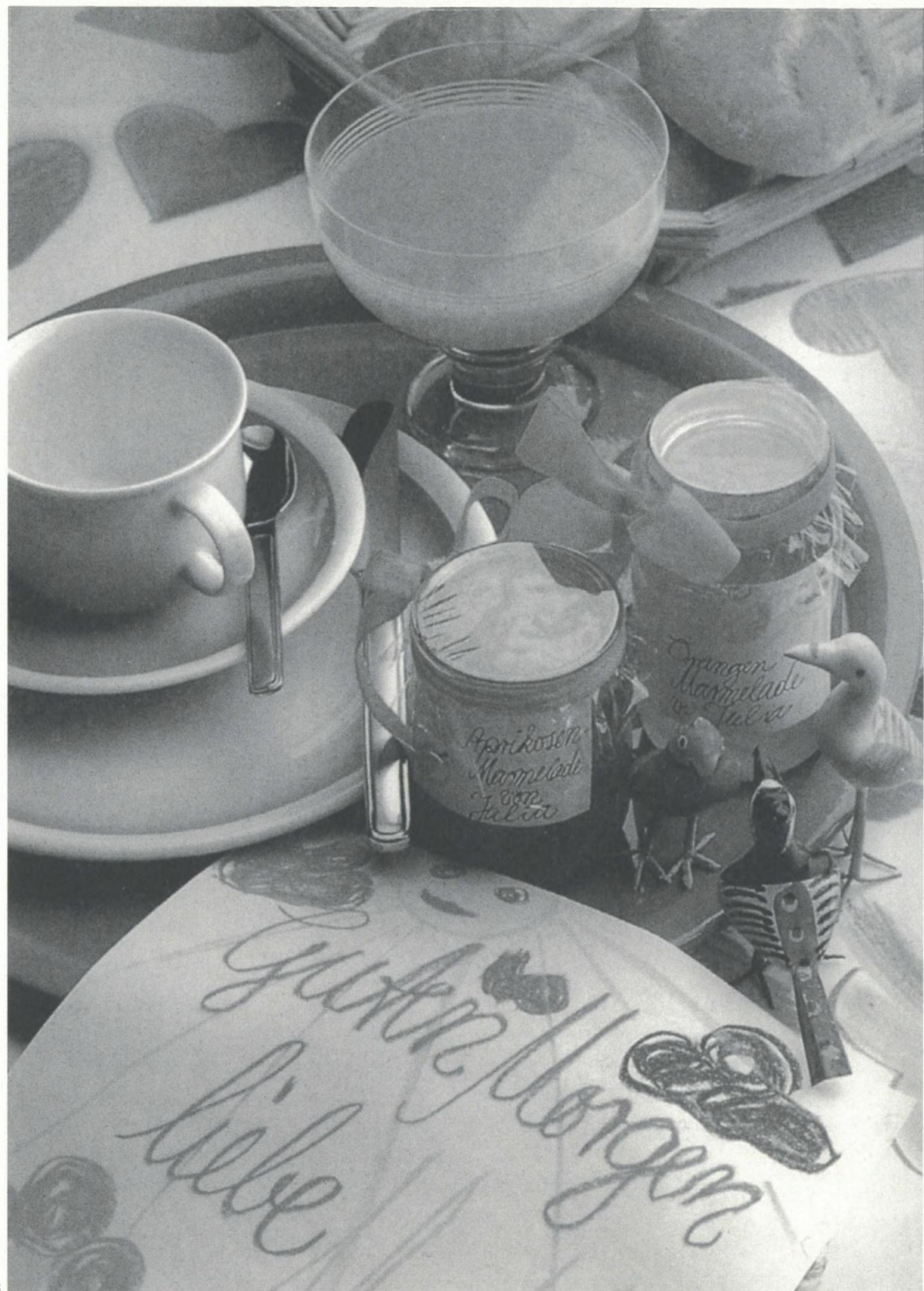
13 Kurier, 6.5.2000.

14 Mike Featherstone: *Consumer Culture & Postmodernism*, London u.a. 1991.

Die »Familiarisierung« der fordistischen Gesellschaft ist kein pragmatischer Prozeß. Er ist von der Stiftung moderner Mythen inspiriert – ohne eine solche Mythe ließe sich wohl kaum eine derart konsequent verfolgte »kollektive Erinnerung« wie der »Muttertag« erfinden. Unmittelbar nach dem I. Weltkrieg wird die mütterliche moralische Ökonomie vorerst einmal metaphorisch auf das ganze Volk ausgedehnt, und es werden von den Protagonisten – die »völkische« Rechte, die evangelische Kirche, nicht zu vergessen die Blumenhändler – Gebärbereitschaft, Sexualhygiene, wissenschaftliche Haushaltsführung et cetera et cetera zu einem einzigen staatspolitischen Anliegen verknüpft. Die kleinen Geschenke, die man den Müttern bringt, sind Gottesdienst an der Nation. (Die hier verehrte »deutsche« Mutter ist keine biologische und kulturelle Figur mehr, sondern eine Allegorie.)<sup>9</sup> Doch einen Krieg später löst sich die moderne Mythe – aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind – von dieser nationalen Metaphysik, wird sozusagen »privatisiert« und geht ganz in der Intimitätsbeziehung auf. Ihren Code allerdings – die Liebe – behält sie bei. Und gerade dadurch wird der »Muttertag« Ende des 20. Jahrhunderts so beunruhigend, wie die Eingangsbeispiele unterstreichen.

Die Liebesgabe zum »Muttertag« führt einen aussichtslosen Abwehrkampf. Gegen »Daisy – Das ideale Muttertagsgeschenk mit Pfiff«, nämlich ein sprachgesteuertes Telefonbuch von Siemens<sup>10</sup>; gegen das SAGEM MC 930, ein wiederaufladbares Wertkartenhandy plus Schokoladen-Torte von Hartlauer<sup>11</sup>; gegen einen Smaragdring von Harry Brunner um öS 230.000,-<sup>12</sup>; den Hyundai-Muttertags-Atos ([www.hyundai.at](http://www.hyundai.at)) oder die Überraschungs-CD mit Mutters Lieblingslieder, eingespielt von den eigenen Kindern.<sup>13</sup> Small-scale-economies und flexible production haben nicht nur das Fließband Ford'scher Provenienz abgelöst, sondern auch eine neue Kultur, die der Mutter und Hausfrau ihr Monopol auf soziale und emotionelle Kompetenz entwindet. Die Regulatoren einer auf der direkten und selbst-erfinderischen Nachfrage ALLER Gesellschafter, auch der Kinder (von 0-6), beruhenden consumer society brauchen keine Vermittlung (und keinen Aufschub, auch keinen Verzicht) mehr. Sie agieren über Desire und Pleasure, wie Mike Featherstone schreibt, über unmittelbare (Konsum-)Entscheidungen nach Verlangen und Vergnügen.<sup>14</sup> (Natürlich steht dem auf der Realitätsebene einiges

entgegen, beispielsweise Geldmangel. Im symbolischen Universum, das die mediale Kommunikation regelt und zu immer größeren Anteilen die Ausdrucksmöglichkeiten und den Handlungshorizont strukturiert, hat sich diese Kultur jedoch etabliert.) Im »Postfordismus«, das ist die Theorie, hat die moralische Ökonomie des mütterlichen Haushalts der monetären Autonomie aller Familienmitglieder weichen müssen. Die »Mutter« kommt aus der Mode – ihr Platz als Herzens- und Verstandesbildnerin wird ersetzt durch Franchiser, Clip-Produzenten, Gentechnologen, die goldene Visa-Card und anderes mehr. Der Code des Liebe führt sozusagen Rückzugsschlachten gegen den Code des Vergnügens, der dessen Position im gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß eingenommen hat. Vielleicht hilft es da um das Provisorium zu wissen, mit dem das ideologische Konstrukt »Muttertag« von Anfang an behaftet war.



## »ICH WOLLTE MEINER MUTTER WIRKLICH EINE FREUDE MACHEN...«

IMPRESSIONEN UND REFLEXIONEN ZU INTERVIEWS  
ÜBER DEN MUTTERTAG

DORIS INGRISCH

### »Im Kreise meiner Familie« – Einleitende Bemerkungen

»Also, das war im Kreis der engeren Familie, also nur mit den Kindern. Ich hab' ja schon zwei größere Kinder und die haben das Frühstück vorbereitet und da bei uns der Morgen durch die zwei Kleinen recht zeitig beginnt, sind's extra früh aufgestanden damit der Tisch gedeckt ist. Sie haben mir kleine Geschenke gebastelt und es war irgendwie sehr nett. Es war das erste Mal, daß sie ein Gedicht aufgesagt haben, zumindest die Tochter. Ich hab' drei Söhne und eine Tochter. Mein Mann macht draus nicht so eine große Sache. Aber er fördert, daß die Kinder sich ein bißl mehr zusammenreißen und ein bißl im Haushalt mithelfen. Mehr als sonst.«

(B.B., Mutter von 4 Kindern zwischen 13 und 2 Jahren)

Ein Muttertag wie aus dem Bilderbuch. Ein Tag der Freude, der Harmonie, ein Tag, an dem die Welt in Ordnung ist. Ist die Welt tatsächlich an diesem einen Tag im Jahr in Ordnung?

1 Ihnen allen gilt mein herzlichster Dank!

Zu diesem Thema haben wir Gespräche mit 33 Frauen und Männern unterschiedlicher sozialer Herkunft und aus verschiedenen Generationen aus Österreich geführt, ergänzt durch Interviews mit in Österreich lebenden Frauen und Männern aus anderen Kulturen.<sup>1</sup> Ziel war es, herauszufinden, wie der Muttertag wirklich gefeiert wird, wie er in der Vergangenheit gefeiert wurde und vielleicht in Zukunft gefeiert werden wird. Verschiedene soziale Milieus sollten – freilich exemplarisch – darüber Auskunft geben, in welchem Maße das bürgerlich und katholisch geprägte Bild der Mutter die Wahrnehmung der Mutter in allen sozialen Schichten beeinflusst und Kritik hervorruft. Obgleich das Hauptaugenmerk auf der Generation derjenigen lag, die einerseits selbst mitten im Elterndasein stecken, deren Eltern andererseits noch leben, – diese doppelte Rolle sollte aus verschiedenen Perspektiven Einblicke in die gegenwärtige Kultur des Muttertagsfeierns gewähren –, konnten die Erzählungen bereits älterer Personen individuelle Erinnerungen aus der Ge-

- 2 Zitate wurden anonymisiert und zum besseren Verständnis mitunter leicht verdichtet.
- 3 Vgl. zur Methodologie u.a.: Siegfried Lamnek, *Qualitative Sozialforschung*, Weinheim 1995;
- Ulrike Froschauer/ Manfred Lueger, *Das qualitative Interview zur Analyse sozialer Systeme*, Wien 1989;
  - Renate Mayntz u.a., *Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie*, Opladen 1978; sowie spezifisch zur Oral History:
  - Lutz Niethammer, *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ›Oral History‹*, Frankfurt am Main 1980.
- 4 So wurde ein Großteil der Interviews in privater Sphäre, also in den Häusern der Befragten selbst, geführt, und nur einige wenige an einem ›halböffentlichen‹ Ort wie dem Kaffeehaus.
- 5 Vgl. die Transkriptionsregeln nach Ralf Bohnsack, *Rekonstruktive Sozialforschung*, Opladen 1993, S. 193 f. Außerdem ist darauf zu verweisen, daß die Materialien im Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien archiviert werden.

schichte des Muttertags liefern. Gespräche mit Frauen und Männern aus anderen Kulturen halfen dabei, Vorstellungen von Bedeutung und Sinn des Muttertags in unserer Kultur mit Ansichten aus anderen Kulturen zu kontrastieren, um das ›Andere‹ im ›Eigenen‹ und das ›Eigene‹ im ›Anderen‹ zu finden. Zudem wurden auch Interviews mit Müttern geführt, die diese Funktion als Beruf ausüb(t)en: einer Tagesmutter, einer SOS-Kinderdorfmutter sowie einer Pflegemutter. Um die andere Seite der Feiernden einzufangen, kam ein ehemaliges, nunmehr erwachsenes Kinderdorfkind zu Wort. Im Zusammenstellen des Sampels waren wir bemüht, mehrere Generationen einer Familie für ein Interview zu gewinnen, um Traditionen beziehungsweise Entwicklungen nachvollziehen zu können. Als Vertreterin des öffentlichen Lebens eröffnete die ehemalige Wiener Stadträtin für Jugend, Familie und Bildung, Erste Wiener Vizebürgermeisterin und Landeshauptmannstellvertreterin sowie Bundesministerin für Familie, Jugend und Konsumentenschutz Prof. Gertrude Fröhlich-Sandner Einblicke in die politischen Hintergründe des Muttertags. Die Interviews wurden als Einzel-, Paar- und Gruppengespräche geführt. Um ein flüssiges Gespräch zu ermöglichen und dem freien Erzählen viel Platz einzuräumen, wurde der Typ des problemorientierten Interviews gewählt. Die den InterviewpartnerInnen zugesicherte Anonymität sollte in allen sozialen Schichten Bedenken, sich frei zu äußern, abbauen.<sup>2</sup> Im problemorientierten Interview wird anhand eines für die Themenstellung ausgearbeiteten Leitfadens durch das Gespräch geführt.<sup>3</sup> Die Befragten können individuell ihre Schwerpunkte setzen. Von Wichtigkeit war es dabei, den Befragten wie auch der Interviewerin einen hohen Bewegungsspielraum zu gewährleisten, denn die Atmosphäre in der Interviewsituation gestaltet die Qualität der Gespräche wesentlich mit.<sup>4</sup> Die Interviews wurden auf Minidisks aufgenommen und liegen vollständig transkribiert vor.<sup>5</sup>

In den Medien ist davon die Rede, die Schaufenster der Geschäfte machen darauf aufmerksam, die Blumenhandlungen, Parfumerien und Bonbongeschäfte sind erwartungsvoll gerüstet. Es ist Mai und der Muttertag steht vor der Tür. Restaurants, die leider keine Reservierungen mehr entgegennehmen können, und ein erhöhtes Verkehrsaufkommen lassen keine Zweifel, daß der Muttertag ein Feiertag ist, der in Österreich zu verstärkten Aktivitäten Anlaß gibt. Was, so konkretisierten sich die Fragen, gehört denn alles zu einem geglückten Muttertag? Und warum wird dieser Tag aus individueller Sicht eigentlich begangen? Von wem wird er als positiv, von wem und warum als ambivalent erlebt? Gibt es auch Personen, die sich diesem Festtag entziehen? In welchen Traditionen steht er, wenn er begangen beziehungsweise nicht begangen wird? Daran knüpften sich weiterführende Fragen: Wie sehen sich Frauen an diesem Tag?

Welche Rolle fällt Männern am Muttertag zu und welche nehmen die Kinder ein? In welcher Beziehung steht der Muttertag und das an diesem Tag Zelebrierte zu all den andern Tagen des Jahres? Was erfahren Frauen als schönen Muttertag, und was sagen ihre Vorstellungen von einem Traum-Muttertag über Wunsch und Realität und also über gesellschaftliche Vorgaben des Mutter-Seins und die individuelle Auseinandersetzung mit dieser Thematik aus?

### **Maiglöckchen, Flieder und die Unberührtheit des Morgens – Kindheitserinnerungen an den Muttertag**

»Ja, als Kind war der Muttertag schon sehr verbunden damit, daß ich meiner Mutter wirklich eine Freude machen wollte, das weiß ich: ich wollte irgend etwas Außergewöhnliches machen, irgend etwas ganz Tolles, worüber sie sich freut.« (M.F.)

»Als Kind war ich sehr bestrebt, meine Mutter mit irgend was zu überraschen. Im Kindergarten wurde sowieso gebastelt und ein Gedicht gelernt, aber ich war auch bei den Pfadfindern und dort haben wir natürlich noch etwas gemacht.« (B.B.)

»Irgendwie angenehm«

blieb M.G.C. der Muttertag als Kind in Erinnerung,

»ein kleiner Fixpunkt im Leben, im Jahresablauf. Wo man eben so eine Karte vorbereitet hat, was ein bißl spannend war, ein bißl aufregend.«

Mit diesen Worten erinnern sich Frauen an den Muttertag ihrer Kindheit in den 50er, 60er Jahren. Von den Entlastungen der täglichen Arbeit und der körperlichen Anstrengungen ist die Rede, wenn Frauen aus kleinbürgerlichem Milieu daran denken, wie sie ihrer Mutter als Kind eine Freude machen wollten.

»Ich hab ihr den Tag auch schön gemacht, nämlich die schweren G'schirrschaffln rausgetragen oder ausgeschöpft, denn es waren leider nicht die modernen Zeiten noch.« (Q.F.)

Blumen und kleine Geschenke sollten dazu beitragen, den Tag zu etwas Besonderem für die Mutter werden zu lassen. Man mußte sich schon etwas einfallen lassen in einer Zeit, in der nur für das Notwendigste Geld da war.

»Wir haben früher kein Geld g'habt. Und dann kam die Frage: na, was schenken wir der Mutter? Da sind wir hergegangen – der Nachbar, der hat einen schönen Flieder g'habt und Tulpen – und haben einen Buschen zusammengestellt.« (N.T.)

Sehr wichtig, so geht aus den Gesprächen hervor, war es, die Mutter zu überraschen (obwohl es sich meist Jahr für Jahr um ähnliche Geschenke handelte) – eine Bonbonniere in Herzform und Strümpfe

galten in den 50er und Anfang der 60er Jahre als absolute Favoriten. Der Geheimnischarakter des Schenkens dürfte vor allem für die Kinder viel Freude enthalten haben. So erinnert sich L.N., ehemaliges SOS-Kinderdorfkind noch gut an die Vorbereitungszeit:

»Wir warn neun Buam im Haus und das war irgendwie aufregend. Weil wir ja die ganze Zeit, was ma da bastelt haben, verstecken haben müssen. Und wenn wir zu dritt oder viert zamg'standen sind, ist die Mutter sofort dahinter g'wesen: Was macht's ihr da? Und das jetzt verstecken, war halt eine Gaude für uns.«

Mit den Augen der damaligen Kinder betrachtet, wird der Muttertag zu einem Tag, an dem die Kinder sich wirklich bemühten, und die Zeit der Vorbereitung läßt Stimmungsbilder in der Erinnerung lebendig werden:

»I bin am Land aufg'wachsen – und für uns hat der Muttertag immer schon a lange Vorbereitungszeit g'habt. Da war immer die Zeit der Maiglöckchen und wir Mädchen sind in den Woid zogn, an immer dieselben Plätze, wo die Maiglöckerln g'wachsen sind. Der Flieder hat schon immer geblüht und des hat geduftet! Eine Großmutter hat im Haushalt g'lebt und die andere hat zwei Hügel weiter g'wohnt. Dann wurde immer in der Früh, Großmutter und Mutter geehrt oder überrascht halt und nachmittags ist es dann pünktlich zur anderen Großmutter gangen. Die hat sich immer sehr g'freut, weil's allein g'lebt hat. Wir habn immer ein Gedicht gelernt – wirklich – und auch aufgesagt. Ja. Also das war sehr viel Geheimnis immer. Alles versteckt und es war eigentlich sehr schön.« (N.L.)

Andere Töne werden bei L.I., Jahrgang 1921, hörbar: Der Blick in die Vergangenheit ist durch persönliche Schicksalsschläge geprägt, die die Erinnerungen an den Muttertag fast überlagern:

»Wie ich ein Kind war, des war net so schön. Ich hab' meine Mutter mit vierzehn Jahren verlor'n und mit achtzehn Jahren hab' ich meinen Vater verlor'n. Mein Vater hat noch einmal geheiratet g'habt, und zwar die Schwester von meiner Mutter. Das war die richtige Tante zu uns, aber sie war wirklich aufopfernd für uns Kinder. Aber Muttertag – ich kann mich eigentlich nicht so erinnern. Wahrscheinlich wer ma's a g'feiert ham. Wer ma ihr halt was 'geben ham.«

C.T., Jahrgang 1920, hingegen erinnert sich deutlich in die Anfänge des Muttertags zurück:

»Ich erinnere mich daran, daß der Muttertag in der zweiten, dritten Volksschulklasse, also 1927/28, den Kindern nähergebracht wurde. Die Vorstellung, die man uns vorgegeben hat, war die, daß die Mütter das ganze Jahr für die Kinder und für die Familie arbeiten und daß es einen Tag im Jahr geben soll, an dem dieses Verhältnis sich umdreht. Das heißt, da sollen die Kinder und die

Familienmitglieder für die Mutter arbeiten: die Mutter bedienen. Also das Kochen übernehmen, die Betten machen, Geschirrwaschen und solche Dinge. Es war so, daß man in der Schule kleine Geschenke vorbereitet hat – schön gezeichnete Kärtchen oder Sprüche –, die man mit Blumen der Mutter übergeben hat. Und dann hat man sie halt unglücklich gemacht, indem man die Küche in Unordnung gebracht hat oder solche Sachen.«

Im Arbeitermilieu mangelte es an Platz und Geld, um den Muttertag nach bürgerlichen Vorgaben zu begehen. Und im Grunde entsprach dieses auf die Frau als Mutter und Hausfrau verdichtete Bild nicht den Lebensumständen der Arbeiterinnen und Arbeiter. Dazu kam in vielen Fällen eine grundlegend andere weltanschauliche Haltung:

»Ich komme aus einem gut sozialdemokratischen Haus und mein Vater war dagegen. Ich kann mich erinnern, daß 1928 eine ziemliche Diskussion in meiner Familie war: Halten oder Nicht-Halten des Muttertages. Was ich leider nicht mehr habe, ist ein Artikel, den mein Vater in irgendeiner der sozialdemokratischen Zeitungen gegen den Muttertag geschrieben hat. Letztlich,«

C.X. lacht,

»haben wir einen Kompromiß geschlossen. Ich durfte meiner Mutter ein kleines Geschenk machen und damit war der Streit beendet. Mein Vater ist wegen seines Artikels in der Zeitung sehr von der bürgerlichen Presse angegriffen worden. Natürlich. Sein Beweggrund war, daß der Muttertag in seiner Sicht ein Versuch war, die Frau wieder zu den »3 Ks« zurückzubringen. Kirche-Küche-Kinder. Das heißt, sie aus der Gesellschaft wieder zurückzudrängen an Herd und Heim. Und so war es ja eigentlich auch.«

(C.X., Jahrgang 1919)

Auch die Erinnerungen von X.F. gehen in diese Richtung und beziehen das politische und historische Moment mit ein:

»In meiner Familie wurden Muttertage nicht gefeiert. Zwar in der Umgebung, wo ich gewohnt habe, aber auch da sehr, sehr wenig. Ich bin im Arbeitermilieu aufgewachsen, in einer Zeit, wo große Not und Arbeitslosigkeit geherrscht hat und daher für Feiertage an sich wenig Geld vorhanden war. Mein Vater hat den Muttertag abgelehnt, weil er der Meinung war, man sollte eine Frau jeden Tag ehren und nicht nur einmal im Jahr. Außerdem war der Vater Freidenker, die Mutter wohl auch unter dem Einfluß des Vaters, und so war eigentlich Muttertag bei uns keine besondere Frage.«

Beide stellen in ihren Erzählungen das am Muttertag propagierte Mutterbild in einen zeithistorischen Kontext, entlang dessen die kulturwissenschaftliche Dimension der individuellen Geschichten verständlich wird:

»Der Muttertag hatte in der nationalsozialistischen Zeit eine andere Bedeutung bekommen. Ich erinnere an das Mutterkreuz,

an die Prämierung der Frau, wenn sie viele Geburten gehabt hat, was schrecklich ist. Und aus diesem Grund ist es in unserer Familie abgelehnt worden.« (C.X.)

In ähnliche Worte kleidet es X.F.:

»Eine besondere Ablehnung hat der Muttertag von uns während der Nazi-Zeit erfahren, da man damals den Muttertag mit der Produktion von Kindern für Soldaten verknüpft hat. Es wurden die Mütter, die zahlreiche Kinder hatten, mit verschiedenen Klassen vom Mutterkreuz ausgezeichnet – ähnlich dem Ehrenkreuz für Krieger. Nach dem Krieg war in meiner Familie weiterhin die – fast möchte ich sagen – Tradition, den Muttertag nicht zu feiern.«

Kontrastieren möchte ich diese Aussagen mit der Antwort von GG auf die Frage, ob sie sich an den Muttertag im Nationalsozialismus erinnern könne:

»Nein. Nein.«

Habe sie je an offiziellen Muttertagsfeiern teilgenommen?

»Wahrscheinlich, – nachdem ich mal ja eine begeisterte Nationalsozialistische war, so eine BDMse, nicht? Also war ich sicher dabei. Ja. Aber ich kann mich nicht mehr daran erinnern. Nein. Leider. Es ist eigentlich schade.«

Schade ist das wirklich. Fast schon klassisch reiht es sich in die Beispiele österreichischer Verdrängungskultur ein.

In der näheren Vergangenheit und in anderen weltanschaulichen Zusammenhängen werden die idyllischen Bilder des Muttertags lediglich in kleinen Nebenbemerkungen von der gelebten Realität durchbrochen:

»Die Kinder habn das Frühstück g'macht und halt der Mutter ans Bett bracht. Die hat das aber net wolln und g'sagt, sie steht lieber auf.« (N.T.)

Manchmal taucht beim Erzählen auch ein gewisses Unbehagen darüber auf, daß man so unbedingt und über alle Maßen die große Freude der Mutter über die erbrachte Darbietung begehrte:

»dieses Heischende, ob man's ihr eh recht macht – sicher auch in dieser Abhängigkeit auch zur Mutter, ob das paßt.« (C.M.)

Von I.C. wird der Punkt der Anerkennung, den er als Sohn am Muttertag erfahren wollte, auch direkt ausgesprochen:

»Einerseits hat mir das natürlich gefallen, sonst hätt' ich das nicht gemacht. Ich mein, aus mehreren Gründen; einfach, weil ich gern gebastelt hab' und weil ich gerne gelobt worden bin für das, was ich gebastelt hab'. Also das hat durchaus auch sehr egoistische Gründe gehabt, warum mir der Muttertag damals gefallen hat.«

Er ist auch bereit, über Spannungen zu sprechen, die dieser Tag in seiner Familie hervorgerufen hat:

»Und auf der andern Seite hab' ich natürlich immer auch mitgekriegt, daß das eben schwierig ist. Seit ich mich erinnern kann, hatte meine Mutter ambivalente Gefühle gegenüber dem Muttertag... Denn die Schwiegermutter hat halt immer diesen Rang der Mutter, also den star-group, innerhalb des Muttertags abgegeben.«

Ganz eindeutig ist bei all den Erinnerungen an den Muttertag abzulesen, daß die Personen, die von sich ein sehr bürgerliches Selbstbild vermitteln wollen, während des Gesprächs dem idyllischen Bild des Muttertags zu entsprechen versuchen. Diejenigen, die sich weniger dem Bürgerlichen zuordnen, erzählen, unabhängig von der Generation, offen davon, wie sie den Muttertag erlebt haben und weniger, wie sie ihn erlebt haben sollten. In diesem Zusammenhang ist weiters zu bemerken, daß – abgesehen von der Orientierung am Bürgerlichen – tendenziell die Erzählungen von Personen jüngerer Generationen mit höherem Bildungsniveau eine kritikfreudigere Einstellung gegenüber dem herkömmlichen Muttertagsgedanken vermitteln. Dazu S.H., eine junge Volksschullehrerin, und M.K., Studentin, von ihren Muttertagserinnerungen als Kind in den 1970er und 1980er Jahren, die gleichzeitig gut den Geist dieser Jahre dokumentieren:

»Ich hab' gewußt, daß da dieser Muttertag ist und daß wir von der Schule her irgendwas basteln sollen und daß das mit Liebe gebastelt werden soll. Das war immer sehr wichtig: mit Liebe gebastelt. Und ich war so in Erwartung der Reaktion: Ist es jetzt wirklich der durchschlagende Effekt? Ehrlich gesagt, hab' ich eher den Eindruck gehabt, daß meine Mutter dem nicht so einen hohen Stellenwert beigemessen hat. Das war eher so aufgesetzt. Die Kinder sagen »Wir haben Dich lieb«, weil es an diesem Tag irgendwie verlangt wird, aber nicht, weil's jetzt wirklich von Herzen kommt. Ich denk', es hat ihr viel mehr gebracht, wenn wir's unter'm Jahr gesagt haben oder gezeigt haben, als an diesem einen Tag.«

Oder M.K., Jahrgang 1977:

»Meine Mutter hat, glaub ich, Muttertag immer gehaßt, denn sobald wir anfangen, das Gedicht aufzusagen, sobald gekommen ist »liebe Mama« ist sie schon in Tränen ausgebrochen,« erzählt sie lachend.

»Es hat sie irgendwie so gerührt, aber sie hat's eher unnatürlich empfunden, glaub' ich, gezwungen.«

**»Wie immer« oder:  
Wie feiern Sie Muttertag?**

In jeder Familie wird der Muttertag nach bestimmten Ritualen gefeiert, – angelehnt an die von C.T. so präzise genannten Vorgaben aus dem Jahr 1927/28, der Anfangsphase des Muttertags in Österreich –, die sich vielfach nur in geringen Variationen von Haus zu Haus und im Bedingungsrahmen des historischen Kontexts unterscheiden. Sind die Kinder noch jünger, gehört nach wie vor dazu, einmal vor der Mutter aufzustehen und das Frühstück zuzubereiten. Unabdingbare Bestandteile sind auch der Muttertagwunsch, das Gedicht und der Blumenstrauß. Bei größeren, vielleicht bereits erwachsenen Kindern ist der Höhepunkt des Tages ein gemeinsames Essen, in dem immer noch versteckt die Aufgabe schlummert, die Mutter an diesem Tag von ihren häuslichen Pflichten zu entlasten. Wenn mit getrennten Haushalten die Kompetenz einfach nicht zu klären ist, wird diese Anforderung nach außen und also in ein Restaurant verlagert. Manchmal jedoch wird auch davon berichtet, daß Mütter bereits erwachsener Kinder gerade diesen Tag nützen, um wieder voll in ihre ehemalige Mutterrolle schlüpfen zu können und ihren Kindern ein festliches Mahl bereiten. Weitere grundlegende Komponenten in den Erzählungen: die Betonung der Harmonie, des wirklich »guten« Essens, des sich »gut« Unterhaltens. Das erst macht diesen Tag zu einem wirklichen Ehrentag.

»Ja bei uns ist das immer sehr harmonisch.« (G.L.I.)

und ihre Mutter, L.I. ergänzt:

»Am Abend tut sie kochen, meine Tochter, ganz wunderbar natürlich, und da tu ma sehr gut essen.«

Als besonders befriedigend wird erlebt, wenn die ganze Familie so vollständig wie nur möglich (d.h. mit potentiellen Schwiegerkindern) anwesend ist. Das Gefühl des Eingebundenseins in eine große familiäre Gemeinschaft ist eine Bestätigung ihrer Funktionalität und Tragfähigkeit. Familienfeste können diese Bindung bekräftigen. Das Gefühl der familiären Kontinuität kommt auch in der oft wiederkehrenden Wendung »wie immer« zum Ausdruck – Symbol des Wahrens und Fortführens einer die Familie betreffenden Tradition.

Zum bürgerlichen Bild des Muttertags gehören auch Geschenke, wobei die bürgerliche Note die Betonung beinhaltet, daß es sich dabei nur um sogenannte »Kleinigkeiten« handle. Doch diese »Kleinigkeiten« haben es in sich. Sie müssen nämlich verschiedene Auflagen erfüllen: wesentlich ist, daß sie »mit Liebe« gemacht oder ausgesucht wurden, wobei Selbsthergestelltes einen besonders hohen Stellenwert einnimmt:

»Aufmerksamkeiten, gut durchdacht« (N.L.)

Und selbstverständlich Blumen:

»Ich hab meiner Mutter eigentlich immer Blumen geschenkt. Wobei ich immer drauf achte, daß es keine Schnittblumen sind, sondern irgend etwas, was sich länger hält, was man vielleicht in den Garten pflanzen kann, später dann.« (T.B.)

Die Geschenke dieses Tages werden sehr stark mit Symbolcharakter belegt. M.G.C.:

»Nett wäre irgend etwas, was eine Bedeutung hat.«

Da Mütter sich heute vieles zumeist selbst leisten, fällt es Kindern gar nicht so leicht, mit kreativen Ideen aufzuwarten, zumal wenn sie im Grunde darauf achten, ihre Mutter nicht nur in ihrer Hausfrauenrolle zu sehen. Mit Schrecken erinnert sich S.H. daran, daß ihr und ihrem Bruder einmal absolut nichts anderes eingefallen war als ein Haushaltsgerät:

»Was schrecklich war. Sie bekam ein Gerät, mit dem sie uns dann wieder bekocht. Dieses G'fühl, jetzt sind wir in diese klassische Rolle verfallen, wir schenken ihr jetzt etwas, womit sie dann wieder Arbeit für uns hat, das war nicht so toll. Weil wir's selbst ja lächerlich g'funden haben, aber uns ist nix anders eing'falln.«

Die ehrenvolle Bedeutung des Muttertags fand sich in den Interviews mitunter auch in einer gewählteren Sprache wieder: vom »Sich einfinden« war da zum Beispiel die Rede, vom »Einnehmen« der Jause und dem »Überreichen« der Geschenke. Zur weiteren bürgerlichen Darstellung dieses Tages gehörte es, zum Ausdruck zu bringen, daß das Ehren beziehungsweise der Kontakt ja nicht nur auf den Muttertag beschränkt blieb.

Wie sich die Sprache beim Thema Muttertag bei manchen veränderte, so finden sich an diesem Tag auch Spuren eines geänderten sozialen Verhaltens. M.N. weiß heute noch, wie befremdlich und geradezu absurd sie die Muttertagszeremonie in ihrer Familie erlebte:

»Ja, das war bei uns ganz speziell. Also meistens war's so, daß mein Vater uns Blumen kaufen g'schickt hat. Oder wir sind losg'stapft und haben Blumen gepflückt. Am Vormittag war dann nichts Besonderes. Es war nicht so, daß wir jetzt Frühstück g'macht hätten, wie das ja bei manchen üblich ist. Aber nach dem Mittagessen ist eine Inszenierung passiert. Das war so, daß meine Mutter auf einem Sessel g'sessen ist, sehr isoliert eigentlich. Nicht an einem Tisch, sondern vor den Blumen. Wir fünf Kinder waren mehr oder weniger in einer Reihe aufg'stellt und sind einzeln vormarschiert, haben die Gedichte oder was auch immer dargebracht und mein Vater hat fotografiert.«

Haben die einen eher beklemmende Muttertage in Erinnerung, so haben andere das Gefühl, immer nach »Schema F« zu feiern. Wenn es doch »schönste Muttertage« gegeben hat, dann werden sie an oben genannten Kriterien gemessen, die freilich einer individuellen Schwerpunktsetzung folgen dürfen: daß die ganze Familie da ist, die

Kinder sich Mühe gemacht haben oder ein Modus des Feierns gefunden wurde, der alle Beteiligten zufriedenstellt.

Mißglückte Muttertage hingegen, also Tage, die den Erwartungen des »wie immer« nicht entsprochen haben, entziehen sich interessanterweise und unabhängig von der Generation gerne der Erinnerung, bleiben im Dunkeln. C.M.:

»Ich glaub', irgendwann einmal hab ich den Eindruck gehabt, daß ich meiner Mutter gegenüber den Muttertag nicht genug gewürdigt hab'. Ich hab' da so eine ganz dunkle Erinnerung, aber ich weiß es nicht genau.«

Die junge M.K. sagt es ganz deutlich:

»Wenn, dann kann ich mich nicht daran erinnern.«

Und der ältere C.X. liefert gleich eine Analyse seiner Aussage mit:

»Nein, man verdrängt's ja. Da muß ich mich auf die Couch legen, damit ich das wieder reproduzieren kann.«

Soweit muß es gar nicht kommen, denn C.T., seine Frau, ergänzt humorvoll:

»Die Vorgespräche kann ich Ihnen schon schildern: Oje, jetzt ist schon wieder Muttertag!«

Auf den Punkt bringt es L.I.. Ein mißglückter Muttertag, einer, an dem vielleicht ablehnende Stimmen laut geworden wären?

»Nein, bei uns glaub ich net. Bei meinen Töchter gibt's sowas net.«

Und zu ihrer Tochter gewandt:

»Die lieben mich, gell!?!«

Durch ihre Worte offenbart sich der Muttertag als Prüfstein der familiären Beziehung, in dessen Kern die Beziehung der Mutter zu ihren Kindern steht. Wie in der Umkehr eines Fixierbildes entsteht gleichzeitig der Eindruck, daß die Beziehung der Kinder zu ihren Müttern getestet wird. War sie eine »gute Mutter«, so wird ihr an diesem Tag als eine Art Beweis für ihre Liebe und Zuwendung und all die unbedankte Versorgungsarbeit »die Ehre« erwiesen. Die unausgesprochene Argumentation verlangt, der Mutter an diesem Tag durch Zuwendung zu attestieren, daß sie eine »gute Mutter« war und ist. Dieses Bild ist gesellschaftlich so stark verankert, daß selbst diejenigen, die den Muttertag aus den verschiedensten Gründen ablehnen, am Muttertag zumindest durch einen Anruf signalisieren, daß sie an ihre Mutter denken, oder als minimalstes Zugeständnis an diesen gesellschaftlichen Druck bei ihrem nächsten Besuch ein »Nachträglich alles Gute zum Muttertag« deponieren. Das Gefühl des Zwangs, das von vielen geäußert wird, wird als Folge des limitierten Handlungsspielraums wahrnehmbar, der aus dem traditionellen Ablauf der Feierlichkeiten des Muttertags erklärbar wird. Am Muttertag haben alle die ihnen zugedachte Rolle zu erfüllen. Sie »mit Liebe« zu erfüllen, ist – eben weil es ein Erfüllen und der Spontaneität beraubt – nicht (immer) gegeben. Betreiben kleinere Kinder diese von ihnen

erwünschte Aufgabe mit Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit (schönste Muttertage sind oft mit der Erinnerung an die allerkleinsten GratulantInnen verknüpft), so deutet das Murren älterer, pubertärer Kinder die Schwierigkeit an, spontane Gefühlsäußerungen laut Kalender hervorzubringen. Erwachsene Kinder neigen dazu, ihre Ehrerbietungen als Pflichterfüllungen zu absolvieren. Doch diese Gefühle sind nicht einseitig. Wie die Interviews zu Tage brachten, hat auch so manche Mutter ihre liebe Not mit der ihr an diesem Tag zgedachten Rolle. Wenn sich T.B. erlaubt, ganz ehrlich zu sein, ist nicht jeder Muttertag eine wahre Beglückung für sie. Im Dialog nimmt sich das zum Beispiel so aus, denn es ist gar nicht so leicht, sich und anderen das einzugestehen:

»Ja, es war ein netter Tag – wie immer«, sie lacht

»und ja, man feiert das so, daß man der Mutter halt keine Arbeit machen will; also speziell jetzt mir. Wir sind in das Gasthaus gegangen. Ansonsten hat man ziemlich viel Rücksicht auf mich genommen, aber ich hab' mich fast überfordert gefühlt.«

Interviewerin:

Was heißt Rücksicht genommen? Was passiert da?

S.A. lacht:

»Na ja, mein neunjähriger Sohn versucht dann, mir bei der Hausarbeit zu helfen und ja, mein Mann sagt: »Brauchst Du das?« und »Willst Du das haben?«, was normalerweise ja nicht geschieht.«

Interviewerin:

Und Sie haben sich überfordert gefühlt, heißt ...?

Jetzt lachen beide. S.A.:

»Na ja, daß man das gar nicht gewöhnt ist, so eine Situation eigentlich. Es ist nur einmal im Jahr Muttertag, und da versucht jeder, besonders nett zu sein. Das ist man halt nicht gewöhnt.«

Interviewerin:

Ist Ihnen das fast ein bißl unangenehm?

S.A.:

»Ja! So kann man's vielleicht umschreiben.«

### **»Ich bin noch immer das Kind am Muttertag« Über Töchter, Söhne und die Pflichten des Vaters**

Am Vormittag wird sie als Mutter gefeiert, am Nachmittag ist sie die Tochter, die ihrer Mutter »alles Gute« wünscht. Gerade die Generation der Frauen, die kleinere oder größere Kinder haben, gleichzeitig aber auch eine Mutter, hat es an diesem bestimmten Tag im Mai nicht leicht, alles unter einen Hut zu bekommen. Die eigenen Kinder kommen mit ihren von Kindergarten und Schule geschürten Erwartungen, die eigene Mutter wartet darauf, geehrt zu werden, und in

den meisten Fällen ist auch die Schwiegermutter mit einer Gratulation oder Einladung zu bedenken. Es handelt sich um die Generation von Frauen, für deren Mütter/Schwiegermütter der Muttertag einen der wichtigsten Feiertage im Jahr darstellt. Keine der interviewten Frauen hätte sich vorstellen können, diesen Tag in bezug auf ihre Mutter zu übergehen. Sie selbst vermitteln ein unterschiedlich gelöstes Verhältnis zum Muttertag. In dieser Generation hat sich eine Einstellung durchgesetzt, die der Qualität der gelebten täglichen Beziehung zu ihren Kindern gegenüber dem Repräsentieren der Rollen am Muttertag einen höheren Stellenwert beimißt. Hier findet ein anderer Diskurs statt. Sie können darüber hinwegsehen, wenn ein Mitglied der Familie den Muttertag nicht (groß) feiern will,

»weil ich weiß, daß er trotzdem zu mir steht«

(G.L.I., Mutter eines Sohnes und einer Tochter). Oder G.B. (Alleinerzieherin, eine Tochter):

»Wir haben an und für sich so ein Verhältnis, daß das nicht wirklich notwendig ist, daß wir dann zum Muttertag irgend etwas Besonderes hervorkehren.«

Wie viele Kinder auch immer eine Frau hat, am Muttertag ist ihre Rolle als Tochter zentral. So M.F., die drei bereits erwachsene und ein jüngeres Kind hat:

»Also normalerweise ist das so, daß ich zu meiner Mutter nach Wien fahre und meine Kinder kommen zu mir auf's Land. Manchmal bin ich aber dann nicht mehr da, weil ich schon zu meiner Mutter unterwegs bin.«

Oder N.N., Mutter eines 9jährigen Sohnes zum Ablauf des vergangenen Muttertags:

»Mein Sohn ist vor dem Bett g'standen und hat mir einen kleinen Muttertagwunsch gesagt und dann sind wir zu meiner Mutter gefahren. Bei der ist es standardmäßig so, daß sie ganz einfach immer dieses Muttertagsfest ausrichtet.«

Auch wenn die Mutter nicht mehr am Leben ist, wird ihrer an diesen Tag ganz besonders gedacht.

»Also eine Woche vorher richten wir alles her. Da setzt man Blumen und am Muttertag selber, also bevor wir nachmittags einen Ausflug machen, geh ich immer zum Friedhof.« (M.S.)

In vielen Fällen wird dieses Gedenken primär durch die Frauen in der Familie getragen. Nahtlos schlüpfen die Frauen von der Mutterrolle in die Tochterrolle und auch Männer beziehungsweise Väter sind an diesem Tag zumindest für einige Stunden wieder in erster Linie Söhne. Schwierig wird es für diejenigen, die sich zu diesem Anlaß zwischen den Erwartungen entscheiden müssen, die an sie einerseits als Söhne und andererseits als Väter herangetragen wird. Einzelkinder können hier in Bedrängnis geraten. Trotzdem machte

sich in den Interviews deutlich bemerkbar, daß Söhne – unter der Voraussetzung, daß es auch Töchter in der Familie gibt – leichter aus den Muttertagsverpflichtungen entlassen werden:

»Bei Buam ist alles ein bißl anders.« (G.L.I.)

In dieselbe Kerbe schlägt die Erzählung N.G.s, als er sich an die Kindheit erinnert. Der Muttertag war eindeutig die Aufgabe seiner drei Schwestern:

»An Tag vorher san ma hoit Blumen stehlen gangen. Wir warn vier Kinder und d'Mutter allan. Hat ja nix g'habt. Na und am nächsten Tag war genauso a Tag wie jeder andere für uns. Sag ma, meine Schwestern ham scho was g'macht, aber i hab nix bei'trag'n. Für mi war des nie a Ding.«

Muttertage werden, so das möglich ist, in der weiblichen Linie gefeiert und die Mutter-Tochter Linie betont. In nicht wenigen Fällen gehört es zu den Aufgaben der Frauen, ihre Männer auch an ihre Sohnesrolle zu erinnern, sie zum Anruf ihrer Mutter aufzufordern oder als Gastgeberinnen ihrer Schwiegermütter/eltern zu fungieren. Auch für die Männer sind die Rollen an diesem Tag vorgeschrieben. Dem klassisch-bürgerlichen Ehemann und Vaterbild entsprechend überreicht der Mann seiner Frau und Mutter der gemeinsamen Kinder einen Blumenstrauß und/oder hat dafür Sorge zu tragen, daß der Ablauf der Feierlichkeiten gewährleistet ist. Er führt sozusagen im Hintergrund Regie, was im Grunde konkret bedeutet, den Kindern mit einem kleinen finanziellen Zuschuß oder einer Idee für ein Geschenk zur Seite zu stehen.

»Na ja, das sind Kleinigkeiten. Einmal ein neuer Nagellack, der ihm gefallen würde, oder ein frischer Duft oder ein – der Sommer kommt nach dem Muttertag – ein spezielles Sonnenschutzmittel, das ich mir vielleicht sonst nicht gekauft hätte. Aufmerksamkeiten, die ich von den Kindern überreicht bekomme, die er besorgt hat.« so T.F.

Die Zuwendungen, die die Ehefrau erhalten darf, erscheinen jedoch gesellschaftlich genau dosiert, wie um die Frauen/Männerrolle in einer wohldefinierten Balance zu halten. Dazu eine Muttertagsszene, die T.B., eine junge Hausfrau schildert:

»Na ja,« sie lacht,

»bei meinem Mann ist das so: er ist Musiker, spielt auf einer Querflöte. Er spielt mir dann meistens ein Ständchen mit Hintergrundmusik von der CD und ja, das gefällt mir sehr gut. Was mir besonders daran gefällt, ist: er nimmt sich die Zeit, um für mich etwas Schönes zu tun. Manchmal wird er sogar belächelt, von anderen. Mein Mann würde das zum Beispiel bei seinen Kollegen nicht erzählen, daß er mir das macht. Denn das wird dann gleich wieder anders ausgelegt.«

Wenn es im Hintergrund am Muttertag auch um Söhne- und Männer-

rollen geht, so kommen doch primär die Beziehungsebenen von Männern und Frauen zur Sprache. Die Eltern nannten sich nie beim Vornamen, erinnert sich zum Beispiel L.C.:

»Ich find das bezeichnend. Das war ›der Papa‹ und sie war ›die Mama‹. Das war schon ein bissi seine Mama und er ein bissi ihr Papa. Das hab ich als Kind natürlich nicht g'wußt. Sondern erst nachher.«

Als ihr eigener Mann ihr später zum Muttertag Geschenke machte, ließ diese schmeichelnde Geste in ihr nicht zufällig den Verdacht hochsteigen, daß er die Mutterrolle auch auf ihn ausgedehnt haben wollte. Bewußt schaute sie darauf, daß sie diese Geste am Vatertag nicht erwiderte:

»Ich geb zu, daß er von mir nicht so großartige Geschenke gekriegt hat, sondern nur die Geschenke von seiner Tochter, aber dafür hab ich g'schaut, daß es liebe, kreative Geschenke sind. Er war der Papa von unserer Tochter von meiner Seite her.«

In diesem Kontext ist es interessant anzumerken, daß in den wenigsten Familien der Vatertag überhaupt ein Thema ist. Dem hohen Wert, der dem Muttertag zugestanden wird, – Erinnerungen, die viel Stunden Gesprächsstoff ergeben – , steht eine dürre Antwort auf die Frage:

»Und den Vatertag, feiern Sie den auch?«

Gegenüber:

»Nein, eigentlich nicht. Das ist bei uns nicht Tradition.«

### **Die Immer-Gebende oder die Möglichkeiten-Eröffnende? Das Mutterbild in Veränderung**

Weitere Beziehungsebenen eröffnen sich auch bei den Reflexionen über Mutterbilder. Hatte das am Muttertag propagierte Bild je etwas damit gemeinsam, wie die eigene Mutter erlebt wurde, und wie sehen sich die Frauen als Mütter selbst? Befragt danach, wie die eigene Mutter wahrgenommen wurde, werden zunächst verschiedene Perspektiven unterscheidbar: die bereits beschriebene Sicht des kleinen Kindes, die sich im Laufe der Zeit in die einer jungen Frau und vielleicht auch späteren Mutter wandelt. Es sind sehr persönliche und in diesem Sinne nicht überprüfbare Eindrücke, die hier zur Sprache kommen. Aufschlußreich allerdings ist, in der Kongruenz mit dem normativen bürgerlichen Mutterbild individuellem Erleben und Spuren eines anderen, neuen Mutterbildes nachzugehen. Dominant springt das Bild der Mütterlichkeit als der Gebenden und Umsorgenden ins Auge, derjenigen, die alles für ihre Kinder tut, immer da ist und den Mittelpunkt der Familie darstellt.

»Ja, die Großmutter war für mich als Kind schon der Inbegriff

der Mütterlichkeit. Sie hat einem das Gefühl der Geborgenheit gegeben. Und auch meine Mutter hat sich bei ihr geborgen gefühlt. Sie war das Zentrum unserer Familie, einer kleinen Zimmer-Küche-Wohnung. Was sich da alles an Familienfesten abgespielt hat, mit selbstgebackenen Strudeln und Kuchen und Krapfen, das war umwerfend. Also man war bei ihr wirklich zu Hause.« (G.F.S.)

Oder M.G.C.:

»Also meine Mutter war sicher eine gute Mutter, vor allem so lang die Kinder klein waren: die alles g'macht hat, die sich gekümmert hat, die immer da war und wo man auch die kleinen Freiheiten g'habt hat. Sie war alles! Sie war die Familie.«

Dieses Bild sitzt so tief verankert, daß es mitunter auch dann aufrecht erhalten wird, wenn Frauen aufgrund ihrer Berufstätigkeit nur wenig für ihre Kinder dasein konnten und Kindermädchen beziehungsweise Ganztagschulen einen Großteil der Betreuung übernommen hatten. Bislang aber kehren sich anhand kleiner Geschichten die Attribute der »guten Mutter« auch in ihr Gegenteil: zum Beispiel, wenn das Gebende zu einer Haltung wird, die sich nicht mehr an den Bedürfnissen der Beschenkten orientiert, also in diesen die Pflicht erwächst, nehmen zu müssen, ohne es eigentlich zu wollen. Im Zusammenhang mit dem Muttertag sind gesellschaftlich negativ konnotierte, kritische Schattierungen des Frauenbildes vielfach mehr schemenhaft denn manifest erkennbar: vorsichtig wird von der strengen Mutter erzählt, vom Streß der Berufstätigen, davon, wie sehr in erster Linie die Bedürfnisse des Vaters bei der Mutter im Vordergrund standen... Im Zusammenhang mit dem Muttertag wird selbst leise Kritik relativiert. O.F.:

»Meine Mutter is ma auch am Nerv gengan.

Aber sie hat es ja gut gemeint...«

Erst in der jüngeren Generation, der nun knapp über 20jährigen, wird von der eigenen Mutter in einer Sprache der gegenseitigen Beziehung gesprochen. Sie verwenden eine Sprache, die um Nähe wie um das Loslassen kreist, und übersetzen das bisherige »die Mutter war alles« in den Topos vom »Fixpunkt im Leben«. M.K.:

»Ich hab' eine sehr intensive Beziehung zu meiner Mutter und wir stehen uns sehr nahe, obwohl wir uns in letzter Zeit irgendwie auch gelöst haben. Aber sie ist der Fixpunkt in meinem Leben, der immer bleiben wird. Wo ich mich wirklich fallen lassen kann und ich weiß, daß sie mich immer auffangen wird.«

Das Frauenbild der Mutter zu übernehmen und zu leben, ist Teil einer konservativ tradierten Gesellschaft. Wie sich die gesellschaftlichen Bedingungen in der Zeit des Erinnerungsrahmens der Befragten veränderten, so wurden auch die Wertvorstellungen anders, die

definieren, was in einer Gesellschaft als erstrebenswert gilt oder nicht. Wie Eva Cyba für die Zeit seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges ausführte, durchwanderten die gesellschaftlichen Leitbilder verschiedenste Phasen.<sup>6</sup> Frauen, die einen wichtigen Teil ihrer Sozialisation in der Zeit der Studentenrevolution und der modernen Frauenbewegung in den 1970er Jahren erlebten, legten den Müttern, die versuchten, sie nach ihrem Bild, – dem klassischen Frauenbild – zu modellieren, einen Schranken vor. Das gesellschaftliche wie individuelle Frauenbild erfuhr einen Aufbruch in Richtung Selbstbestimmung und Individualisierung,<sup>7</sup> was viele Mütter mit Verständnislosigkeit verfolgten, ohne in ihrem Sinne regulierend eingreifen zu können. Diese Mutter-Tochterbeziehungen hatten oft harte Proben zu bestehen. In glücklichen, ausgesuchten Fällen wurden sie als Resultat gegenseitigen Bemühens um Verständnis und Toleranz auf einer neu definierten Beziehungsebene weitergeführt. Für alle Beteiligten eine wichtige Erfahrung, wenn im nachhinein schließlich folgendermaßen darüber gesprochen werden kann:

»Wir ham viel g'stritten, denn ich bin genau das Kind g'wordn – hab einem solchen Frauenbild entsprochen –, das bei ihr Entsetzen hervorg'rufen hat: Alleinerzieherin und verschiedene Beziehungspartner. Aber am Punkt gebracht, hab'n wir trotzdem eine gute Beziehung g'habt. Es war eine lebendige Beziehung.« (L.C.)

Bei dieser Frage geht es im Kern einmal mehr darum, Mütter auch als Frauen zu sehen und nicht alle Frauen als Mütter wahrzunehmen. Daß das ein Lernprozeß sein kann, wird nur selten thematisiert. I.C. erzählt davon:

»Ich erinnere mich an eine nette Situation, die für mich damals recht peinlich war. Ich bin so in die erste, zweite Klasse Volksschule gegangen. Neben meinen Großeltern war bei der Muttertagsfeier auch noch meine Tante und ihre Tochter. Diese Tochter war ungefähr so alt wie meine Mutter. Und als es ans große Gratulieren gegangen ist, hab' ich sie miteingeschlossen. Mit der peinlichen Dimension, daß sie gar keine Mutter war. Und das vor was weiß ich wie vielen Leuten. Da ist mir recht bewußt geworden, daß Frau und Mutter nicht das Gleiche ist und so gesehen ist das wahrscheinlich ein wichtiges Ereignis gewesen.«

Sich selbst als Mutter darzustellen und gegen aktuelle Aspekte, die das gesellschaftliche Mutterbilder nunmehr beschreiben, abzugrenzen, fällt mitunter gar schwer. Dazu N.N.: Zunächst gelingt ihr eine Aufzählung all dessen, was sie selbst nicht ist, und damit eine Konfrontation mit den Ansprüchen, denen sich eine Mutter heute gegenüber sieht: Perfektionismus, alles im Griff haben, nicht mehr nur Kinder und Haushalt, sondern auch den Beruf problemlos organisieren, sowie Ordnung, symbolisiert durch die regelmäßige warme Mahlzeit, und so weiter. All diesen Anforderungen setzt N.N. das

6 Eva Cyba, *Modernisierung im Patriarchat? Zur Situation der Frauen in Arbeit, Bildung und privater Sphäre*. In: Reinhard Sieder/Heinz Steiner/Emmerich Tálos (Hg.), *Österreich 1945-1995. Gesellschaft – Politik – Kultur*, Wien 1995.

7 vgl. dazu auch das Interview mit Gertrude Fröhlich-Sandner.

Barometer ihres Mutterseins entgegen: sie spürt, daß das Kind sich wohl fühlt und sie sich mit ihm. Das läßt sich dahingehend interpretieren, daß sich das Bild der Mutter als Gebende und der Kinder als Nehmende verändert und zwar zugunsten eines Mutterdaseins, in dem die Qualität der Beziehung im Mittelpunkt steht. Getragen wird dieser Prozeß von einer Umbewertung, die sich in den Einschätzungen der Mutter widerspiegelt und zwar dann, wenn das Gütige, Sanfte, Aufopfernde Assoziationen von geringem Durchsetzungsvermögen und fehlender Eigenständigkeit hervorruft.

»Nun, sie war schon sanft. Zu sanft vielleicht manchmal. Manchmal hätt' ich mir g'wünscht, sie hätte ein bißchen mehr Rückgrat. Nicht negativ, jetzt. Aber im Positiven hätt' ich g'sagt, mehr die Persönlichkeit hervorstreichen – die eigene.« (N.L.)

Neue Werte wie Stärke und Energiegeladenheit werden bei Selbstbeschreibungen von jüngeren Frauen genannt, die mitten in ihrem Mutterdasein stehen. Es wäre wichtig, so meinen sie, zeigen zu können, daß sie auch ein Mensch mit Bedürfnissen und Gefühlen sind, die die Kinder zu respektieren lernen müssen. Als Mutter auch Mensch sein zu dürfen, wie eine Mutter dreier fast schon erwachsener Söhne ihre Vorstellungen vom Muttersein zusammenfaßte. Das klassische Mutterbild der Hegenden und Pflegenden wird von dieser Generation insofern aufgebrochen, als daß ihre Wahrnehmungen und Ansichten die Perspektive der Entwicklung miteinbeziehen. Aus dieser Sicht empfinden viele Frauen das klassische Mutterbild vielleicht noch für die Baby- und Kleinkind-Phase als stimmig. G.B., Mutter einer 17jährigen Tochter:

»Zu mir als Mutter? – Ja, schon auch pflegend und hegend, aber momentan aktuell ist bei mir in dem Alter mit siebzehn mehr das Abstand-Zulassen und Eigenleben-Zulassen. Das ist halt so für mich beim Muttersein im Moment des Thema. Und sonst, Muttersein heißt für mich, so viel wie nötig da sein, aber mich auch so wenig wie möglich ständig hinter's Kind stellen. Das gilt in jedem Alter, mit fließenden Übergängen und in jedem Alter unterschiedlich. Dem Kind Möglichkeiten eröffnen.«

Ähnlich akzentuiert auch C.M., Mutter von 3 Söhnen im Alter zwischen 13 und 19, ihre Gedanken zum Mutterbild. Von dem der lieben und sanften fühlt sie sich absolut nicht angesprochen.

»Aber Mutterschaft beschäftigt mich natürlich schon. Für mich ist das die Auseinandersetzung mit Heranwachsenden. Wie gehen sie mit mir als Mutter um oder was für ein Bild vermittele ich ihnen als Frau. Mit drei Söhnen ist mir das schon etwas sehr Bewußtes. Es steht aber nicht in irgendwelcher Verbindung zum Muttertag. Dieses liebe, sanfte Bild, ist nicht das erste, was mir zum Mutterbild einfällt, sondern die ständige Auseinandersetzung mit dem Thema, das fällt mir ein.«

**»Ohne diesen Kitsch wäre die Auseinandersetzung  
mit der Frau als Mutter eine interessante...«  
Zur Sinnhaftigkeit des Muttertags und  
über die Träume, ihn zu feiern**

Gefeiert wird der Muttertag vielfach,

»weil er am Kalender steht.« »Irgendwie kann man dem Ganzen nicht aus.« »Des g'hört g'feiert, soll man feiern. Hama immer g'feiert.«

So ein paar Stimmen auf die Frage, warum denn eigentlich der Muttertag gefeiert wird. Bei allen mehr oder weniger ambivalenten Gefühlen, die vor allem bei der mittleren Generation, die sich nicht so sehr den bürgerlichen Traditionen verschrieben sehen will, aufkommen, wird auch offensichtlich, daß im Feiern einfach sehr viel Freude enthalten ist. EO formuliert es anders herum:

»Das bringt immer Freude und was Freude bringt, das feiert man gern.«

Bei aller berechtigten Kritik an der Verkommerzialisierung dieses Tages – dem Sinn des Muttertages aus der Perspektive der Wirtschaft –, aller Beteuerung, daß er nur einem von klein auf eingetrichterten Zwang entspreche, der Tag ja nur für die eigenen Mütter eine Beglückung darstelle und für einen selber eigentlich nicht notwendig wäre, schlagen Gefühle bei der Vorstellung, es gäbe ihn nicht, diesen eigenartig besetzten Muttertag, schlagartig um.

Dazu M.F.:

»An und für sich denke ich mir, man weiß schon als Mutter, was los ist und als Kind weiß man, was einem die Mutter wert ist.«

Wenn es aber einen Muttertag gäbe, an dem niemand etwas sagen würde?

»Das wäre mir wahrscheinlich schon schwer. Vom Kopf her würd' ich mir denken: Na ja, gut. Es ist o.k., aber vom G'fühl her würd' ich mich wahrscheinlich schon kränken.«

Oder A.B.:

»Manchmal denk ich mir schon, eigentlich ist das unnötig. Aber dann, wenn ich mir so vorstell', die würden vergessen, würd's mich schon kränken. Aber wie ich da reagier', weiß ich nicht.«

Und nach kurzer Überlegung:

»Na beleidigt wär ich. Tät allein feiern.«

Hängen diese widersprüchlichen und doch so verständlichen Reaktionen mit etwas zusammen, das M.S., die SOS-Kinderdorfmutter, als »Schwingung« bezeichnet? Muttertag ist für sie

»ein Wahrgenommen-Werden auf eine ganz spezielle Art und Weise, ein Innehalten und ein Aufmerksam-Werden auf das, was eine Frau für andere Menschen zur Verfügung stellt. Wenn man das mit einem positiven G'fühl begehrt, mit dem G'fühl der Liebe

und der Achtsamkeit oder was auch immer das für jeden einzelnen ist, dann entsteht da eine ganz starke Schwingung. Und die bewirkt etwas. Und deswegen find ich solche Feiertage so wichtig. Diese Verbundenheit an diesem Tag, denk ich, setzt ganz viel positive Energie frei.«

Die ambivalente Haltung gegenüber dem Muttertag legen den Gedanken nahe, daß es sich bei dem von Frauen zugeschriebenen Sinn dieses Festes auch um den fehlenden – nicht unbedingt individuellen, sondern gesellschaftlichen – Respekt vor der Arbeit der Frauen als Mütter handelt, für diese sogenannte »Liebesarbeit«, die ja so lange nicht einmal als Arbeit definiert war.<sup>8</sup> Die hier fehlende Anerkennung wird einmal pro Jahr als »Ehrentag« inszeniert. Da jeder Mensch und also auch jede Mutter für die Anerkennung ihrer Arbeit empfänglich ist, ja sie braucht, kreisen die Argumente zwar einerseits um die Zweifel, welchen Sinn so ein einzelner Tag haben könnte und andererseits aber um das Gefühl, ohne ihn würde doch etwas abgehen. In diesem Spannungsfeld von hoch konnotiertem Mutterbild und fehlender Achtung vor den täglichen Handgriffen der Versorgungsarbeit liest sich das

»persönlich bräuchte ich ihn nicht, aber...«

schon weniger als »weibliche Unschlüssigkeit« denn als Ausdruck divergierender gesellschaftlicher Werteebenen. Wenigstens ein Tag im Jahr, so wird in den Interviews argumentiert, an dem das Muttersein nicht selbstverständlich, sondern ein Thema ist. Nicht unbedingt in dem Sinn, in dem manche Frauen es sich wünschen würden, aber nichtsdestotrotz bietet der Tag gesellschaftlich gesehen einen Rahmen, das Thema »Mutter« in den Mittelpunkt zu stellen.

»Also wenn man den ganzen Kitsch abzieht, ist die Auseinandersetzung mit der Frau als Mutter eine sehr interessante. Das sollte gesellschaftlich sehr wohl reflektiert werden. Diese Auseinandersetzung mit Mutterschaft und sich selber weiterentwickeln und wie geh' ich dann mit meinem Beruf um und was mach ich als Person weiter, ist eine auch gesellschaftspolitisch sehr wichtige und relevante. Das heißt, wenn Muttertag eine andere Art von Vorzeichen hätte, würd' ich das sehr wohl begrüßen.« (C.M.)

Die Sinnhaftigkeit des Muttertags könnte – den Interviews zufolge – zudem darin verborgen liegen, daß jede und jeder ihm einen eigenen Sinn verleihen kann: sei es klassisch, daß eine Bestätigung darin gefunden werden kann, dem Idealbild der Familie zu entsprechen, sei es als Anstoß, der Mutter auch nur einmal im Jahr Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, sei es gesellschaftspolitisch darüber reflektierend, daß Frauen nicht nur Mütter sind. Warum sollte dieser Tag nicht als eigentliches Fest der Kinder angesehen, und eine ganz eigene Variante des Tochter-Muttertags gefeiert werden, wie es L.C. über Jahre bereits getan hat:

<sup>8</sup> vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim, *Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie*, Frankfurt am Main 1992 bzw. *Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, Frauen-Arbeitswelten*, Wien 1993.

»Ich hab das nicht so empfunden, daß nur ich die Feierungswürdige bin, sondern wollte auch meiner Tochter sagen: »Danke, daß es dich gibt und durch dich bin ich ja eigentlich erst Mama g'wordn.«

Wen also kann es dann noch wundern, wenn die Phantasien über einen Traum-Muttertag immer wieder auf das zurückgreifen, was ohnehin stattfindet, im Sinne von

»So wie es ist, oder aber ganz anders.« (B.B.)

Steht bei einigen durch die Hoffnung auf einen Muttertag mit Enkelkindern das Bild der Großfamilie und das Weitertragen einer Tradition im Vordergrund, so geben andere dem Wunsch nach einem besonders genußvollen Tag Ausdruck, indem sie den Phantasien von einer Reise in einem offenen Auto ans Meer freien Lauf lassen. Zumeist sind es nicht materielle Wünsche, sondern Stimmungen und Befindlichkeiten, die als ausschlaggebend für einen geglückten Muttertag genannt werden. Eher ein

»einfach mich vom Kind in den Tag hineinempfangen zu lassen.

Mir schwebt jetzt nicht vor, daß ich sag, ich muß den Muttertag auf einer Hochseejacht verbringen. Also bei Gott nicht. Es soll der Tag einfach passen und rund sein.« (N.N.)

Ein Tag, stimmig für alle Beteiligten. Für einige sollte dazugehören, ein Eckchen des Tages für sich selbst zu behalten, wenn auch mit gewissen Einschränkungen.

»Ja also wirklich Zeit haben für mich – oder für einen meiner Söhne.« (N.L.)

Ungeschminkt verleiht T.B. dem Wunsch Ausdruck, die eigene Befindlichkeit miteinbeziehen zu dürfen:

»Mein Traum-Muttertag? Hmhm. Ja, also mal nicht – wie soll ich das sagen? Nicht dazu bereit sein zu müssen, das alles so aufzunehmen, wie's kommt. Man muß immer darauf eingestellt sein. Ich muß die Geschenke annehmen, ich muß mir das Gedicht anhören, ich muß mich freuen... Also irgendwie wird das schon vorgegeben, das muß alles so sein. Da ist ein gewisser Zwang dahinter und darauf könnt' ich verzichten – eigentlich.«

Wenn er schon gefeiert wird, der Muttertag, dann draußen, in engem Kontakt mit der freien Natur. Das gehört für viele als Wunschbild dazu, und hört sich auf den Punkt gebracht so an:

»Gesundheit und schönes Wetter in Perchtoldsdorf.« (A.B.)

Daß das nicht eine Leerformel ist, daran erinnern die Gedanken von EO, einer Frau, die aus Bulgarien stammt. Bei ihnen würden viele Leute noch ganz nah an der Natur leben, erklärt sie.

»Mutter zu sein, aber nicht im Sinn der Kirche oder einer Institution,« empfindet sie

»als Gefühl, als ein uraltes Gefühl, als Göttin sozusagen.«

Sie lacht.

»Ich finde, das ist der Sinn dieses Feiertages. Nichts Formales. Ein ururales Gefühl, das aus dem Leben von Frauen kommt.«  
Deshalb ist es schön, diesen Tag in der Natur zu verbringen:

»Wir haben solche Feiertage, wo die Frauen draußen am offenen Feuer kochen und die Kinder spielen. Es ist eine Gesellschaft, eine Gemeinschaft, wo alle tanzen, spielen, essen, und alle sich frei fühlen. Wenn Männer dazukommen, müssen sie normalerweise sofort wieder Regeln aufstellen. Aber man muß sich einmal im Jahr frei fühlen – total frei und natürlich fühlen.«

Ein stimmiger Tag also, gefeiert gemeinsam mit anderen Müttern, so auch M.F.:

»Das wäre eigentlich ein schönes Fest. – Nicht so dieses mit schlechtem Gewissen und dem Gefühl, naja, es ist halt Muttertag. Sondern daß mehr Freude und mehr Spaß an der ganzen Sache hochkommt, finden Sie nicht auch?«

Wer immer sich davon inspirieren läßt, könnte das zum Anlaß nehmen, von hier aus den Muttertag weiter zu denken...



## GESCHICHTE EINER DOPPELTEN VERPFLICHTUNG MÜTTER ZWISCHEN ERWERBSTÄTIGKEIT, FAMILIENÖKONOMIE UND PERSÖNLICHEN LEBENS-VORSTELLUNGEN

BIRGIT  
BOLOGNESE-LEUCHTENMÜLLER

Berufstätige Mütter stellen in Österreich heute einen gesellschaftlichen Normalfall dar. Namentlich die Neunzigerjahre haben in dieser Hinsicht noch einen unerwartet starken Schub insofern bewirkt, als speziell die Erwerbsbeteiligung von Frauen mit Kindern unter fünfzehn Jahren überdurchschnittlich stark zugenommen hat.<sup>1</sup> Der Begriff »Normalfall« trägt aber nicht allein den quantitativen Aspekten dieser Entwicklung Rechnung: noch vor etwa drei Jahrzehnten wurde die Erwerbstätigkeit von Müttern (vor allem kleinerer Kinder) äußerst kontroversiell bzw. überwiegend ablehnend diskutiert,<sup>2</sup> eine Haltung, die sich rückblickend nur mehr als – mehr oder weniger bewußt-mentale Verweigerung gegenüber der konkreten gesellschaftlichen Realität auch schon der frühen Siebzigerjahre interpretieren läßt. In dieser Beziehung ist seither ein unverkennbarer Einstellungswandel auszumachen. Laut »International Social Survey (ISSP)« kommt er in der Selbstverständlichkeit zum Ausdruck, mit der in den Industriestaaten von beiden Ehepartnern ihr Beitrag zum Haushaltseinkommen erwartet wird, Österreich liegt dabei in Europa mit einer Zustimmung von 74% der befragten Personen zu dieser Forderung ganz vorn gleich hinter Schweden mit 80%.<sup>3</sup> Was sich also dem Kern nach primär »normalisiert« hat, ist die Meinungsbildung zur Berufstätigkeit von Müttern, die gesellschaftliche Akzeptanz – ihre Erwerbsbeteiligung an sich ist dagegen ja historisch gesehen weder ein neues noch spezifisch »modernes« Phänomen.

Zwischen dieser gestiegenen Akzeptanz bzw. sogar Erwartung einer Erwerbsbeteiligung von Müttern und den Bedingungen, denen sie real unterliegt, läßt sich derzeit allerdings (noch) kein unmittelbarer Wirkungszusammenhang in Richtung merklicher substantieller Verbesserungen der Ausgangslage für Frauen erkennen. Eine nach wie vor sehr einseitige Lastenverteilung in den Familien- und Haushaltsaufgaben und ein eindeutig geschlechtsspezifisch segmentierter Arbeitsmarkt präsentieren sich hier als in dieser Hinsicht gleichsam »logisches« Ergebnis langfristig gewachsener Strukturen. Strukturentwicklungen über einen langen Zeitraum hin sind nachträglich aber nicht mehr ohne weiteres als Resultat eines viel-

1 *Familie – zwischen Anspruch und Alltag. Österreichischer Familienbericht 1999*, hg. v. Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie, Wien 1999, S. 100.

2 Vgl. *Frauenberufstätigkeit. Ergebnisse einer repräsentativen Untersuchung des IFES im Auftrag der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien*, Wien 1972.

3 *Kinderschwind – (na) und...? Wie reagiert unsere Gesellschaft auf die demographischen Entwicklungen?* Tagungsband 1999, zusammengestellt von der Abteilung Frauen-Familie der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien, Wien 1999, S. 54.

096 *Frauen und Mädchen in der Fabrik während des Ersten Weltkrieges, Österreich 1870-1930*

schichtigen Prozesses dezidiert gesellschaftlicher und politischer Willensbildung erkennbar. Sie verschleiern insbesondere die Tatsache, daß der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern, wie sie derzeit besteht, eine Fülle spezifischer Rollen- und Tätigkeitszuweisungen zugrunde liegt, deren Durchsetzung vor allem auf Basis real vorhandener gesellschaftlicher Machtmittel erfolgte. Die Stabilität dieser Arbeitsteilung – und damit die Sicherheit, daß alle vorhandenen Arbeitserfordernisse jederzeit berechenbar abgedeckt werden können – hing und hängt darüber hinaus noch zusätzlich davon ab, in welchem Maß sie jeweils als funktionell und ökonomisch empfunden wurde bzw. wird, – zumindest jedenfalls von jenen, die für ihre Aufrechterhaltung plädier(t)en. Das Zustandekommen dieser geschlechtsspezifischen Teilung von Arbeit und Arbeitsmarkt war und ist demnach auch kein konfliktfreier linearer Prozeß, denn »funktionell« bedeutet in diesem Zusammenhang ja vor allem möglichst geringen organisatorischen, aber auch tunlichst wenig Erklärungsaufwand, »ökonomisch« war und ist im konkreten Fall schlicht mit »kostengünstig« übersetzbar.<sup>4</sup> Nachdem aber genau diese Faktoren aus Sicht der betroffenen Frauen gar keine positiven Effekte darstellen konnten bzw. können – der für sie entfallende Arbeitsanteil ist individuell keineswegs leicht organisierbar und die »Kostengünstigkeit« des etablierten Arbeitssystems geht sogar eindeutig zu ihren Lasten – erhebt sich naheliegend die Frage nach den Gründen für die Persistenz dieses bestenfalls freiwillig zustande gekommenen Arbeitsarrangements.

4 Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, *Der Zwang zur Freiwilligkeit. Zur Ideologisierung der »Frauenerwerbsfrage« durch Politik, Wissenschaft und öffentliche Meinung*. In: Birgit Bolognese-Leuchtenmüller/Michael Mitterauer (Hg.), *Frauen-Arbeitswelten (= Historische Sozialkunde 3)*, Wien 1993, S. 159f.

In dieser Hinsicht bieten sich – wie zu zeigen sein wird – vor allem zwei Erklärungszusammenhänge an: die persönliche Anpassungsbereitschaft bzw. ein Nachgeben gegenüber dem Anpassungsdruck seitens der Frauen muß(te) sich also entweder auf zumindest teilweise Übereinstimmung und Identifikation gründen und /oder sich aus einem Mangel an alternativen Orientierungsmöglichkeiten und gesellschaftlichen Durchsetzungschancen ableiten. In der Frage der Erwerbs- bzw. Berufstätigkeit von Müttern multiplizieren sich jedenfalls verschiedene ideologische Faktoren (Rollenbild, Familienideologie, Arbeitsphilosophie, schicht- und geschlechtsspezifisch definierter Anspruch auf Lebensqualität) gleich mehrfach in ihrer nachhaltigen Wirksamkeit. Erkennbar wird diese Tatsache heute zwar kaum mehr in der Akzeptanzfrage, aber nach wie vor in der Erwartung einer klaren Prioritätenfestlegung zwischen beruflichen und familiären Aufgaben, in den Kriterien einer »passenden« Berufswahl wie in den Maßstäben, die bei der Intensität der Berufsausübung und der Karriereplanung von Frauen angelegt werden.

## Langfristige Trends und Strukturentwicklung der Frauenerwerbstätigkeit

5 Evelyne Sullerot, *Die emanzipierte Sklavin. Geschichte und Soziologie der Frauenerwerbstätigkeit*, Wien/Köln/Graz 1972, S. 101.

6 Alle Daten des Abschnittes zusammengestellt bzw. berechnet aus:

– *Bericht über die soziale Lage, Arbeitsmarkt-Einkommen-Sozialversicherung-Sozialausgaben*, Datenband, hg. v. Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Wien 1996;

– *Bericht über die Situation der Frauen in Österreich. Österreichischer Frauenbericht 1975*, hg. v. Bundeskanzleramt, Wien 1975, Heft 4;

– *Bericht über die Situation der Frauen in Österreich. Österreichischer Frauenbericht 1985*, hg. v. Staatssekretariat für allgemeine Frauenfragen im Bundeskanzleramt, Wien 1985, Heft 3;

– *Bericht über die Situation der Frauen in Österreich. Österreichischer Frauenbericht 1995*, hg. v. Bundesministerium für Frauenangelegenheiten/Bundeskanzleramt, Wien 1995;

– Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, *Bevölkerungsentwicklung und Berufsstruktur, Gesundheits- und Fürsorgewesen in Österreich 1750-1918*, Wien 1978;

– Felix Butschek, *Historische Arbeitsmarktdaten für Österreich*. In: *Österreichische Zeitschrift für Statistik und Informatik (ZSI)*, 17. Jg. (1978), Heft 3, S. 216ff.;

– Harald Hansluwka, *Österreichs Bevölkerung im Spiegel der Volkszählung 1961* (= Die Wirtschaft geht jeden an 54), Wien 1964

– Heimold Helczmanovszki, *Österreichs Bevölkerung im Spiegel der Volkszählung 1971* (= Politische Bildung 15), Wien 1974

Zieht man die letzten etwa hundert Jahre als zeitliche Basis für eine Einschätzung der Erwerbsintensität von Frauen in Österreich heran – also den »säkularen Trend« – so sind bereits auf den ersten Blick zwei besonders auffällige Tatsachen zu registrieren: Österreich liegt erstens mit seinen Werten der Frauenerwerbsbeteiligung zum einen praktisch durchgängig im europäischen Spitzenfeld und zweitens zeichnen sich diese Werte durch ihre absolut überraschende Konstanz über den gesamten Zeitraum hinweg aus.

Der Anteil der Frauen an der Gesamtzahl der Berufstätigen lag mit etwa 41% bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf sehr hohem Niveau (zum Vergleich: Frankreich etwa 38%, Deutschland etwa 34%, Schweden 33%, Schweiz 32%<sup>5</sup>). Dieser Anteil wurde in der Folge nicht einmal in Krisenzeiten (die Volkszählungen 1923 und 1934 gelten zudem noch als einigermaßen problematisch) mit einem Wert um 39% wirklich signifikant unterschritten. Danach ist mit Ausnahme des Zweiten Weltkrieges, während dessen der Frauenanteil auf bis zu 60% stieg, sowie einem Rückgang auf das Niveau der Vorkriegsverhältnisse während der Fünfzigerjahre mit etwa ebenfalls 39% eine sehr gleichmäßige Entwicklung beobachtbar (1961-1981 wiederum etwa 40%, 1981-1991 durchschnittlich 41%, 1991-1996 durchschnittlich 42-43%).<sup>6</sup> Innerhalb dieses langfristigen Vergleichs ist aber zudem noch der Umstand zu berücksichtigen, daß die Durchführungsmodalitäten bei den Zählungen gerade in der Frage des Erwerbsstatus von Frauen einen beachtlichen Ermessensspielraum offenließen. So hing etwa bezeichnenderweise ihre Einstufung als »berufstätig«, »helfendes Familienmitglied« oder »berufslos« weitgehend von der Einschätzung der Erhebungsbeamten bzw. den Angaben der Haushaltsvorstände ab. In Anbetracht der zeitgenössischen Neigung, die Beteiligung von Frauen an der Erwirtschaftung des Betriebs- bzw. Familieneinkommens als ein Indiz für ökonomische Schwäche eher herunterzuspielen, ist also anzunehmen, daß die amtlichen Daten bei Anlegung verbindlicher objektiver Kriterien für die erste Hälfte des Beobachtungszeitraums noch höher hätten ausfallen müssen.

Für noch aussagekräftiger werden heute übereinstimmend jene Erwerbsquoten gehalten, die auf einer Kombination von alters-, geschlechts- und erwerbsspezifischen Merkmalen basieren, also den Anteil der tatsächlich erwerbstätigen an den erwerbsfähigen Frauen zwischen 15 und 60 Jahren ausweisen: im Jahr 1961 lag diese Quote (unter Einschluß der 14jährigen) bei knapp 57%, fiel

dann bis 1971 auf etwa 54% um danach bis 1981 wieder auf 57% anzusteigen. 1985 lag die Erwerbsquote bei über 59%, im Jahr 1991 schon bei 62%, seit 1995 liegt sie nun knapp über 64%. Mit diesem Wert reiht sich Österreich etwa im oberen Mittelfeld unter den Staaten der Europäischen Union ein. Je differenzierter bzw. spezifischer die Erwerbsquote jedoch angegeben wird, desto sichtbarer werden die zugrunde liegenden Trends, konkret: konzentriert sich die Berechnung auf Frauen im Lebensalter von 25 bis 49 Jahren (also auf die beschäftigungsintensivste Phase), so wird die österreichische Frauenerwerbsquote mit 75% derzeit nur von Dänemark, Finnland, Frankreich und Schweden übertroffen.<sup>7</sup>

<sup>7</sup> Österreichischer Familienbericht, a.a.O., S. 100.

Anders als im Falle der Frauenerwerbsrate im Vergleich zur Gesamtzahl aller Berufstätigen (die das Verhältnis zwischen weiblicher und männlicher Erwerbsintensität zu einem bestimmten Zeitpunkt angibt), wäre bei den altersspezifischen Frauenerwerbsquoten ein weiter zurückgreifender Entwicklungsvergleich allerdings mit einem notwendigerweise sehr ins Detail gehenden Interpretationsaufwand verbunden. Zur Veranschaulichung: berechnet man sie etwa auf Basis der Volkszählung des Jahres 1910, so ergibt dies schon für damals eine Frauenerwerbsquote von 60%, somit also eine Erwerbsintensität, die erst in den vergangenen Neunzigerjahren knapp übertroffen wurde. Dazu ist allerdings anzumerken, daß in diesem Fall die erwerbstätigen Personen bereits ab dem 11.(!) Lebensjahr erfaßt wurden, sich mangels vergleichbarer Regelungen des Altersruhestands keine annähernd deutlichen Zäsuren (wie später zwischen 55. und 60. Lebensjahr der Frauen) erkennen lassen und aufgrund der demographischen Struktur die jüngeren Altersgruppen mit besonders hoher Erwerbsbeteiligung von vornherein stärker besetzt waren. Die frappierend ähnliche Erwerbsquote kam somit unter unvergleichbar ungünstigen sozialen Bedingungen einerseits wie andererseits einer deutlich anderen Alterszusammensetzung der Bevölkerung zustande.

### Frühe Weichenstellungen

Welche Berechnungsformen aber auch immer zur Anwendung kommen, sie belegen in jedem Fall, daß die Beteiligung von Frauen an der Erwirtschaftung des Lebensunterhalts bzw. des Familieneinkommens für den jeweils absolut größten Teil der Bevölkerung historisch durchgehend einen selbstverständlichen gesellschaftlichen Sachverhalt darstellte, sofern sie nicht überhaupt von vornherein auf sich selbst gestellt waren. (Mit fortschreitender Industrialisierung bekam diese Beteiligung in Form einer ständig zunehmenden,

8 Vgl. dazu:

- Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, *Vom Zusammenbruch zum Mythos der goldenen Fünfziger Jahre*. In: *Frauen der ersten Stunde 1945-1955*, Wien, München, Zürich 1985, S. 220-234;
- *Die Frauenarbeit in Österreich. Die Wirtschaftszahl* (= Statische Informationen der Handelskammer Niederösterreich 5), Sonderheft 1, Wien 1965;
- *Frauenarbeit und Gewerkschaften*. Rede und Diskussion zur Rede Anna Boscheks auf dem österreichischen Gewerkschafts-Kongreß, mit einem Anhang: *Die Entwicklung der Frauenarbeit in Österreich* von Wilhelmine Moik, Wien 1928;
- Emmy Freundlich, *Die industrielle Arbeit der Frau im Kriege*, Wien 1918;
- Marianne Hainisch, *Frauenarbeit*, Wien 1911;
- *Handbuch der Frauenarbeit in Österreich*, hg. v. d. Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien, Wien 1930;
- Käthe Leichter, *Frauenarbeit und Arbeiterinnenschutz in Österreich*, Wien 1927;
- Käthe Leichter, *So leben wir... 1320 Industriearbeiterinnen berichten über ihr Leben*, Wien 1931;
- Gustav Otruba, *Zur Geschichte der Frauen- und Kinderarbeit im Gewerbe und in den Manufakturen Niederösterreichs*. In: *Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich*, NF 34 (1958-1960), S. 134-179;
- Edith Rigler, *Frauenleitbild und Frauenarbeit in Österreich. Vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg*, Wien 1975;
- Edith Saurer, *Schweißblätter. Gedankenketten zur Frauengeschichte in den Fünfzigerjahren*. In: *Die »wilden« Fünfzigerjahre*, hg. v. Gerhard Jagschitz/Klaus Dieter Mulley, St. Pölten-Wien 1985, S. 42-53;
- Kamilla Theimer, *Frauenarbeit in Österreich*, Wien 1909.

regelmäßigen außerhäuslichen Erwerbsarbeit lediglich neue Qualität.) Im ländlichen wie handwerklich-gewerblichen Bereich gründete sich diese Beteiligung schon aus der Tradition einer hauswirtschaftlich organisierten Produktionsweise. Die für Frauen bis in die Zwischenkriegszeit so eminent bedeutsame Erwerbsform der Heimarbeit war bereits im Manufaktur- und Verlagssystem des 18. Jahrhunderts vorstrukturiert. Was eine Bestandsaufnahme<sup>8</sup> zu Beginn des 20. Jahrhunderts also primär verdeutlicht, ist die Tatsache, daß die Frauenarbeit mit fortschreitender Industrialisierung in Form einer ständig zunehmenden, regelmäßigen außerhäuslichen Erwerbstätigkeit zusätzliche, neue Qualität bekam. Von nicht zu unterschätzendem Gewicht ist zudem noch das breite Spektrum von Gelegenheitsarbeiten bzw. bezahlten Tätigkeiten, die heute dem Bereich der »Schattenwirtschaft« zugeordnet werden, als oft einzig mögliche Einkommensquelle vor allem für Frauen mit kleineren oder mehreren Kindern (also Bedienung, Wäschewaschen, Bügeln, Näharbeiten oder die Versorgung von sogenannten »Kostgängern« bzw. »Kostkindern« etc.). Ein Ausweichen in derartige Verdienstformen scheint bis in die Zwischenkriegszeit einem gleichsam »normalen« Phasenverlauf im Erwerbsleben eines Großteils der Frauen vor allem in den Städten und größeren Industrieorten entsprochen zu haben, sei es zur Überbrückung von Arbeitslosigkeit, sei es, weil sie aus Altersgründen keinen Platz mehr im Fabrikdienst fanden.

Festzuhalten ist, daß jedenfalls nur die wenigsten Frauen gänzlich frei von jeder Erwerbsnotwendigkeit waren, dies traf höchstens auf die Frauen des Bürgertums und des wohlhabenden Gewerbestandes zu, wie etwa auch jene, die in großbäuerlichen Verhältnissen lebten, zumindest nicht körperliche Schwerstarbeit leisten mußten.

Der Langzeitvergleich zeigt, daß die Entwicklung der Erwerbsstruktur während des ganzen 20. Jahrhunderts zuallererst unter dem Paradigma eines fundamentalen Wandels von einer traditionellen Produktions- bis zur heutigen Dienstleistungsgesellschaft zu sehen ist. Konkret sichtbar wird er in einem langfristigen, mehrfachen Umschichtungsprozeß, der einerseits Verschiebungen in der sektoralen Zugehörigkeit der Berufstätigen, zum anderen Veränderungen betreffend die Stellung in den einzelnen Berufsgruppen mit sich brachte.

Bis zur Jahrhundertwende arbeiteten zwischen drei Viertel bis zu zwei Drittel aller berufstätigen Frauen noch in der Land- und Forstwirtschaft; schon ein Vergleich der Volkszählungsergebnisse von 1890 und 1910 zeigt aber eine Steigerung ihres Anteils an den Handels- und Verkehrsberufen um etwa 7%, im öffentlichen Dienst und

in den freien Berufen um etwa 8%. Dieser Trend kam nach dem Ersten Weltkrieg dann voll zum Durchbruch, denn zwischen 1910 und 1923 profitierten Frauen deutlich stärker von den Zuwächsen in den Berufsgruppen mit steigenden Beschäftigungszahlen, also in der Maschinen- und Chemieindustrie, im Handel und Verkehr sowie im Geld- und Kreditwesen. Gleichzeitig waren sie weniger von den Verlusten in Berufen mit sinkender Beschäftigungstendenz betroffen (häusliche Dienste, Metallverarbeitung, Holz- und Papierindustrie) als Männer. Der Strukturwandel in der Zwischenkriegszeit beeinflusste – in paradoxem Widerspruch zu schärfsten Krisenerscheinungen – die längerfristige Erwerbsbeteiligung von Frauen insoweit positiv, als er einen Bedeutungsgewinn jener Berufsbereiche mit sich brachte, die entweder schon länger traditionelle Frauendomänen darstellten (Textilindustrie, Gesundheitswesen, Reinigungs- und Körperpflege, Erziehung, Gast- und Schankgewerbe) oder in die Frauen – durchaus häufig auch mangels alternativer Möglichkeiten – verstärkt Einzug hielten (also Büro- und Kanzleiberufe, niedrige Verwaltungstätigkeiten, Bildungsbereich, Einzelhandel).

Damit war die Grundstruktur der Frauenerwerbstätigkeit bereits tendenziell festgeschrieben und zwar auch hinsichtlich ihrer spezifischen Problemlagen. Der gesamte Dienstleistungsbereich erwies und erweist sich als zumindest gleichermaßen konjunkturabhängig wie der Produktionssektor, im besonderen trifft dies etwa für den Fremdenverkehr sowie die Freizeit- und Unterhaltungseinrichtungen zu. In weiten Bereichen mit überdurchschnittlicher Frauenbeschäftigung existier(t)en zudem unmittelbare Eingriffs- und Lenkungsmöglichkeiten (Verwaltung, Erziehungs-, Bildungs- und Sozialbereich), sie sind also ebenso konjunktur- wie politikabhängig, was sich etwa in der Zeit vor allem zwischen 1925 bis 1938 besonders niederschlug. Bei den Büro- und Handelsberufen wiederum handelt es sich um ausgeprägt kapazitäts- und automatisationsorientierte Erwerbskategorien. Der Zustrom in alle diese mittlerweile bereits stark von Frauen besetzten Berufssparten hält im Prinzip bis heute ungebrochen an, etwas modifizierende Effekte ergeben sich lediglich dadurch, daß landwirtschaftliche Nebenerwerbsbetriebe zunehmend in Form selbständiger Tätigkeit von Frauen geführt werden und in peripheren Regionen Frauen stärker als im österreichweiten Durchschnitt im Produktionssektor beschäftigt sind.

## Konjunkturlagen und Arbeitsmarktpolitik

<sup>9</sup> Rosemarie Dorrer, *Die Situation der Frau im Bundesdienst. Historische Entwicklung und Standortbestimmung* (= Schriftenreihe zur sozialen und beruflichen Stellung der Frau 11), hg. v. Bundesministerium für soziale Verwaltung, Wien 1979, S. 9 ff.

Eine Zeitlang gab es bekanntlich durchaus kontroverielle Diskussionen um die Frage eines nach dem Ersten Weltkrieg angeblich massiv eingetretenen Beschäftigungsabbaues von Frauen. Sie ist aber mittlerweile dahingehend geklärt, daß zwar alle denkmöglichen Druckmittel eingesetzt wurden, um Frauen vom Arbeitsmarkt zu drängen (Erlaß des deutsch-österreichischen Staatsamtes für Soziale Fürsorge im Jahr 1919, wonach die Arbeitsämter möglichst auf eine Rückkehr der Frauen von durch die Kriegsindustrie gebotenen Beschäftigungen in den Haushalt hinwirken sollten; Gesetz betreffend das »Doppelverdienertum« vom Dezember 1933, mit dem Frauen, deren Ehepartner gleichfalls im Bundesdienst standen, zu kündigen waren), derartige Maßnahmen aber entgegengerichtete Effekte letztlich wahrscheinlich sogar noch verstärkten. Bestimmungen wie das 1920 verabschiedete Gesetz zur Arbeitslosenversicherung, das sich de facto vor allem gegen verheiratete Frauen richtete, weil es Personen, die im gemeinsamen Haushalt mit einem erwerbstätigen oder selbst unterstützten Familienmitglied lebten, die eigene Anspruchsberechtigung entzog; die große Zahl arbeitsloser häuslicher Dienstboten nach dem Krieg, das Ende der Produktion von Kriegs- und Rüstungsmaterial, zwei Abbauwellen im öffentlichen Dienst – all dies bewirkte in Verbindung mit ständiger Inflation und schließlich der Weltwirtschaftskrise derart drückende Einkommensverhältnisse, daß sich für einen Großteil der Frauen die Erwerbsnotwendigkeit noch zusätzlich verschärfte. Tatsächlich lag der Anteil der berufstätigen Frauen an der Gesamtbeschäftigungszahl in den Jahren 1910 und 1923 praktisch gleich hoch, erst ab etwa 1925 begann er aufgrund der Kündigungswellen im Produktionssektor zu sinken und bewegte sich in den Dreißigerjahren zwischen 38% und 39%. Das unterstreicht den eingetretenen Strukturwandel aber nur umso deutlicher: denn ausgerechnet im öffentlichen Dienst (in dem ja die unmittelbarsten Eingriffsmöglichkeiten bestanden) stieg z.B. der Beschäftigungsanteil der Frauen zwischen 1910 und 1923 von 20% auf 32%, in der Folge dann bis 1934 auf 34% an.<sup>9</sup>

Insgesamt stellt die Zeit während des Ersten Weltkrieges und dann der Ersten Republik für die erwerbstätigen Frauen in Österreich eine Periode extrem ambivalenter Erfahrungen dar. Auf der einen Seite machten sie auf drastische Weise Bekanntschaft mit der absoluten Beliebigkeit in der Auslegung bzw. Anwendung normativer Rollenbilder je nach gesellschaftlicher Nützlichkeit und arbeitsmarktpolitischer Interessenlage. Im Prinzip stellte schon das Aussetzen bzw. die Wiedereinführung von Arbeitsschutzbestimmungen mit jeweils passender Argumentation (Stichwort »Opferbereit-

schaft« oder »besondere Geschicklichkeit« im Falle der Rüstungsindustrie versus »billige Konkurrenz« gesundheitliche und/oder moralische »Schädigung« unter dem Vorzeichen der »Demobilisierung«) ein absolut zwecktaugliches Instrument zur Steuerung des Arbeitsmarktzuganges in die gewünschte Richtung dar. Auf der anderen Seite rückten Frauen in Berufssparten vor, die ihnen bis dahin verschlossen gewesen waren (Bahndienst und Werkstättenbetrieb der Eisenbahnen, Schaffner- und Zugsführerdienst bei den Städtischen Verkehrsbetrieben, Maschinenbau, Chemische Industrie) aus denen sie sich später nicht mehr oder höchstens vorübergehend wieder verdrängen ließen. Daneben stiegen auch vormed wenig beachtete Berufe wie jene der Krankenschwester oder der Fürsorgerin signifikant im sozialen Ansehen. Die Erfahrung der Massenarbeitslosigkeit – nach Käthe Leichter waren zwei Drittel der Wiener Arbeiterinnen damals zumindest einmal von ihr betroffen<sup>10</sup> – verstärkten den Eindruck der Notwendigkeit eigenständiger Erwerbsmöglichkeiten für Frauen nachhaltiger als etwa die familienideologische Rhetorik des Ständestaates verdecken konnte.

10 Käthe Leichter, *So leben wir...* a.a.O., S. 20 ff.

11 Stefan Bajohr, *Die Hälfte der Fabrik. Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland 1914-1945*, Marburg 1979, S. 277 f.

Wie schon während des Ersten Weltkrieges kam es auch während der Kriegsjahre 1939 bis 1945 zu einem teilweise auch mittels Zwangsmaßnahmen herbeigeführtem Höchststand der Frauenerwerbsbeteiligung und auch in diesem Fall traf die rücksichtslose Beanspruchung der Arbeitskräfte vor allem die Schicht der Arbeiterinnen und kleinen Angestellten. Eine Wochenarbeitszeit von siebenzig und mehr Stunden war vor allem während der letzten beiden Kriegsjahre durchaus üblich,<sup>11</sup> insofern decken sich auch die verständlichen Reaktionen der Frauen nach dem jeweiligen Kriegsende: das Ausscheiden aus den keineswegs freiwillig übernommenen Formen der Schwerstarbeit wurde überwiegend mit Erleichterung erlebt, wozu vor allem auch die Erfahrung einer erzwungen unzureichenden Versorgung der Kinder sowie der eigenen gesundheitlichen Beeinträchtigungen wesentlich beitrugen. Das Arbeitsmarktszenario nach Kriegsende 1945 unterschied sich dann von den Voraussetzungen her grundsätzlich von den ersten Friedensjahren nach dem Ersten Weltkrieg: forcierter Wiederaufbau, Marshall-Plan und weltwirtschaftliche Konjunktur (»Korea-Boom«) begünstigten zunächst eine starke Nachfrage nach Arbeitskräften, die sich für Frauen speziell auch in einer Heranziehung in für sie »untypische« Branchen (vor allem dem Baugewerbe) äußerte. Während der zweiten Hälfte der Fünfziger- und der ersten Hälfte der Sechzigerjahre machten sich allerdings äußerst widersprüchliche Tendenzen bemerkbar. Zunächst reduzierte sich mit abflauender Konjunktur die Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt, um dann ab den Sechzigerjahren wieder konstant zuzunehmen. In dieser Phase verdichtete sich



097 Arbeitspartie im Hüttenwerk Donawitz, Pflastersteinerzeugung, Österreich Jahrhundertwende

098 Eisenbahnbau: Auch hier werden Frauen zu Schwerarbeit eingesetzt

12 Gisela Brandt, Johanna Kootz, Gisela Steppke, *Zur Frauenfrage im Kapitalismus*, Frankfurt a. M. 1973, S. 111-120.

auch die Argumentation, derzufolge sich die Erwerbstätigkeit von Frauen lediglich aus einer vorübergehenden Notwendigkeit rechtfertigen ließe. Mit zunehmender Stabilisierung und Konsolidierung der Wirtschaft, wie sie vor allem in den Sechzigerjahren eingetreten ist, bestimmten familienrestaurative Tendenzen (wie sie von Gewerkschaften, Kirchen und Medien in seltener Übereinstimmung vertreten wurden) das Meinungsklima. Es läßt sich am besten mit zwei charakteristischen Stehsätzen dieser Zeit illustrieren, nämlich »Die Mutter gehört zum Kind« bzw. »Meine Frau hat es nicht notwendig, arbeiten zu gehen«. Auf der anderen Seite versuchten in den Fünfzigerjahren publizierte arbeitsphysiologische und -psychologische Studien die besondere Eignung von Frauen ausgerechnet für die Fließband- und Akkordarbeit zu beweisen.<sup>12</sup> Sie stellten im Prinzip eine Weiterführung der in den Zwanziger- und Dreißigerjahren entwickelten Thesen zur Fabrikarbeit von Frauen dar, die auf Basis zum Teil völlig unbeweisbarer biologischer und charakterlicher Annahmen nicht allein die spezielle Eignung, sondern sogar »Neigung« von Frauen zu angelernten, repetitiven Tätigkeiten in der Industrie behaupteten. Zweifellos entsprachen die Schlußfolgerungen der Untersuchungen während beider Perioden voll dem jeweils gleichzeitig aktuellen Wirtschaftsinteresse.

Die reale Entwicklung ging allerdings ungeachtet aller ideologischen Standpunkte bereits ab den späten Sechzigerjahren in Richtung einer konstanten Zunahme der Frauenerwerbstätigkeit. Vor allem ab den Siebzigerjahren kam es zudem zu einer signifikanten Verstärkung schon länger wirksamer Trends: sie betreffen zum einen die Verschiebungen in der beruflichen Stellung der unselbstständig beschäftigten Frauen, die in einer Verlagerung des Verhältnisses von den Arbeiterinnen zu den Angestellten und Beamtinnen hin zum Ausdruck kommt.

In Hinblick auf die künftigen Perspektiven der Frauenbeschäftigung zeigt die massive Gewichtsverschiebung zwischen dem Agrar-, Pro-

duktions- und Dienstleistungssektor ein völlig eindeutiges Bild.<sup>13</sup> Betrug die Verteilung der gesamten unselbständig Berufstätigen auf diese drei Sektoren 1970 noch 14 : 43 : 43%, so entwickelte sie sich in den nicht ganz drei Jahrzehnten bis 1998 zu einem Verhältnis von 1 : 31 : 68%. Noch ungleich deutlicher als die Verteilung der Gesamtzahl der Berufstätigen gestaltete sich dabei die Aufgliederung der berufstätigen Frauen nach Sektoren, sie stellt sich 1998 in einem Verhältnis von 1 : 17 : 82% dar.

#### VERHÄLTNIS ZWISCHEN ANGESTELLTEN FRAUEN UND ARBEITERINNEN IN PROZENT

	1934	1961	1971	1983	1993
Arbeiterinnen	44,2	35,2	35,8	35,0	32,4
Angestellte u. Beamtinnen	12,8	25,2	37,5	65,0	67,6

#### Mutterschutzidee und Mutterschutzpolitik: Motive und Dynamik heterogener Interessen

13 *Tendenzen im Dienstleistungssektor – Tendenzen zur Frauenbeschäftigung*, hg. v. Bundesministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales, Wien 1999.

14 Eva Ott, *Die Mutterschutzgesetzgebung in Österreich, Hausarbeit aus Geschichte*, Wien 1977, S. 16 ff.

Die Entwicklung des Mutterschutzgedankens in Österreich sowie der Initiativen zu einer gesetzlichen Regelung spezifischer gesundheitlicher Erfordernisse rund um die Geburt eines Kindes folgte, wie kaum eine andere Rechtsmaterie, nahezu spiegelbildlich dem wachsenden gesellschaftlichen Antagonismus im Verlauf des Industrialisierungsprozesses: also zwischen einerseits der Forderung nach sozialer Emanzipation und Humanisierung der Arbeitswelt und andererseits gewinnorientiertem, wirtschafts- und unternehmenspolitischem Kalkül.

Bezeichnenderweise gab es bis zur Gewerbenovelle des Jahres 1885 in Österreich – mit Ausnahme der Verbots der Heranziehung von Frauen und Kindern bei der Bereitung der Zündmasse von Phosphorzündhölzchen zur Eindämmung der gefürchteten Phosphorvergiftung im Jahr 1846 – keinerlei speziell für Frauen konzipierte Arbeitsschutzbestimmungen, somit also auch keinen Mutterschutz. So etwa nahmen, ganz im Gegenteil, das Hofdekret über das Verpflegungsnormale aus dem Jahr 1837 bzw. die Gesindeordnung für Wien aus dem Jahr 1810, die die Arbeitgeber zur Bezahlung etwaiger Spitalsaufenthalte ihrer Dienstnehmer(innen) verpflichtete, alle mit einer Schwangerschaft oder Entbindung eventuell anfallenden Kosten sogar ausdrücklich von dieser Bestimmung aus. Diesem Prinzip folgten auch alle unternehmensmäßig bzw. genossenschaftlich organisierten Krankenkassen.<sup>14</sup>

Noch vor der Beschlußfassung der Gewerbenovelle wurde – als evidenten gesundheitliches Erfordernis weniger umstritten – 1884 das

Gesetz zur Einschränkung der Arbeit von Jugendlichen und Frauen im Bergbau verabschiedet. Es verbot einerseits ihren Arbeitseinsatz untertags und beinhaltete auch den ersten Ansatz eines Wöchnerinenschutzes, indem es eine Arbeitsunterbrechung für allgemein sechs Wochen nach der Geburt und nur bei Vorliegen einer ärztlichen Bescheinigung der Arbeitsfähigkeit bereits ab vier Wochen danach festlegte. Dagegen wurde schon aus den Vorverhandlungen und Entwürfen zur Gewerbeordnung hinlänglich klar, wie sehr arbeitsmarktpolitische Interessen die Entwicklung des Arbeiterinenschutzes dominieren sollten. Sie stellten eher ein Feilschen um Minimalstandards dar und selbst diese sorgten für jahrzehntelange Diskussion, denn die Debatte begann ja bereits Mitte des 19. Jahrhunderts. Aus Rücksicht auf die eventuell eintretende Verminderung der Konkurrenzfähigkeit kleinerer und mittlerer Betriebe wurde der Gültigkeitsbereich schließlich sowohl der Gewerbeordnung als auch des nachfolgenden Krankenversicherungsgesetzes (1888) hinsichtlich des darin tangierten Personenkreises soweit eingengt, daß die darin einzig enthaltene Mutterschutzbestimmung, nämlich die vierwöchige Arbeitspause nach einer Entbindung, schließlich nur noch den in den Fabriken beschäftigten Frauen zugute kam. Davon ausgeschlossen blieb dagegen nach wie vor die große Masse der Frauen in der Landwirtschaft, der Heimarbeiterinnen, der Dienstboten, der weiblichen Beschäftigten des Kleingewerbes, des Gast- und Schankgewerbes, aber beispielsweise auch der Rohrzuckerfabriken. Das Krankenversicherungsgesetz gewährte den versicherten Wöchnerinnen dann zwar auch eine Unterstützung in Höhe von etwa 60-75% des ortsüblichen Frauenlohns während dieser Schutzfrist, dies änderte jedoch nichts am entscheidenden Schwachpunkt des Systems, nämlich dem Fehlen jeglichen Kündigungs- und Entlassungsschutzes vor, während oder nach der Unterbrechung.<sup>15</sup>

15 Käthe Leichter, *Frauenarbeit und Arbeiterinnenschutz*, a.a.O., S. 105 ff.

Mindestens ebenso gravierend war das Fehlen auch nur der bescheidensten Schutzbestimmungen während der Zeit der Schwangerschaft. Vor dem Ersten Weltkrieg gab es diesbezüglich nur eine einzige Ausnahme, nämlich die Verordnungen aus den Jahren 1907/08, die ein Verwendungsverbot für hochschwangere Frauen aussprachen, die im Hochbau, in Steinbrüchen sowie in Lehm-, Sand- und Schottergruben arbeiteten. Im Baugewerbe bzw. in der Ziegelproduktion war es hingegen zu diesem Zeitpunkt noch durchaus üblich, selbst schwangere Frauen Handwagen mit Lasten von zwischen 500 und 800 kg ziehen zu lassen.

Von Seiten jener politischen Gruppierungen, die primär Unternehmerinteressen vertraten (Liberale, Konservative, Großgrundbesitzer etc.) endete die Forderung nach einem durch Gesetze möglichst

ungehemmten, disponiblen Arbeitskräfteeinsatz naheliegend erst an jenem Punkt, von dem ab der unreglementierte Arbeitseinsatz sich in seinen gesundheitlichen Folgen als gefährliche Einbuße an allgemeinem Leistungsvermögen niederschlug bzw. die notwendige Reproduktion der Arbeiterschaft als solche in Frage gestellt war. Zu einem Einschwenken trug mit Sicherheit auch die befürchtete politische Mobilisierung der unteren Sozialschichten bei. An der Gewerbeenquete des Jahres 1883 nahmen so immerhin erstmals auch Vertreter der Arbeiterschaft teil. Differenzierter fielen hingegen jene Positionen aus, die mit dem »erwachenden bürgerlichen Gewissen« umschrieben wurden. Stark bemerkbar machten sie sich beispielsweise in der von sozialdemokratischen und christlich-sozialen Politiker(inne)n 1896 gemeinsam veranstalteten Enquete über die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Wiener Lohnarbeiterinnen, die zu einer umfassenden Dokumentation massivster sozialer Mißstände geriet.<sup>16</sup>

<sup>16</sup> *Die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Wiener Lohnarbeiterinnen*. Ergebnisse und stenographisches Protokoll der Enquete über Frauenarbeit, gehalten vom 1.3.-21.4.1896, Wien 1897.

<sup>17</sup> Käthe Leichter, *Frauenarbeit und Arbeiterinnenschutz*. a.a.O., S. 84 f.

In diesem Licht wenig überraschend zwang erst die Situation während des Ersten Weltkrieges zu weiteren Konzessionen. Mit einer Abänderung des Krankenversicherungsgesetzes wurde die Wöchnerinnenunterstützung von vier auf sechs Wochen ausgedehnt, weiters wurde es den Krankenkassen freigestellt, diese Zahlung auch vor der Entbindung bis zu vier Wochen zu gewähren, dies stellte demnach natürlich eine reine Kann-Bestimmung dar.

Als in sich gespalten und ambivalent nahm sich in Fragen des Arbeiterinnen- sowie des Mutterschutzes aber auch die Einstellung der Gewerkschaften und der Sozialdemokratie aus: zum einen waren namentlich deren Vertreterinnen – auch aus eigener Erfahrung – zutiefst von der existentiellen Notwendigkeit spezifischer Maßnahmen überzeugt, auf der anderen Seite befürchteten sie bei jedem Ansatz einer »Verteuerung« der weiblichen Arbeitskraft einen umgehenden Verlust von Arbeitsmöglichkeiten für Frauen. Ihre Argumentation war daher von Beginn an überwiegend defensiv, wie eine charakteristische Stellungnahme<sup>17</sup> erkennbar macht:

»Bedeutet Maßnahmen zum Schutz der arbeitenden Frauen tatsächlich die Schaffung einer Sonderstellung für Frauen? Mit Recht hat sich die sozialdemokratische und freigewerkschaftliche Arbeiterschaft immer gegen eine Ausdehnung des Arbeiterinnenschutzes auf ein Maß gewendet, das die Einstellung der Frauenarbeit unweigerlich zur Folge hätte, hat sie die notwendigen Schutzmaßnahmen für die Arbeiter ohne Unterschied des Geschlechts verlangt. Aber dort, wo es sich darum handelt, die außerberufliche Mehrarbeit, die der Frau aus ihren Mutter-

schafts- und Hausfrauenfunktionen erwächst, durch Erleichterungen im Beruf zu kompensieren, ihr die Erfüllung dieser gesellschaftlichen Funktionen überhaupt erst zu ermöglichen, handelt es sich nicht um eine ungerechtfertigte Heraushebung der arbeitenden Frauen, sondern nur um das Bestreben, ihre erschwerteren Arbeitsbedingungen denen des Mannes anzugleichen.«

Die Haltung der politisch aktiven Frauen schwankte demzufolge zwischen Kritik an der Unzulänglichkeit der meisten Gesetze, Sorge vor möglicherweise »überzogenen« Forderungen und der Überzeugung, die Masse der politisch noch indifferenten, sich im bloßen Existenzkampf verbrauchenden Frauen zuallererst über ihre Bedürfnisse als Mütter gewinnen zu können. Zu alledem kam noch, daß sich die Einschätzung dessen, was für die Arbeiterschaft ganz generell jeweils erreicht wurde, bis zum Ende der Monarchie zwischen radikaleren und gemäßigten Vertretern in prinzipieller Hinsicht unterschied: der radikaleren Auffassung nach machte sich in der Neigung, Schutzbestimmungen in jedem Fall für einen Fortschritt zu halten, eine Art »Palliativ-Sozialismus« bemerkbar. Verständlich wird diese prinzipielle Skepsis, die sich auch darin äußerte, die erlassenen Schutzbestimmungen für Frauen nicht notwendig für einen echten Gewinn zu halten, durch die durchwegs beobachtbare Tendenz, daß die Sonderregelungen der Gewerbenovelle – wie z.B. das Nachtarbeitsverbot für Frauen zwischen 22 Uhr und 5 Uhr früh oder die Sonntagsruhe – durch zahlreiche Ausnahmeregelungen bzw. arbeitsorganisatorische Maßnahmen wie die Einführung der Schichtarbeit möglichst umgehend kompensiert wurden.

### **Von bevölkerungspolitischen Motiven hin zum Gesundheitsinteresse**

Was das zähe Zustandekommen und die schleppende Umsetzung des Mutterschutzes aus heutiger Sicht kaum begreiflich macht, ist im besonderen die Ungerührtheit, mit der die nachweislich bekannten Auswirkungen der mangelnden Schonung für Mütter wie gleichermaßen Säuglinge und Kinder aus wirtschaftlichen Erwägungen in Kauf genommen wurden. Die spezifisch ungünstigen Resultate der Erhebungen über den Gesundheitszustand der industriell und gewerblich tätigen Bevölkerung waren (zumindest) den offiziellen Kreisen aus der amtlichen Statistik wie der Sanitätsberichtserstattung, aus ärztlichen Hinweisen und speziellen Untersuchungen durchaus bekannt. Aus ihnen ging eindeutig hervor, daß etwa die Totgeburtshäufigkeit bei den in Industrie, Handel und Gewerbe beschäftigten Frauen Wiens etwa doppelt so hoch lag wie bei jenen

- 18 Vgl. dazu: Alois Epstein, *Der soziale und rechtliche Schutz der Schwangerschaft und des ungeborenen Kindes*. – *Ein Beitrag zur Säuglingsfürsorge*, Wien, Leipzig 1917, S. 7
- F.S. Presl, *Die Totgeburten in Österreich während des Decenniums 1876-1885*. In: *Statistische Monatsschrift* 15 (1889), S. 177 ff.
- F.S. Presl, *Die Säuglingssterblichkeit in Österreich*. In: *Statistische Monatsschrift* 29 (= NF.8, 1903), S. 651 ff.

in der Land- und Forstwirtschaft in der Umgebung, die Totgeburtenhäufigkeit der weiblichen Dienstboten wiederum das Doppelte des allgemeinen Durchschnittswertes betrug. Sogar die durchschnittliche Schwangerschaftsdauer war je nach Lebenssituation der Mütter verschieden: bei jenen, die zumindest vor der Geburt »Ruhe hatten«, betrug sie 269 Tage, bei jenen, die bis unmittelbar vor der Entbindung arbeiteten, 247 Tage, also rund drei Wochen weniger. Noch eklatanter machten sich die Arbeitsbedingungen in den Überlebenschancen der Säuglinge bemerkbar: so betrug die Sterblichkeit von Säuglingen, die von ihren Müttern gestillt werden konnten, rund 7%, bei jenen, die aus mangelnden Stillmöglichkeiten künstlich ernährt werden mußten, dagegen 38,6%.<sup>18</sup> Auslösend hierfür waren die gefürchteten Magen-Darm-Katarrhe, die durch den Konsum verdorbener Milch mangels hinreichender Konservierungsmöglichkeiten bedingt waren.

Letztlich waren es dann auch schon früh primär bevölkerungspolitische Intentionen, die eine ausschließlich wirtschaftsgerichtete Arbeitsmarktpolitik noch am ehesten zu konkurrenzieren vermochten. So wenig die selektiv-demographische Wahrnehmung der Gesundheitsprobleme jedoch tatsächlich im Interesse der betroffenen Frauen liegen konnte (es ging dabei ja nicht um ihren eigenständigen Gesundheitsanspruch, sondern um einen möglichst gesunden und ausreichenden Nachwuchs an Arbeitskräften und natürlich um ausreichende Rekrutierungsmöglichkeiten auch der Armee) so häufig floß sie – vor allem in der Zwischenkriegszeit – in die politische Argumentationsstrategie auch der Funktionärinnen der Arbeiterbewegung ein.

Erst in der Zwanzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts kam es zu tiefgreifenderen Reformen der Sozialgesetzgebung, wohl auch aus Angst vor einem Generalaufstand angesichts der Notlage nach dem Krieg. Im Zuge dieses Ausbaues konnten Arbeiterinnen und Angestellte ab 1921 ihre Erwerbstätigkeit (allerdings nur mit Einwilligung des Dienstgebers) bereits ab der sechsten Woche vor einer Entbindung und bis zu sechs Wochen nach der Geburt unterbrechen und während dieser Zeit auch Wochengeld beziehen. Im Jahre 1922 wurden in diese Regelung auch die Heimarbeiterinnen und Dienstboten hinsichtlich des Wöchnerinnenschutzes, nicht allerdings auch des Schwangerenschutzes einbezogen. Im Jahre 1928 wurde dann in Wien das mittlerweile legendäre Gratis-Wäschepaket für Säuglinge eingeführt. Für die in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigten Frauen galten dagegen nach wie vor länderweise völlig uneinheitliche Bestimmungen, von einem völligen Fehlen etwa des Mutter-schutzes für Landarbeiterinnen (Vorarlberg) bis hin zu unterschied-

lichen Unterstützungsmodalitäten. So wie auch schon bei der Anwendung des Krankenversicherungsgesetzes führte aber auch bei dieser ersten ausdrücklichen Mutterschutzgesetzgebung jede Verschlechterung der Wirtschaftslage zu sofortigen Unterlaufungen. Bezeichnenderweise kam es trotz verbal-politischer Beschwörung der Werte von Familie und Mutterschaft während des Ständestaates zu keinerlei Ausweitungen bzw. inhaltlichen Verbesserungen des Mutterschutzes. Konkrete materielle Anreize (Geburtenbeihilfen, Kindertagesheime, Erholungsaktionen für Mütter etc.) wurden überhaupt erst im Nationalsozialismus gesetzt – allerdings lediglich als positive Schiene einer bevölkerungspolitischen Doppelstrategie: auf der anderen Seite stehen die bekannten repressiven Maßnahmen wie die bewußte Unterdrückung von Sexuaufklärung und Kontrazeption, ein rigoroses Abtreibungsverbot, wie schließlich eugenische Zwangsmaßnahmen im Sinne der »Erbgesundheitspflege« und »Rassenhygiene«. Nicht eigens erwähnt werden muß auch, daß das reichsdeutsche Mutterschutzgesetz (in Österreich gültig ab 1940) mit den darin enthaltenen materiell-rechtlichen Verbesserungen – Kündigungsschutz für Schwangere, Wochengeld ab sechs Wochen vor der Geburt, Mindeststillzeiten bei vollem Lohnausgleich, Schutzfristen nach Frühgeburten etc. – natürlich auf Zwangsarbeiterinnen und Nichtarierinnen keine Anwendung fand.

Nach 1945 wurde dieses Gesetz aus der NS-Ära Teil der österreichischen Rechtsordnung bis zu ihrer Neukodifikation in den Fünfzigerjahren. Das österreichische Mutterschutzgesetz des Jahres 1957 brachte neben einigen Verbesserungen – absolutes Arbeitsverbot schon ab der sechsten Woche vor der Entbindung, Mindestschutzfristen von 12 Wochen, für stillende Mütter 14 Wochen, eine Erneuerung des Schutzes werdender und stillender Mütter vor Überstunden, Nacht- und Feiertagsarbeit, Akkord- und Fließbandarbeit – auch die Gleichstellung von in- und ausländischen Arbeitnehmerinnen und vor allem die gegen den heftigsten Widerstand der Arbeitgeberseite beschlossene Einführung eines Karenzurlaubes im Anschluß an die Mutterschutzfrist. Diese Möglichkeit wurde in Form eines unbezahlten Urlaubs zunächst für ein halbes Jahr eingeräumt. Entscheidend erweitert wurde der Mutterschutz aber erst durch die Novellierung 1961, die den obligatorischen Anspruch auf einen einjährigen (analog der Arbeitslosenversicherung) bezahlten Karenzurlaub begründete. Seit 1974 ist das Karenzgeld ein vom früheren Einkommen unabhängiger Pauschalbetrag, der sich für alleinstehende Mütter um jeweils 50% erhöht. Nach Ende der Karenzzeit erhielten alleinstehende Mütter zudem noch Anspruch auf Sondernotstandshilfe.<sup>19</sup> Seit 1990 können auch Väter bis zum Ablauf des zweiten Lebensjahres des Kindes Karenz in Anspruch

19 Rainer Münz, Gerda Neyer, Monika Pelz, *Frauenarbeit, Karenzurlaub und berufliche Wiedereingliederung*. in: Demokratische Informationen 1986, hg. v. Institut für Demographie/Akademie der Wissenschaften, Wien, 1986, S. 73.

20 Irene M. Tazi Preve, Josef Kytir, Gustav Lebhart, Rainer Münz, *Bevölkerung in Österreich. Demographische Trends, politische Rahmenbedingungen, entwicklungspolitische Aspekte*, hg. v. Institut für Demographie/Akademie der Wissenschaften, Wien 1999, S. 54.

nehmen. Durch das Strukturanpassungsgesetz von 1996 wurde die zeitliche Erweiterung des Karenzgeldbezuges zurückgenommen, wenn er nur von einem Elternteil bezogen wird, gilt er bis zur Vollendung des 18. Lebensmonats des Kindes.<sup>20</sup>



099 Alleinerzieherinnen,  
Wien 1987

Als eine der effizientesten Maßnahmen zur Gesundheitsvorsorge erwies sich der 1974 eingeführte Mutter-Kind-Paß. Er dient der Dokumentation der kontinuierlichen Betreuung von Müttern, Säuglingen und Kleinkindern, wobei fünf (kostenlose) Schwangerschafts- und acht Kindesuntersuchungen bis zum Ende des vierten Lebensjahres des Kindes verpflichtend vorgesehen sind. Wie angebracht eine derartige Einführung war, veranschaulicht eine Untersuchung aus dem Jahr 1973 bezüglich der in Zusammenhang mit einer Schwangerschaft absolvierten Arztbesuche. Dabei stellte sich heraus, daß damals rund 10% der befragten Frauen während ihrer letzten Schwangerschaft niemals (!) einen Arzt aufgesucht hatten, 7,2% taten dies lediglich einmal, rund 40% zwei- bis viermal und etwa 43% fünfmal und öfter. Die Totgeborenenrate betrug in diesem Jahr 8,9%, die perinatale Säuglingssterblichkeit (also in der ersten Lebenswoche) 15,9%.<sup>21</sup> Heute spielt die Säuglingssterblichkeit in Österreich kaum noch eine Rolle, sie betrug 1998 4,8% in den ersten 12 Lebensmonaten. Nur in Finnland und Schweden ist diese Rate derzeit noch niedriger (4,0 auf 1.000 Geburten). Damit sank die Säuglingssterblichkeit hierzulande seit den letzten etwa zwanzig Jahren deutlich schneller als im Durchschnitt der heutigen 15 EU-Staaten.<sup>22</sup>

21 *Frauenbericht 1975*, a.a.O., Heft 6 (Die gesundheitliche Situation der Frau), S. 80 ff.

22 *Bevölkerung in Österreich*, a.a.O., S. 72.

23 Edith Zeiner, *Die Fabrikarbeiterinnen in Wien von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, Hausarbeit aus Geschichte*, Wien 1980, S. 30 ff.

### »Vereinbarkeit von Familie und Beruf« – ein Diskussionsthema seit mehr als hundert Jahren

Berücksichtigt man die Tatsache, daß gerade die Frage der Müttererwerbstätigkeit das stets am stärksten polarisierende Thema im familienpolitischen bzw. -ideologischen Diskurs des vergangenen Jahrhunderts darstellte, so müssen die Schwierigkeiten, die sich heute bei einer retrospektiven Einschätzung ihres jeweils realen historischen Umfangs ergeben, natürlich überraschen. Eine konkrete Datenerhebung in dieser Hinsicht war bis vor wenigen Jahrzehnten ganz offensichtlich nicht Gegenstand spezifischen Untersuchungsinteresses. Die dafür in Frage kommenden Volkszählungen konzentrierten sich bis nach dem Zweiten Weltkrieg nur auf die Familienstandsgliederung der erwerbs- bzw. berufstätigen Bevölkerung, d. h. also, sie geben allenfalls Aufschluß über den Erwerbsverlauf bzw. über erwerbsbiographische Besonderheiten bei Frauen. So zeigt sich beispielsweise an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhun-

dert im Falle Wiens eine deutliche Präsenz verheirateter Frauen in der Landwirtschaft (ca. 52 % aller berufstätigen Frauen) in der »Industrie der Steine und Erden« (ca. 53 %), im Bergbau- und Hüttenwesen (41,2 %) und in der Metallverarbeitung (ca. 32 %). Vergleichsweise hoch war auch der Anteil verwitweter Frauen in der Industrie, er reichte von etwa 6-10 % im Schnitt bis zu über 12 % und mehr in bestimmten Branchen (Industrie der Steine und Erden, Textil- und Bekleidungsindustrie zwischen 12 und 13 %, Baugewerbe über 16 %).<sup>23</sup> Es ist davon auszugehen, daß die überwiegende Mehrheit dieser Frauen, aber auch ein Teil der ledigen Arbeiterinnen Kinder hatte, wenn man sich an den sicher vergleichbaren Ergebnissen der deutschen Gewerbeaufsicht orientiert, die für das Jahr 1899 eine 65%-Anteil von erwerbstätigen Frauen mit Kindern ermittelte.<sup>24</sup> Die Quote der verheirateten Frauen in der Industrie (im Schnitt dreißig Prozent aller Frauen) spiegelt den »Normalverlauf« weiblicher Erwerbsbiographien dieser Zeit: Frauen mit Kindern bzw. ab einem Alter von etwa 35 Jahren – von da ab galten Arbeiterinnen als »alt« – wechselten mit der Zeit notgedrungen von der Industrie in andere Beschäftigungsformen, vor allem Beschäftigungsverhältnisse der Heimarbeit.

Exaktere Aufschlüsse sind erst mit der Volkszählung des Jahres 1961 möglich. Unmittelbar mit heute vergleichbar sind allerdings auch diese Angaben nicht, da für 1961 und 1971 nur die Erwerbsquote der verheirateten Mütter mit Kindern unter 14 Jahren unmittelbar ausgewiesen ist, sie betrug 1961 rund 42%, 1971 rund 40% (bezieht man die Quote auf Kinder aller Altersstufen, so erhöht sich der Anteil 1971 auf ca. 44%).<sup>25</sup> Im Jahr 1983 war ungefähr die Hälfte aller Mütter (von den verheirateten waren es rund 46%) berufstätig – oder umgekehrt, hatten fast 55% aller berufstätigen Frauen Kinder.<sup>26</sup> Wie stark die Müttererwerbstätigkeit namentlich in den letzten Jahren zugenommen hat, illustrierten die Erwerbsquoten für die Jahre 1986 (62%), 1991 (62%) und 1997 (69,4%). Bemerkenswert dabei ist vor allem die Verschiebung der Erwerbsintensität in Hinblick auf die abgeschlossene Ausbildungs- und Berufsqualifikation: bei Müttern mit Pflichtschulabschluß sank sie von 72% (1986) auf 58% (1987), bei Müttern mit absolvierter mittlerer Schulbildung stieg sie dagegen von 58 auf 72% und bei jenen mit höherer Schulbildung von 55 auf 72%, bei Müttern mit Hochschulabschluß blieb sie etwa gleich.<sup>27</sup> Das bedeutet somit, daß die Berufstätigkeit von Frauen generell immer stärker auf Dauer angelegt ist und zwar auch bei Vorhandensein von Kindern, mit höherem Ausbildungsniveau aber tendentiell noch stärker zunimmt.

24 Helga Windhager, *Die Kinder- und Frauenarbeit in den Fabriken Österreichs, Hausarbeit aus Geschichte*, Wien 1976, S. 70 f.

25 *Österreichischer Frauenbericht 1975*, a.a.O., Heft 4, S. 119, Tabelle 58.

26 *Österreichischer Frauenbericht 1985*, a.a.O., Heft 8, S. 17.

27 *Österreichischer Familienbericht 1999*, a.a.O., S. 100.

## **Konvergenz der Familienmodelle – Wandel der Ansprüche**

Daß die Entwicklung familiärer Lebensweisen unter den Bedingungen industrieller bzw. in einem Industrialisierungsprozeß begriffener Gesellschaften generell eine starke Tendenz zur Vereinheitlichung aufweist, manifestiert sich am deutlichsten darin, daß es heute kaum mehr soziale Unterschiede hinsichtlich der Einstellung zu Sinn, persönlichem Stellenwert und den »Idealen« familiären Zusammenlebens gibt. Ein homogenes Bild zeigt sich auch bei vorherrschender Familienform und Familiengröße. Diese Vereinheitlichung ist als Resultat mehrfacher historischer Anpassungsvorgänge zu sehen: einen besonders nachhaltigen Effekt übte die Durchsetzung des kleinbürgerlichen Familienleitbildes mit der ihm immanenten Vorstellung von Familie als intimen, emotionalen Binnenraum, mit klar geschlechtsspezifisch definierten Familienrollen und hohem Stellenwert der Kindererziehung als schichtübergreifend gültiges Modell aus. Bereits während der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts wurde die Orientierung an bürgerlichen Wertmustern zum bestimmenden Zug familiärer Wunschvorstellungen der industriellen Unterschichten und zwar umso stärker, je nachteiliger sich die Bedingungen der Lohnarbeit vor allem von Frauen auf die real erlebten Familienverhältnisse auswirkten.

### **Die Gedankenwelt der Arbeiterin**

Die Arbeiterin leidet noch mehr unter ihrer Erziehung als der Arbeiter. Im Durchschnitt wird auch in der Arbeiterfamilie auf die Erziehung der Mädchen weniger Sorgfalt verwendet als auf die der Knaben. Gedankenlos wird da viel gesündigt. Schon die ersten Eindrücke des Mädchens zeigen ihm, daß zwischen den Geschlechtern ein Unterschied ist. Zur Überwachung jüngerer Geschwister wird das Mädchen und nicht der Knabe verwendet. Das gleiche ist im Haushalt der Fall. Gedankenlos betrachtet man es als selbstverständlich, daß ein 13-jähriges Mädchen den Haushalt führt., während sich der gleichaltrige Knabe vergnügen darf. Von dem Mädchen verlangt man Sittsamkeit und ruhiges Betragen, obwohl es sich ebenso gern austoben möchte wie der Knabe. In der Schule wird getrennt unterrichtet. Außer einer Reihe von Religionsstunden wird noch viel Zeit auf die Erlernung von Handarbeiten verwendet, die ihre Bedeutung für das praktische Leben verloren haben. Das Mädchen tritt aus der Schule, ohne auch nur das geringste erlernt zu haben, das es in seinen künftigen Beruf als Arbeiterin einführt. Im Gegenteil: sie fühlt sich als Weib und hofft, daß die Lohnarbeit nur eine vorübergehende

de Episode in ihrem Leben sein werde. Diese Auffassung herrscht allerdings nicht überall. In industriell fortgeschrittenen Städten zeigt das praktische Leben, daß ihr Los nur das der für andere schaffenden Arbeiterin sein kann. Mit dem Eintritt in die Arbeit tritt ihr der männliche Arbeiter nicht als Kollege gegenüber, er sieht in ihr nur das Weib. Welche Reden muß da eine junge Arbeiterin anhören! In diesem Punkt wird in der Erziehung der Knaben viel gesündigt. Es ist dies auch die Ursache einer Erscheinung, die sich in der Arbeiterbewegung beinahe überall zeigt. Die jungen Arbeiterinnen suchen mit Vorliebe Veranstaltungen bürgerlicher Kreise auf. Sie fühlen es nicht, daß man sie dort nur als Spielzeug betrachtet und sich hinter ihrem Rücken über sie lustig macht. Man begegnet ihnen liebenswürdig und das zieht sie an. Die billige, aber dafür umso schlechtere Tagespresse bildet den Lesestoff der jungen Arbeiterinnen und ihr Denken wird davon beeinflußt. Jede wirtschaftliche Erkenntnis ist ihnen fremd und ihr Denken konzentriert sich vorläufig auf das Genießen der Jugend. Sie erwacht erst, wenn sie in die Ehe tritt. Bald hat sie erkannt, daß sie sich von der Lohnarbeit nicht befreien kann und ihr Leben zwischen Fabriks- und Hausarbeit zubringen muß. Die Kinder kommen und der ganze wirtschaftliche Druck lastet auf ihr. Für politische Fragen zeigt die Arbeiterin überhaupt wenig Interesse, aber sie hat Verständnis für alle Fragen, die mit ihrer wirtschaftlichen Lage in nahem Zusammenhang stehen. In wirtschaftlichen Kämpfen ist die Arbeiterin ausdauernder als der Arbeiter und zu jedem Opfer bereit.<sup>28</sup>

<sup>28</sup> Quelle: Franz Pattermann, *Die Gedankenwelt der Arbeiterin*, in: *Der Kampf*, Bd. 2, 1908-1909, S. 135 f.

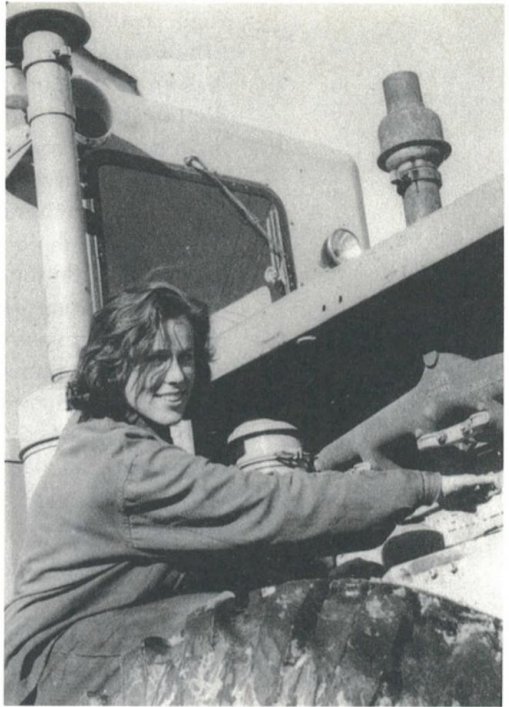
Auf der anderen Seite darf nicht übersehen werden, daß umgekehrt auch für die ökonomisch schwachen Familien des Kleinbürgertums in dem Maß, in dem sich bei ihnen ein gleichermaßen Verdienstzwang für Frauen einstellte, vergleichbare arbeits- und lebensorganisatorische Probleme maßgeblich wurden wie für die Arbeiterschaft. Für die betroffenen Frauen bestanden sie konkret in ihrer doppelten Zuständigkeit für einerseits den notwendigen Beitrag zum Lebensunterhalt der Familie wie andererseits für alle in ihr anfallenden Arbeiten bei gleichzeitig dafür nur sehr bescheiden erübrigbarem Zeitbudget. Schließlich definierte überhaupt erst die Gewerbeordnung 1885 eine zulässige Maximalarbeitsdauer pro Tag mit obligatorisch elf Stunden und das beschränkt lediglich auf die fabrikmäßigen Industrie- und Gewerbeunternehmen. Davon ausgenommen blieben neben der großen Mehrheit der sonstigen kleinen und mittleren Unternehmen aber z. B. auch die Betriebe öffentlicher Körperschaften. Als in der Praxis ähnlich defizient wirksam erwies sich auch die Festlegung des Achtstundentages bzw. der Vierundvierzigstundenwoche (mit dem freien Samstagnachmittag) für Frauen und jugendliche Arbeiter im Jahr 1919. Sie erstreckte sich in

ihrer Gültigkeit nämlich weiterhin nicht auf den großen Bereich des Handels, auf das Gast- und Schankgewerbe, die Kredit- und Bankinstitute, die Hausgehilfinnen und Landarbeiterinnen. Für das nicht fabrikmäßig betriebene Gewerbe galten denkbar großzügige Ausnahmeregelungen. Das bedeutete für die Mehrheit der berufstätigen Frauen konkret, daß sie mindestens zehn bis zwölf Stunden (oft auch länger) außer Haus waren. Unter derartigen Bedingungen war es naheliegend, daß sich spezielle Organisationsformen zur Sicherung zumindest der alltäglichen Grundversorgung in den Haushaltsgemeinschaften entwickelten, in denen ansatzweise das heutige Spektrum subsidiärer Alltagsbewältigung erkennbar ist. Für die Betreuung der (Klein)Kinder kamen vor allem jene (Frauen) in Betracht, die aus Gesundheits- und/oder Altersgründen keinem regelmäßigen außerhäuslichen Erwerb nachgehen konnten, im Regelfall also die Großmütter oder sonstige ältere weibliche Verwandte. Stand ein solcher Personenkreis nicht zur Verfügung, übernahmen »Kostfrauen« oder Nachbarinnen diese Rolle – in dieser Betreuungsform ist unschwer die Wurzel des heutigen Tagesmüttersystems erkennbar. Je reduzierter die Möglichkeiten der individuellen Basisversorgung angesichts einer notwendig extensiven Vermarktung persönlicher Arbeitskapazität ausfielen, desto stärker wurde sukzessive der Trend zu einheitlichen Strategien der Lebensbewältigung: sie äußerten sich zum einen in einer notwendigen Auslagerung bestimmter Reproduktionsleistungen wie etwa der zumindest teilweisen Verköstigung außer Haus (Werks- und Fabrikküchen, »Volksküchen«, Suppenanstalten etc.) oder der außerfamiliären Unterbringung von Kindern in Krippen, Kinderbewahranstalten und Kindergärten, zum anderen aber auch in der Entwicklung spezifischer Standards hinsichtlich eines realistisch praktikierbaren Aufwandes für Haushaltsführung und Kinderpflege. In diesem Zusammenhang darf nicht übersehen werden, daß allen propagierten Idealvorstellungen zum Trotz die volle Einsetzbarkeit der Frauen für die Erwerbsarbeit immer die eigentliche Priorität darstellte. Darin unterschied sich die städtisch-industrielle Bevölkerung auch nur wenig von der Lebensweise der ländlichen: auch im bäuerlichen Milieu hatte (und hat teilweise immer noch) zu Spitzenzeiten des Arbeitsanfalls der Einsatz von Frauen in der Feld- und Stallwirtschaft absolut Vorrang gegenüber allen ihren sonstigen Aufgaben.

Mit dem Stichwort »Aufgabenauslagerung« ergibt sich unmittelbar die Assoziation zur oft zitierten »Funktionsentlastung« der modernen Familie, die im wesentlichen den Prozeß einer Vergesellschaftung ehemals primär innerhalb des Familienverbandes erbrachter Ausbildungs- und Versorgungsleistungen umschreibt. Der Begriff Entlastung deutet in diesem Zusammenhang naturgemäß auf eine



100 Vorratsraum mit Tiefkühltruhe



101 Mechanikerin

101

29 ebenda, S. 11.

30 Réne König, *Soziologie der Familie*. In: *Soziologie*, hg. v. Arnold Gehlen und Helmut Schelsky, Düsseldorf, Köln 1955, S. 143.

bessere Bewältigbarkeit der verbliebenen Aufgabenbereiche hin. Angesichts der realen Erfahrungen wird heute aber übereinstimmend eher von einem fundamentalen Wandel in der Funktionszuschreibung gesprochen, die sich mittlerweile in einer Mischung von materiellen und ideellen Ansprüchen manifestiert. Typisch hierfür ist die Auflistung der Aufgaben, die laut österreichischem Familienbericht 1999 als zentrale Familienleistungen anzusehen sind: »Haushaltsführung, die Erbringung von Gesundheits- und Erholungsleistungen, die Herstellung und Wahrung familialen Zusammenhalts und emotionaler Stabilisierung der Familienmitglieder, Fortpflanzung, Erziehung und Sozialisation der Kinder, Organisation und Koordinierung des familialen Alltags, wechselseitige Hilfe.« In diesem Kontext findet sich auch der Hinweis, daß heute rund 80% aller Hilfe und Pflege für Kranke, Alte und Behinderte von Angehörigen geleistet wird.<sup>29</sup> Auf die Problematik derart heterogener Erwartungen wurde bereits in den Fünfzigerjahren hingewiesen,<sup>30</sup> in denen sich die Tendenz zur ständigen Ausweitung gleichsam »selbstverständlicher« familialer Zuständigkeiten immer deutlicher bemerkbar machte. Zu dieser Zeit zeichnete sich etwa bereits klar ab, daß die zunehmende Ausstattung mit modernen Haushaltsgeräten nicht allein die erwünschte Arbeitserleichterung,

sondern auch rapid steigende Qualitätsansprüche hinsichtlich Ernährungsweise, Hygiene, Wohnatmosphäre etc. bewirken mußte. Was an dieser Entwicklung aber doch einigermaßen überrascht, ist die Tatsache, daß die Standards auch nach Erreichen eines allgemein hohen Niveaus nach oben hin sichtlich offenbleiben: so hat sich der Zeitaufwand für Haushaltsarbeiten bis Mitte der Neunzigerjahre gegenüber den beginnenden 80ern sogar noch deutlich erhöht, sodaß der Schluß nahelegt, daß ein Gutteil der durch Arbeitszeitverkürzungen gewonnenen (Frei)Zeit in diesen Bereich fließt. Als weitere Ursache kommen hier zweifellos auch die zunehmende Wohnungsgröße wie die steigende Anzahl von Zweitwohnsitzen in Frage.<sup>31</sup> Daneben trat in dem Maße, in dem sich arbeitsfreie Zeit zur aktiven Freizeitgestaltung wandelte, auch eine Verlagerung der familiären Aktivitäten in traditionell weiblich definierte Zuständigkeit ein und zieht hier gleichfalls erhöhten Arbeits- und Betreuungsaufwand nach sich. Die nachhaltigste qualitative Veränderung ergab und ergibt sich aber sicher aus der systematischen Verlängerung der Ausbildungszeiten und der Erhöhung der Ausbildungsinvestitionen, die den Verbleib der (längst erwachsenen) Kinder im elterlichen Familienverband zu einer immer längeren Lebensphase ausdehnen: so wuchs der Anteil der als »Kinder« bei ihren Eltern wohnenden 15-19jährigen von 1971 bis 1991 von 86% auf 94%, bei den 20-24jährigen stieg er noch stärker, nämlich von 42% auf 63%, bei den Söhnen lebten 1991 sogar noch 37,5% der 25-29jährigen in ihren Herkunftsfamilien.<sup>32</sup> Diese Entwicklung, die voll dem gesamt-europäischen Trend entspricht, wird den damit immer längerfristig in Anspruch genommenen Leistungen nach bezeichnenderweise unter dem Schlagwort »Hotel Mama« charakterisiert.

31 *Österreichischer Frauenbericht 1995*, a.a.O., S. 39.

32 Josef Kytir, Rainer Münz, *Jugend in Österreich. Fakten – Trends – Prognosen*, hg. v. Institut für Demographie/Akademie der Wissenschaften, Wien 1994, S. 38 f.

33 *Österreichischer Familienbericht 1999*, a.a.O., S. 7.

### Zwei Klassen von Müttern in der Vergangenheit

Wenn heute in der Familienforschung ganz offen konstatiert wird, daß jede Familienrhetorik (also die Diskussion über Familie als Institution und ihre Bewertung letztlich ideologisch ist<sup>33</sup>), so gilt dies in mindesten ebensolchem Maß in Verbindung mit Begriffen wie Mutterschaft, Mutterrolle oder Mütterlichkeit. Im gesellschaftlichen Unterbewußtsein sind sie als anscheinend zweitlose Wertkonstanten etabliert, offensichtlich resultierend aus dem Wunsch, zumindest die konventionellen Attribute der Mutterrolle als von gesellschaftlichen Bedingungen unabhängiges Einstellungs- und Verhaltensmuster sehen zu wollen. Im Zuge der grundsätzlichen Institutionsdebatte des Jahres 1968 wurde die »obligatorische Mutterliebe« so auch gezielt provokant einmal als »letzte heilige Kuh« bezeichnet, die von der generellen Infragestellung traditioneller

Werte verschont geblieben sei.<sup>34</sup> Die Vorstellung eines zeitlos allgemein gültigen Mutterbildes ist ja auch notwendig nur unter Ausblendung der historischen Realität und unter der Annahme einer stets gleichbleibenden Einstellung gegenüber dem Kind aufrechtzuerhalten. Sie übersieht etwa, daß die in den bürgerlich-städtischen Familien während des 19. Jahrhunderts Platz greifende Idealisierung der Mutterrolle, verstärkt durch die ersten Erkenntnisse der Kinderpsychologie, ein von vornherein ausschließlich auf die bürgerliche Ehefrau hin zugeschnittenes, exklusives Modell darstellte. Das propagierte Ideal der ausschließlich für ihre und in ihrer Familie wirkenden Hausfrau und Mutter lag für die Frauen der unteren Schichten außerhalb aller Realisierungsmöglichkeiten, mehr noch, es war ihnen gar nicht zgedacht. Zwar wurde natürlich ständig Klage über die bei ihnen völlig unzureichende Kinderbetreuung und die Vernachlässigung des Haushaltes wie der Hygiene geführt, doch gingen die Forderungen nach Verbesserung in dieser Hinsicht grundsätzlich von der Vorstellung aus, daß sie neben der Erwerbsarbeit zu bewerkstelligen seien. Auch das Verhältnis der Mütter zu ihren Kindern wurde nach den im Bürgertum kultivierten Maßstäben bewertet und führte im Extremfall bis hin zu völlig entstellenden Aussagen führen:

»Ein junges Mädchen wird Mutter im Alter von 15-16 Jahren. Wenn der Endpunkt der Schwangerschaft naht, zögert die Arbeiterin nicht, sich in die Gebäranstalt aufnehmen zu lassen. Sie hat keine besondere Muttersorgen; sie sehnt sich danach, ihre Last loszuwerden, zu dem einzigen Zweck, ihre Freiheit zu genießen und sich neuen Unordnungen hinzugeben. Das Schicksal des Kindes ist das, was sie am wenigsten berührt.«<sup>35</sup>

Die zeitgenössischen Urteile waren in ihrer Mehrheit zwar weniger polemisch und schuldzuweisend, jedoch zuallermeist von weitgehendem Unverständnis für die völlig anders gelagerten Voraussetzungen in den unteren Bevölkerungsschichten geprägt. Harte physische Beanspruchung, kaum reglementierte Arbeitsauslastung, nahezu keine Schonung während der Schwangerschaften, hohe Kindersterblichkeit, medizinische und hygienische Unterversorgung, wenig Zugang zu Kenntnissen der Kinderpflege, Zeitmangel – für den Großteil der Frauen in den bäuerlichen wie den industriellen Unterschichten waren dies die Alltagsbedingungen, unter denen sie ihre Kinder großzogen. Dazu kam noch eine psychologische Komponente von ganz entscheidender Bedeutung: das individuelle Ausmaß an mütterlicher Zuwendung fand in ihrem Fall wenig öffentliche Beachtung und es vermochte die Lebensperspektiven des Kindes in der Regel nicht entscheidend zu beeinflussen bzw. zu verbessern.

34 Artikelserie in: Die Zeit, Nr. 44 und 46, 1968, zit. in Rose-Marie Nave-Herz, *Das Dilemma der Frau in unserer Gesellschaft: Der Anachronismus in den Rollenerwartungen*, Berlin 1972, S. 32 ff.

35 *Die gefährlichen Klassen Wiens. Darstellung ihres Entstehens, ihrer Verbindungen, ihrer Taktik, ihrer Sitten und Gewohnheiten und ihrer Sprache*, Wien 1851, S. 66.

Die Willkürlichkeit, mit der die gesellschaftliche Wichtigkeit von Mutterschaft je nach Arbeitsmarktinteresse und sozialem Stand festgelegt wurde, stand ja immer in paralleler Beziehung zur sozial gleichermaßen selektierenden Sicht der Kinder.<sup>36</sup> Das kam schon darin zum Ausdruck, daß die Heranziehung von Kindern zu oft auch schwerer Arbeit – sobald sie in irgendeiner Form eingesetzt werden konnten – in den nichtbürgerlichen Bevölkerungsschichten ebenso selbstverständlich (notwendig) war, wie jene der Frauen. Wie bei den Erwachsenen, kam es auch in ihrem Fall erst durch die Gewerbeordnung des Jahres 1885 zu einem gewissen Schutz vor ihrer uneingeschränkten Ausnützung als besonders billige Arbeitskräfte. Da sie aber auch dann (mit Ausnahme des Fabriksdienstes) immer noch ab dem 12. Lebensjahr für täglich 10 Stunden zu gewerblicher Arbeit herangezogen werden durften, ergab eine Erhebung unter den Schulleitungen im Jahre 1908, dementsprechend, daß rund 35% der österreichischen Schulkinder einer regelmäßigen beruflichen Beschäftigung nachgingen. Zudem berichtete rund die Hälfte der Schulen, daß die Kinderarbeit selbst im vorschulpflichtigen Alter in ihren Sprengeln durchaus »gebräuchlich« war.<sup>37</sup>

Zweifellos waren sich kritische Ärzte und Pädagogen der sozialen Tragweite der denkbar schlechten Lebensbedingungen für Kinder der Unterschichten ebenso bewußt, wie den politisch aufgeschlossenen, reformorientierten Gesellschaftskreisen die augenscheinliche Unvereinbarkeit von bürgerlichem Familienideal und ökonomischer Situation der Bevölkerungsmehrheit. Da die Erwerbsnotwendigkeit der Mütter außer Frage stand, gleichzeitig die teilweise erschreckenden Versorgungsmängel vor allem bei Kleinkindern aber ein unübersehbares Problem darstellten, erklärt sich schon daraus die zunehmende Neigung, im Falle dieser Kinder (und nur bei ihnen!) ein idealisierendes Bild jener Betreuungsinstanzen zu zeichnen, die eine »ungehinderte« außerhäusliche Beschäftigung der Mütter ermöglichen sollten, also der Krippen, »Kinderbewahrungsanstalten«, Kindergärten etc. In den (bürgerlichen) Vorstellungen einer »funktionierenden« Unterschichtenfamilie nahmen diese Institutionen sehr bald ihren festen Platz ein. Die sogenannten »sozialen Humanitätsanstalten für die Kinder der unteren Volksklassen«<sup>38</sup> stellten im Prinzip eine Fürsorgemaßnahme dar, die allerdings kaum sozial ausgleichend wirkte. Eher im Gegenteil: die in ihnen praktizierte Erziehung trug eher zu einer weiteren Fixierung ihrer schon familiär bedingten ungünstigen sozialen Position bei. So wurde 1872 in der Ergänzung zum Reichsvolksschulgesetz die Aufgabe der Kinderbewahranstalten dahingehend festgelegt, »Kinder der arbeitenden Klassen zur Beaufsichtigung und zweckmäßigen Beschäftigung aufzunehmen, dieselben an Reinlichkeit, Ordnung

36 Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, *Unterversorgung und mangelnde Betreuung der Kleinkinder in den Unterschichtsfamilien als soziales Problem des 19. Jahrhunderts*, in: *Wirtschafts- und sozialhistorische Beiträge. Festschrift für Alfred Hoffmann*, Wien 1979, S. 410-430.

37 Franz Zisek, *Verbreitung und Erscheinungsformen der Kinderarbeit in Österreich*, in: *Gutachten, Berichte und Materialien zu den Verhandlungen des zweiten österreichischen Kinderschutzkongresses in Salzburg 1913*, S. 203 ff.

38 Franz Hügel, *Über die sozialen Humanitätsanstalten für die Kinder der unteren Volksklassen*, Wien 1851.

und gute Sitte zu gewöhnen und ihnen Liebe zur Arbeit einzuflößen«<sup>39</sup> Es wurde demzufolge auch als Erfolg gewertet, daß »Fabriksbesitzer, Gewerbeunternehmer und Großgrundbesitzer« allmählich zu der Überzeugung gelangten, daß durch die Errichtung von Kindergärten, »ihr eigenes Interesse« gesichert werde.

Wesentlich ambivalenter – und teilweise durchaus problematische Positionen beziehend – fielen dagegen die Aussagen seitens der Arbeiter(innen)bewegung, der Sozialdemokratie wie sozialreformatorisch engagierter Kreise aus. Einerseits dominierte die ständig geäußerte Sorge vor einer »völligen Zerrüttung« der Arbeiterfamilien und daraus resultierend die Betonung der Notwendigkeit außerfamiliärer Betreuungseinrichtungen (als Versuch einer »Vergesellschaftung« von individuell nicht erbringbaren Leistungen), andererseits wurde von einer grundsätzlichen Kapitalismuskritik kommend auf die Doppelbödigkeit der gesellschaftlichen Einstellung zu diesem Thema hingewiesen: »Wohlwollende Arbeitgeber interessieren sich mit Vorliebe für die Errichtung solcher Horte und Krippen, die es den Müttern erleichtern keine Mütter zu sein.«<sup>40</sup> Eine Gemeinsamkeit kennzeichnet die unterschiedlichen Meinungen allerdings doch, nämlich der offenbar tiefsitzende Pessimismus hinsichtlich der erwartbaren Betreuungs- und Erziehungsfähigkeiten in den Unterschichtenfamilien. Selbst bei eindeutiger Parteinahme für sie kam es zu letztlich vernichtenden Urteilen, wie etwa bei Otto F. Kanitz, einem Mitbegründer der österreichischen Kinderfreundebewegung: »Die proletarische Familie ist also der denkbar ungünstigste Erziehungsboden. Weder in psychologischer noch in soziologischer Hinsicht vermag sie »neue Menschen« aus den Kindern des Proletariats zu bilden.«<sup>41</sup> Ähnlich wie in der Frage des Arbeiterinnenschutzes bemühte man sich auch hier zu betonen, daß es nicht um die Interessen der betroffenen Mütter ginge, sondern um bevölkerungspolitische, gesamtgesellschaftliche Anliegen. »Wir bedürfen der Krippen, Kindergärten und Schülerhorte, aber nicht bloß für einige Stunden des Tages, sondern für die ganze Zeit, während die Mutter in der Arbeit ist ... Diese Einsicht muß aber herrschend werden, dann wird man sich der Tragweite der Kinderfürsorge völlig bewußt werden und diese Fürsorge an die Spitze aller Wohlfahrtsmaßnahmen stellen. Man wird dies nicht nur tun, um den Müttern zu helfen, sondern vor allem, weil es im Interesse des Staates ist, sich eine tüchtige Nachkommenschaft zu sichern.«<sup>42</sup>

Prägend für das Lebensgefühl wie die Lebenseinstellung der Mehrheit der erwerbstätigen Mütter war somit ihre mehrfache Dequalifikationserfahrung: Als Arbeitskräfte vom Beschäftigungsangebot abhängig, aufgrund des Verdienstdrucks und der meist nur

39 *Geschichte der Kinderbewahranstalten und Kindergärten in Österreich*, hg. v. Verein für Kindergärten in Österreich, Wien 1887, Anhang.

40 Werner Sombart, *Das Proletariat* (= Die Gesellschaft 1, hg. v. Martin Buber) Frankfurt a.M. 1906, S. 42.

41 Otto F. Kanitz, *Das proletarische Kind in der bürgerlichen Gesellschaft*, Neuaufgabe Frankfurt a.M. 1974 (urspr. Erschj. Wien 1925), S. 56.

angelernten Tätigkeiten (in den Fabriken gab es keine Lehrausbildung für Mädchen) in einer von vornherein schwachen innerbetrieblichen Position, gegenüber den Männern unterbezahlt, war für sie aus der schon rein ökonomisch notwendigen Erwerbstätigkeit keinerlei emanzipatorischer Gewinn zu ziehen, sie verbesserte auch ihre innerfamiliäre Stellung kaum. Als Mütter gegenüber den bürgerlichen Frauen immer als unzulänglich hingestellt, ist es im Grunde psychologisch nachvollziehbar, daß die Schuld für die erlebte Misere primär in der erzwungenen Form der Erwerbsarbeit gesucht wurde und viel weniger in der gleichfalls untragbaren familiären Belastung. Diese einseitige Sicht stimmte die Frauen der Unterschichten empfänglicher gegenüber Einflüssen heteronomer (bürgerlicher) Leitbilder, zumal sie sich mit einer sichtbar größeren Lebensqualität von Müttern und Kindern verbanden. Die Orientierung an bürgerlichen Werthaltungen, die Imitation bürgerlicher Lebensweise auch mit bescheidenen Mitteln, konnten sich so zum bestimmenden Faktor ihrer familiären Wunschvorstellungen entwickeln. Naheliegenderweise wurde daher auch die Bedeutung der Erwerbstätigkeit gegenüber jener der Kindererziehung hintangestellt, sobald die Einkommensverhältnisse dies auch nur einigermaßen zuließen. Neben der Konvergenz der Familienmodelle trat damit auch eine allmähliche Angleichung in den Auffassungen von Mutterschaft und deren übereinstimmender Verbindlichkeit ein. Der Prozeß der »Verbürgerlichung« der proletarischen Mütter wurde ganz bewußt durch verschiedenste bildungs- und sozialpolitische Maßnahmen gestützt, von den Näh- und Kochkursen für Arbeiterinnen angefangen bis hin zur Einrichtung von Mutterberatungsstellen und dem Aufbau eines in sich geschlossenen Kinder- und Jugendfürsorgesystems. Aus der letztendlich vollständigen Adaption der Lebensweise an bürgerliche Verhaltensvorgaben ist rückblickend aber nicht auf einen völlig friktionsfreien Vorgang zu schließen: Sie ist viel eher als Ergebnis eines Zusammenwirkens von freiwilliger Anpassung, Protektionismus und sozialer Disziplinierung<sup>43</sup> zu sehen.



102 Ausbildung im Rahmen des Mutterschutzwerkes im Ständestaat

42 Marianne Hainisch, *Die Mütter*, Leipzig, Wien 1913, S. 21.

43 Vgl. Gudrun Wolfgruber, *Zwischen Hilfestellung und sozialer Kontrolle. Jugendfürsorge im Roten Wien, dargestellt am Beispiel der Kindesabnahme*, Wien 1997.

## Familienorientierung und/oder Berufsorientierung?

Wenn eingangs von einer heute grundsätzlich voraussetzbaren gesellschaftlichen Akzeptanz der Frauen- bzw. auch der Müttererwerbstätigkeit gesprochen wurde, so sagt dies natürlich noch nichts über die dafür maßgeblichen Motive, ihr Zustandekommen, vor allem aber noch nichts Näheres darüber aus, worauf sich diese Zustimmung im Eigentlichen bezieht. Daß in hochkomplexen volkswirtschaftlichen Systemen die Beschäftigungsbeteiligung von Frauen schon strukturell nicht wegzudenken ist, stellt heute in dieser Hinsicht nicht mehr den einzigen rationalen Beweggrund dar. Mittlerweile mindestens ebenso relevant ist die weiterhin kalkulierbare Stabilität des derzeit bestehenden Sozial- und Gesundheitssystems. Angesichts der aktuellen demographischen Trends muß sich das gesellschaftspolitische Interesse zwangsläufig darauf richten, den Kreis der Beitragsleistenden vor allem auch in Zukunft so groß wie möglich zu halten.<sup>44</sup>

Akzeptanzfragen richten sich in der Regel aber höchstens zu einem Teil auf rationale Erwägungen, für sie ist im Besonderen auch das Zusammenspiel einer Vielzahl – mitunter durchaus widersprüchlicher – ideologischer Faktoren ausschlaggebend. Erwerbstätigkeit von Müttern stellt ein derartigen Einflüssen gegenüber besonders offenes, sensibles Projektionsfeld dar, da bei ihnen zum Unterschied von Männern, deren Berufs- und Familienrolle sich klar getrennt sehen lassen, die Funktionsgrenzen fließend verlaufen, bzw. sich überhaupt als komplementärer Lebenszusammenhang darstellen. Familie ist für sie nicht einfach mit Privatheit gleichzusetzen, sondern eben auch eigenen Bedingungen unterliegende zweite Arbeitswelt.

So gesehen stellt die Frage einer praktikablen Aufteilung von Zeit und persönlichen Ressourcen auf beide Bereiche nur einen Problemaspekt dar, denn zweifellos haben die primär auf den familiären Zusammenhang hin zugeschnittenen Rollenvorgaben auch die Berufsleitbilder, die Berufspositionen, die Ausbildungs- wie die Aufstiegsmöglichkeiten von Frauen in ihrer Entwicklung bis heute ursächlich bestimmt. Als Motiv für die regelmäßige Erwerbstätigkeit von Müttern tatsächlich unhinterfragt blieb im Grunde immer nur der Verweis auf ihren evident notwendigen Beitrag zum Lebensunterhalt der Familie. Auch die in den Fünfziger- und Sechzigerjahren allmählich eintretende Überzeugung, wonach Mädchen jedenfalls einen Beruf erlernt haben sollten, gründete sich im wesentlichen auf den immer einzukalkulierenden Notfall, also auf eine mögliche Scheidung oder den Ausfall des (Ehe)Partners infolge Krankheit oder Arbeitsplatzverlust etc. Entscheidend für die dann bereitwillige Billigung bzw. sogar Erwartung einer Berufstätigkeit

44 Herbert Tumpel, *Die Rolle der ArbeitnehmerInnenvertretung*, in: *Kinderschwund*, a.a.O., S. 10

Als Kalkulationsbasis für die künftige Finanzierung des Sozialsystems fungieren die demographischen Belastungsquoten, also die jeweilige Anzahl der auf die erwerbsfähige Bevölkerung zwischen 15 und 60 Jahren entfallenden Personen unter 15 und über 60 Jahren. Dieses Verhältnis betrug 1991 100 : 60,6. Vom derzeitigen Trend ausgehend, wird die zukünftige Entwicklung des Verhältnisses wie folgt geschätzt: 2005 100 : 63,4; 2015 100 : 64,1; 2025 100 : 76,9 und 2030 100 : 85,1.

– Alexander Hanika, *Bevölkerungsschätzung 1992 – 2030*, in: *Demographische Informationen 1992/1993*, hg. v. Institut für Demographie/Akademie der Wissenschaften, Wien 1993, S. 133.

45 Elisabeth Pfeil, *Die Frau in Beruf, Familie und Haushalt*, in: *Familie und Gesellschaft. Arbeitstexte für den Unterricht*, Stuttgart 1974, S. 153.

46 Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, *Zwischen Anforderung, Anpassung und Alternativen. Überlegungen zur gegenwärtigen Rollenteilung in der Familie*, in: *Autorinnengruppe Uni Wien, Das ewige Klischee*, Wien 1981, S. 148f.



103 Schaffnerinnen und Schaffner, Jahrhundertwende



104 Telefonvermittlung der Post nach der Jahrhundertwende

ist in diesem Zusammenhang aber jedenfalls der Umstand, daß sich Frauen, die im Falle nicht ausreichenden Familieneinkommens oder einer akuten Notlage gleichsam »einspringen«, dem Idealbild der jederzeit dem Wohle der Familie verpflichteten Mutter entsprechend – also rollenkonform – verhalten. Eine Berufstätigkeit, die hingegen aus dem Wunsch nach finanzieller Unabhängigkeit, aus Neigung und/oder dem Bedürfnis nach außerfamiliären Sozialkontakten aufgenommen wurde, blieb als eindeutig über diesen Rollenhorizont hinausgehend, bis in die jüngste Vergangenheit ein durchwegs ideologisch behandelter Diskussionspunkt, da sich damit zwei unterschiedlich bewertbare Qualitäten weiblicher Berufstätigkeit festmachen ließen: eine positiv anerkannte familienorientierte und eine problematisierte persönlichkeitsbezogene. Bisweilen wurde die Berufstätigkeit der Mütter ja sogar als eine Spielart der »unvollständigen« Familie diskreditiert.<sup>45</sup> Ausgehend von der Annahme dieser beiden Qualitäten hielten selbst Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung demnach eine prinzipielle Entscheidung zwischen Beruf und Kindern für letztlich unvermeidbar, obwohl (oder vielleicht weil) sie mit der Forderung nach Zugang zu qualifizierten Berufsmöglichkeiten für Frauen eben auch diese intrinsische Motivation für ausschlaggebend erachteten. Kritisch besehen kamen sie mit dieser Haltung dem gesellschaftlichen Meinungsklima ebenso entgegen, wie mit der Definition von für Frauen besonders geeigneten Berufszweigen: als solche galten folgerichtig alle, in denen (angeblich) weibliche Eigenschaften idealerweise zu einer Verbesserung des Arbeitsklimas beitragen können bzw. in denen ganz allgemein die Schaffung einer angenehmen Atmosphäre von Bedeutung ist. In Verbindung mit der Frauen zugeschriebenen spezifischen Verlässlichkeit boten sich vor allem die Sekretariats- und Verkaufstätigkeiten als in dieser Hinsicht nahezu »idealer« Einsatzbereich an.<sup>46</sup> Neben diesen genossen damals und genießen auch heute naheliegenderweise jene Formen von Berufstätigkeit volle gesellschaftliche Anerkennung, in denen sich dezidiert »weibliche« – also aufgrund der traditionellen Familienarbeit erworbene Qualifikationen – mit größtmöglichem Dienst an der Allgemeinheit verbinden lassen, also eine Tätigkeit als Krankenschwester, Ärztin, Lehrerin, Fürsorgerin, Kindergärtnerin etc. Allen diesen Breichen gemeinsam ist allerdings ein innerer ideologischer Widerspruch: sie sind zuallermeist nicht annähernd so »familien-freundlich«, wie im Falle der Müttererwerbstätigkeit stets gefordert. Derzeit am deutlichsten erkennbar ist diese Tatsache in der Diskussion um die Öffnungszeiten im Handel oder die Ausweitung von Serviceleistungen im Bereich Fremdenverkehr, Gastronomie, Freizeit- und Unterhaltungseinrichtungen sowie in der sonstigen Dienstleistungsbranche, also überall dort, wo Frauen durchwegs einen besonders hohen Beschäftigtenanteil

47 Robert Wilbrandt, *Die Frau-  
enarbeit. Ein Problem des  
Kapitalismus*, Leipzig 1906,  
S. 43: »Die nächstgrößere  
Zahl der miterwerbenden  
Arbeiterfrauen mag die der  
Heimarbeiterinnen sein,  
deren Erwerb zu Hause ja  
wieder etwas Bestehendes  
hat, aber unter so außer-  
ordentlich gedrückten Löhnen  
leidet, daß in der lang ausge-  
dehnten Arbeitszeit für einen  
jämmerlichen Lohn der Mut-  
terberuf keineswegs zu sei-  
nem Recht kommen kann.«  
– Vgl. auch Friedrich Tanzer,  
Christian Böhm, *Heimarbeit  
in Österreich, Schriftenreihe  
über Arbeit und Arbeitsbezie-  
hungen* 6, Wien 1986.

48 Laut Kindertagesheimstati-  
stik 1991/1992 besucht rund  
ein Drittel aller vorschul-  
pflichtigen Kinder einen Kin-  
dergarten oder eine Krippe,  
d.h. umgekehrt aber, daß fast  
zwei Drittel privat betreut  
werden. Noch aufschlußrei-  
cher sind die Daten aller-  
dings, wenn die Besuchsfre-  
quenz nach einzelnen Alters-  
jahren aufgeschlüsselt wird:  
nur 2,2% aller unter Dreijäh-  
rigen werden in einer Krippe  
oder einem Kindergarten  
betreut, von den Drei- bis  
Vierjährigen sind es 30,7%,  
von den Vier- bis Fünfjäh-  
rigen 66,5% und von den Fünf-  
bis Sechsjährigen 86,6%. Je  
näher also der Schuleintritt  
liegt, desto höher wird die  
Besuchsdichte. Mit dem  
Schuleintritt ändert sich die  
Situation wiederum schlag-  
artig, von den Erstkläßlern  
sind nur mehr ein knappes  
Drittel in einem Hort einge-  
geschrieben, bei den Neun- bis  
Zehnjährigen macht der An-  
teil nur mehr rund 5%, bei  
den Zehn- bis Fünfzehnjähri-  
gen überhaupt nur 1,4% aus.  
– Gerda Neyer, *Institutionelle  
Kinderbetreuung in Öster-  
reich*, in: *Demographische  
Informationen 1992/1993*,  
a.a.O., S. 16 f.

49 *Österreichischer Frauenber-  
icht 1985*, a.a.O., Heft 8, S. 18.

50 *Bevölkerung in Österreich*,  
a.a.O., S. 59.

stellen. In den Vorstellungen über geeignete Strategien zur besseren  
Vereinbarkeit von Familien- und Berufsarbeit ist in den letzten  
Jahrzehnten zweifellos ein nachhaltiger Wandel eingetreten. Vor  
allem entfiel natürlich nach und nach die ursprüngliche Forderung  
an primär die besser ausgebildeten Frauen mit höheren Berufsqua-  
lifikationen, sich für eine der beiden Optionen entscheiden zu sol-  
len. Allerdings gehen auch aktuelle Lösungsansätze in etlicher Hin-  
sicht von offensichtlich bislang noch nicht revidierten Grundan-  
nahmen aus, die letztlich darauf hinauslaufen, daß die Berufstätig-  
keit der Mütter (und bis heute ausschließlich ihre) ihrem Anspruch  
wie dem zeitlichen Ausmaß nach den jeweiligen familiären Erfor-  
dernissen anzupassen sei. Gelegentlich sind sogar die dafür vorge-  
schlagenen Wege mit der historischen Argumentation nahezu ident:  
wenn heute etwa die Vorteile einer »von zu Hause aus« erledigbaren  
bezahlten (Tele)Arbeit für Mütter mit kleineren Kindern hervorge-  
strichen werden, dann erinnert dies zwangsläufig an die frühere  
Propagierung der Heimarbeit als der gegenüber der Fabriksbeschäf-  
tigung viel eher mit Hauhalts- und Mutterpflichten vereinbaren  
Erwerbsform.<sup>47</sup> Daß sie für die Kinder höchstens minimale Verbes-  
serungen, (durch die nur rein physische Anwesenheit der Mütter),  
für die betroffenen Frauen hingegen noch eklatant schlechtere  
Bedingungen hinsichtlich Bezahlung und tatsächlicher Arbeitsdau-  
er mit sich brachte, war als Problem schon vor und während der  
Zwischenkriegszeit bekannt, was offenbar tatsächlich für sie  
sprach, war, daß damit die »Problemlösung« in der individuellen  
und nicht in einer gesellschaftlichen Zuständigkeit lag.

Wenn heute von einer besseren Regelung der Vereinbarkeit die Rede  
ist, so stehen vor allem zwei Aspekte im Vordergrund: zum einen die  
Möglichkeit einer zumindest phasenweisen Teilzeitbeschäftigung,  
zum anderen ein ausreichendes Netz an institutionellen Kinderbe-  
treuungseinrichtungen.<sup>48</sup> Auffallend ist in diesem Zusammenhang,  
daß noch während der Achtzigerjahre das Phänomen Teilzeitarbeit  
von Müttern verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit erregte, da  
auch ihre Verbreitung noch nicht sehr ausgeprägt war (sie betrug  
1983 knapp 20% der Frauenbeschäftigung insgesamt, 1975 lag sie  
zum Vergleich bei etwas über 17%), die Zunahme war also noch  
nicht besonders signifikant.<sup>49</sup> Im Jahr 1998 arbeiteten dagegen  
schon 46% der erwerbstätigen Mütter (oder 27% aller berufstätigen  
Frauen) weniger als dreißig Wochenstunden.<sup>50</sup> Abgesehen davon  
natürlich, daß oft gar keine andere Lösung möglich ist (etwa man-  
gels einspringender Großeltern oder entsprechender institutioneller  
Betreuungsplätze bzw. deren ungünstiger Öffnungszeiten), bleiben  
aber auch im Falle einer tatsächlich völlig freiwilligen Reduktion  
der Arbeitszeiten durchaus Probleme offen: so sind die zwischen  
Frauen und Männern bestehenden Einkommensunterschiede (1999

lagen die durchschnittlichen Brutto-Jahreseinkommen von Frauen rund 37% unter jenen der männlichen Beschäftigten<sup>51</sup>) zu etwa einem Drittel auf die höhere Teilzeitbeschäftigungsquote der Frauen zurückzuführen.<sup>52</sup> Darüber hinaus stellt Teilzeit nicht notwendig eine Lösung an sich dar, sondern abhängig von den Tages- und Wochenzeiten, zu denen sie nachgefragt wird. Zudem zeigt sich auch noch, daß die wegen ihrer familiären Vorteile von den Müttern getroffene Entscheidung für eine Teilzeitregelung häufig durch eine tendentiell noch stärkere Berufsauslastung der Väter wieder egalisiert wird.

Diese Beobachtung stellt im Grunde lediglich einen weiteren Beweis für das eigentliche Kernproblem in der gesamten Frage der Berufstätigkeit von Müttern dar, nämlich ihre bis heute bestehende, ganz überwiegende Zuständigkeit und Hauptverantwortung für den Bereich Hausarbeit und Kindererziehung. Fast 70% der berufstätigen Frauen unter 40 und mehr als 80% der über vierzigjährigen befinden sich derzeit in der Situation, diesen Spagat schaffen zu müssen.<sup>53</sup> Ohne in diesem Rahmen im einzelnen auf die historischen Gründe dieser einseitigen familiären Arbeitsbelastung eingehen zu können, ist aber jedenfalls der Hinweis angebracht, daß die ideologische Selbstverständlichkeit, mit der die Aufrechterhaltung der traditionellen familiären Rollenzuweisung auch im Falle der Berufstätigkeit der Mütter praktiziert wird, sich vor allem darauf gründet, daß Arbeit im privaten Reproduktionsbereich erst in jüngerer Zeit auch tatsächlich als solche im eigentlichen Sinn gilt.<sup>54</sup> In diesem Zusammenhang ist zumindest positiv zu registrieren, daß neuerdings versucht wird, auch ihren volkswirtschaftlichen Wert zu würdigen.<sup>55</sup> So weiß man heute etwa (Stichjahr 1992), daß in Österreich für Haus- und Familienarbeit pro Jahr rund 11 Milliarden – unbezahlte – Arbeitsstunden geleistet werden, 7,7 davon von Frauen. In Geldwert ausgedrückt, wären im Bezahlungsfall dafür wenigstens (Basis Mindeststundenlohn für Haushaltsbeschäftigte) 684 Milliarden Schilling insgesamt – davon rund 480 Milliarden auf Frauen entfallend – aufzuwenden. Tatsache ist, daß sich in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten günstigstenfalls ein Grundmuster tendentieller Partnerschaftlichkeit in der Familie entwickelt hat, indem Männer (vor allem jüngere) zumindest gewisse »assistierende« Tätigkeiten im Haushalt übernehmen, allerdings relativ unabhängig davon, ob und in welchem Ausmaß ihre Partnerinnen erwerbstätig sind. Zweifellos hat sich auch ihr emotionales Engagement für die Kinder und die Intensität der konkreten Beschäftigung mit ihnen im Sinne eines »neuen« Vaterbildes erhöht, doch ist unverkennbar, daß das Hauptgewicht der damit verbundenen Tätigkeiten eindeutig auf den »beziehungsfördernden« liegt (Spielen, Vorlesen, Freizeitunternehmungen), während die »beziehungsnotwendi-

51 Quelle: Arbeitsklima-Index der Arbeiterkammer, zit. in: Kurier v. 27.2.2001, S. 3.

52 *Österreichischer Frauenbericht 1995*, a.a.O., S. 350.

53 Kurier, a.a.O., S. 3.

54 In diesem Zusammenhang sei auf die Bedeutung konservierter Rollenauffassungen der kleinbürgerlich-patriarchalischen Familie des 19. Jahrhunderts hingewiesen, in der die Arbeit der Hausfrau im gesellschaftlichen Bewußtsein erstmals in aller Mühe entkleideter Form zum ideellen und ästhetischen Wert uminterpretiert wurde. – Vgl. dazu Barbara Duden, *Das schöne Eigentum. Zur Herausbildung des bürgerlichen Frauenbildes an der Wende vom 18. und 19. Jahrhundert*, in: *Kursbuch 47*, Berlin 1977, S. 125-140.

55 Erhebung durch das Österreichische Statistische Zentralamt (ÖSTAT, heute Statistik Österreich) zit. in: *Österreichischer Familienbericht 1999*, a.a.O., S. 13.

gen« Arbeiten bei den Müttern bleiben. Wie im Falle der Hausarbeit ist aber auch bei der Kinderbetreuung kein notwendig proportionaler Zusammenhang mit der unmittelbaren Familiensituation – hier konkret mit der Kinderzahl – erkennbar.<sup>56</sup> Generell konnten sich partnerschaftlichere Beziehungsmuster vor allem in den städtischen Mittelschichten etablieren, während in ländlichen Gemeinden allfällige Unterstützung bei Haushalts- und Kinderbetreuungsaufgaben nach wie vor entlang der Achse Großmütter – Mütter – Töchter geleistet wird.

Angesichts dieser Realität und dem gleichzeitigen Fortbestand konventioneller gesellschaftlicher Erwartungen in Hinblick auf eine klar akzentuierte Gewichtung zwischen einerseits Mutter- und andererseits Berufsrolle, kann gar nicht überraschen, daß auch heute noch schon in den Berufswahlprozessen der Mädchen die später eventuell eintretenden Divergenzprobleme antizipiert werden. Die dem Anschein nach daraus – und aus der (zwangsläufig) größeren Bereitschaft von Müttern, die Berufsarbeit zumindest temporär zugunsten der Kinder hintanzustellen – zu schließende durchschnittlich geringere Berufsorientierung von Frauen wird heute allerdings nicht mehr als »Wesensmerkmal« interpretiert. Wenn in repräsentativen Umfragen<sup>57</sup> 83% der Befragten nach wie vor davon überzeugt sind, daß Vorschulkinder unter der Berufstätigkeit ihrer Mütter leiden – auch wenn dies durch Studien<sup>58</sup> längst realistisch zurechtgerückt wurde – es gleichzeitig aber auch 75% für die positiv gesehene Unabhängigkeit der Frauen für wichtig halten, daß sie im Beruf stehen, dann ergibt dies notwendig eine Pattsituation zwischen konfligierenden gleichzeitigen Überzeugungen. Zunehmend häufiger wird daher mittlerweile die Vereinbarkeitsfrage ganz anders gesehen: anzusetzen ist demnach nicht bei einem ausschließlich Frauen abverlangten Balanceakt, sondern bei dem Problem der einseitigen Berufsorientierung von Männern.<sup>59</sup> Die Auffassung, daß vor allem sie sich negativ auf die Familie auswirke, wird übrigens von Österreicher(inne)n in vergleichsweise besonders hohem Maß geteilt.

56 Vgl. dazu: *Österreichischer Frauenbericht 1985*, a.a.O., Heft 1, S. 72 ff., *Frauen in Österreich 1985-1990*, hg. v. Staatssekretariat für allgemeine Frauenfragen, Wien 1990, S. 14 f.

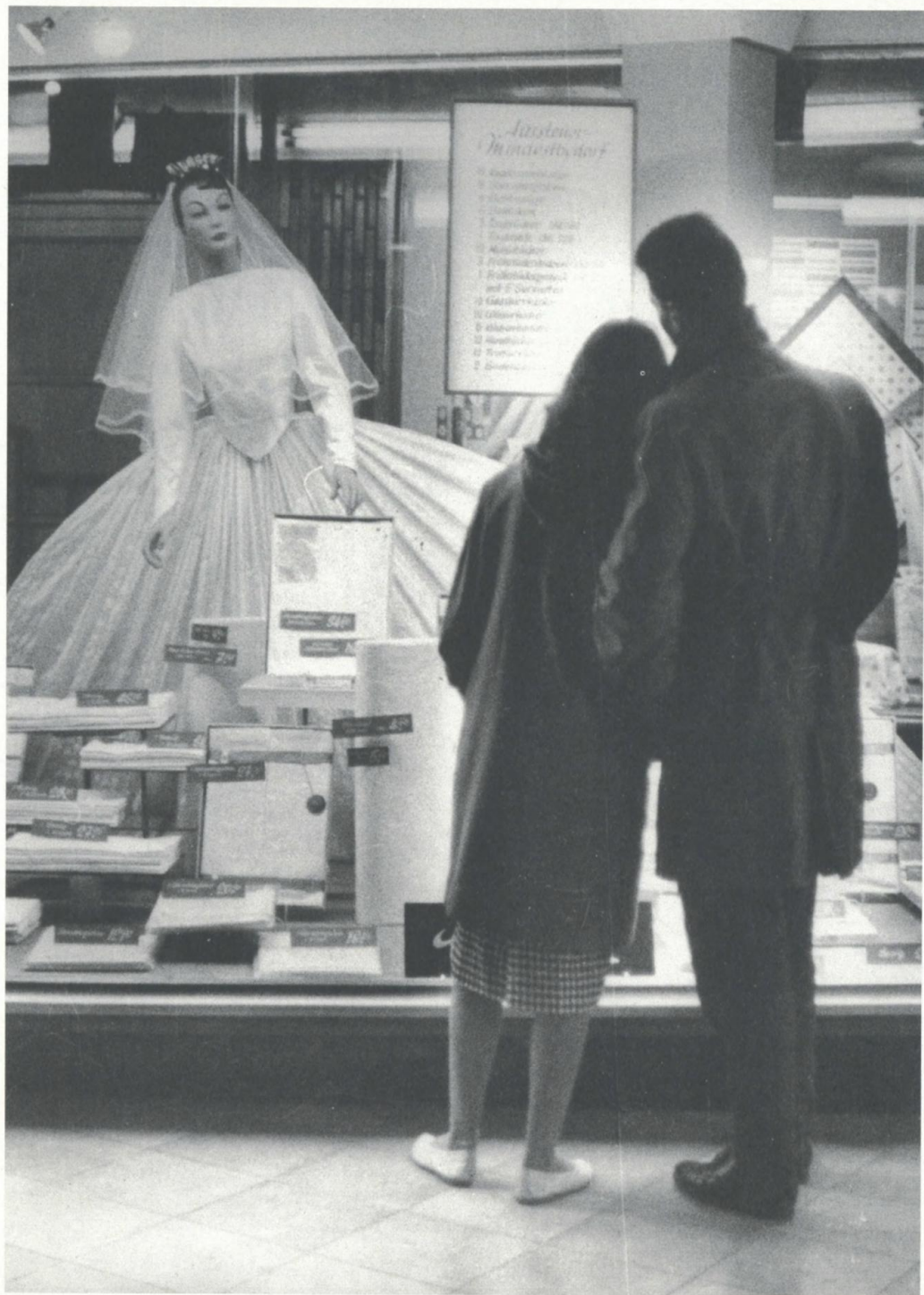
– Inga Findl, Angelika Laburda, Rainer Münz, *Frauenalltag und familiäre Arbeitsteilung*, in: Rainer Münz (Hg.), *Leben mit Kindern. Wunsch und Wirklichkeit*, Wien 1985, S. 129-158.

– *Österreichischer Familienbericht 1999*, a.a.O., S. 43 f.

57 *Europa Value Study (EVS)*, Österreich: Paul Zulehner/Christian Friesl 1990.

58 *Elternberufstätigkeit und Kindesentwicklung. Entwicklungspsychologische Determinanten und Konsequenzen des Frauenerwerbsverhaltens im Arbeitnehmermilieu*. Untersuchungen im Auftrag des Österreichischen Arbeiterkammertages, Wien 1988.

59 *Kinderschwund*, a.a.O., S. 53.



## »WACHSET UND VERMEHRET EUCH«?

### ÜBERLEGUNGEN ZUR FAMILIENPOLITIK DER GEGENWART

MARIA MESNER

Familie ist »privat«: Oder zumindest ist das Familiäre *die* Antithese zum Öffentlichen, ist man geneigt zu glauben, betrachtet man die vielen Gruppenbilder, die zum Muttertag oder an ähnlich symbolbeladenen Terminen aufgenommen werden. Menschen gründen aber ihre Familien nicht nur entlang ihrer persönlichen Bedürfnisse und Wünsche. Staatliche Gesetze legen fest, wie »Familien« zu sein haben, um als solche anerkannt zu werden. Entsprechende gesellschaftliche Normen werden festgelegt, verteidigt, in Frage gestellt, durch Politik (wie durch alle anderen Praktiken auch) bestätigt oder verschoben. Familienpolitik ist ein wesentliches Politikfeld, in dem festgelegt wird, ob ein bestimmtes Verhalten akzeptiert, belohnt, gefördert, bestraft, marginalisiert wird. Hinter spezifischen Gesetzes-Formulierungen in diesem Bereich stehen immer auch – möglicherweise unausgesprochene, nichtsdestotrotz aber identifizierbare – Normen in Bezug auf Geschlechterverhältnisse, entsprechende Rollenzuschreibungen und Hierarchisierungen. Unter diesen Voraussetzungen folgen einige Überlegungen zur gegenwärtigen Familienpolitik.

Familienpolitik als Politikfeld und als Konzept stammt – auf Österreich bezogen – aus den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Damals wurde »Familie« zum Förderungsobjekt staatlicher Politik, und zwar gleichgültig, ob die so geförderte Personengruppe der finanziellen Unterstützung überhaupt bedurfte. Bis dahin waren alle Förderungen auf bedürftige Personengruppen beschränkt, dafür gedacht, die schiere Existenz gefährdende Armut zu lindern. Einzige Ausnahme bildeten die »Ehstandsdarlehen« der Nationalsozialisten. Diese sollten mittels finanzieller Unterstützung zur Steigerung der Geburtenraten führen. Allerdings wurden nur die »richtigen« Geburten belohnt: »Deutsch« mußten die Eltern sein, »arisch« und »erbgesund«. Wer das nicht war, lief ohnehin Gefahr, in die nationalsozialistische Tötungsmaschine zu geraten, etwaigen Nachkommen erging es genauso.

105 1945-1963: Die goldene Zeit des Heiratens und Kinderkriegens

1 Siehe zum Beispiel Paragraph 144 und eine Grazer Ausstellung. In: *Wahrheit*, 1. Juli 1953.

2 Erika Thurner, *Frauen-Nachkriegsleben in Österreich – im Zentrum und in der Provinz*. In:

– Irene Bandhauer-Schöffmann/Ela Hornung (Hg.), *Wiederaufbau weiblich*. Dokumentation der Tagung »Frauen in der österreichischen und deutschen Nachkriegszeit«, Wien–Salzburg 1992, S. 7.



106 »American Way of Life« als Lebensgefühl junger Menschen in den fünfziger Jahren.



107 68. Frauentag, Wien, 1979

In den fünfziger Jahren – seit 1947 regierte die Nachkriegskoalition von ÖVP und SPÖ – kam es zu einer ersten Welle von familienpolitischen Maßnahmen in demokratischen Zeiten: Ab 1950 wurden Kinderbeihilfen (ohne Rücksicht auf die Bedürftigkeit der Eltern) ausbezahlt, die ab 1954 gestaffelt nach Kinderzahl bemessen wurden: Die staatliche Unterstützung war also zum Beispiel für das dritte Kind in einer Geschwisterreihe höher als für das erstgeborene. 1956 wurden einmalige Zahlungen aus Anlaß einer Geburt eingeführt. Es folgten Maßnahmen, die berufstätigen (werdenden) Müttern galten: die Einführung eines Wochengeldes, gesetzlicher Anspruch auf Karenzurlaub mit absolutem Kündigungsschutz, Karenzgeld, wenn das Haushaltseinkommen eine gewisse Höhe nicht überschritt.

Gesellschaftlicher Hintergrund für diese Maßnahmen und ihre politische Legitimierung war ein medial allgegenwärtiger »Geburtenrückgang«, der über alle politischen Grenzen hinweg als »schwerwiegend[s] Problem«<sup>1</sup> wahrgenommen wurde. Finanzielle Unterstützung von »Familien« zur Erhöhung der Geburtenrate war als Antwort auf dieses »Problem« gedacht. Unterstützt werden sollte die Kleinfamilie als Monopolinstanz, was die gesellschaftliche Organisation der Reproduktion anlangt. Davon abweichende Lebensformen kamen – in deutlichem Unterschied zur Zwischenkriegszeit, in der zumindest vereinzelt gesellschaftsverändernde Ansätze innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie vertreten worden waren – nicht mehr in den Blick.<sup>2</sup>

Die zweite Welle familienpolitischer Maßnahmen fällt in die siebziger Jahre und in die Zeit der sozialdemokratischen Alleinregierungen unter Bruno Kreisky als Bundeskanzler. Nach der vor allem quantitativ orientierten Etablierungsphase der Familienpolitik kam es nun auch zu einer Reihe von gesetzlichen Änderungen, die unter dem Titel »Familienrechtsreform« zusammen gefaßt wurden. Die hierarchische Ehenorm wurde durch eine an liberalen Gleichheitsidealen orientierte »partnerschaftliche« ersetzt. Die »Familienrechtsreform« stellte Ehe und Familie als grundlegende Einheit der gesellschaftlichen Organisation nicht in Frage, beseitigte aber eine Gesetzesnorm, die Mitte der siebziger Jahre schon zum Anachronismus geworden war. Sie war daher – ohne ihre Bedeutung dadurch schmälern zu wollen – ein Nachziehverfahren, das die Affirmation schon bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse vollzog.

Mehr als die »Familienrechtsreform« bildete allerdings die quantitative Familienpolitik der siebziger Jahre die »Gegenmelodie« zur – sehr umstrittenen – Verabschiedung der Fristenregelung für den



108 Babyboom.

Schwangerschaftsabbruch: Schulfreifahrten und Gratis-Schulbücher wurden eingeführt. Steuerfreibeträge, die bisher Teil der Kinderförderung gewesen waren und strukturell Besserverdienende begünstigten, wurden in direkte Zahlungen oder Steuerabsetzbeträge umgewandelt. Die Staffelung der Kinderbeihilfen nach Kinderzahl wurde abgeschafft und durch eine Staffelung nach dem Alter des Kindes ersetzt: »Gleich hohe Kinderbeihilfen für jedes Kind«<sup>3</sup> war das Credo der sozialdemokratischen Regierungen der siebziger und achtziger Jahre.

3 Informationsdienst für Redner »Was will das § 144-Volksbegehren?«, (Wien 1975), S. 2.

4 Siehe dazu Münz Rainer, *Soziologische Aspekte der Familienentwicklung und die Instrumente ihrer Beeinflussung*, grund- und integrativwissenschaftliche Habilitationsschrift Univ. Wien 1985.

Neben der Ausweitung und Erhöhung der direkten Transferleistungen sowie den längeren Arbeitsfreistellungen und höheren Zahlungen an berufstätige Mütter, die nun auch unabhängig von der Höhe des Haushaltseinkommens waren, ist für die Maßnahmen der siebziger Jahre folgendes kennzeichnend: Erstens, war ein wesentliches Ziel die Senkung der Säuglingssterblichkeit, die in Österreich im europäischen Vergleich relativ hoch war. Zweitens waren Argumente, daß Österreich überhaupt mehr Kinder brauche, keine Begründung, die in der politischen Öffentlichkeit von Belang gewesen wäre.<sup>4</sup> Das dritte Charakteristikum war die Tatsache, daß erstmals ledige und alleinstehende Mütter eine wesentliche »Zielgruppe«

staatlicher Sozialpolitik wurden: Sie erhielten seit 1974 ein höheres Karenzgeld und hatten bis zum dritten Geburtstag ihres Kindes Anspruch auf eine eigene Zahlung, die Sonder-Notstandshilfe, wenn sie ihr Kind überwiegend selbst betreuten. Ab November 1976 hatten alleinstehende Mütter auch Anrecht auf staatliche Unterhaltsbevorschussung, wenn Alimentenzahlungen von Vätern nicht einreibbar waren.



109 Türkin mit ihrem Kind in Wien, achziger Jahre

5 Sieglinde Rosenberger, *Frauenpolitik in rot-schwarz-rot. Geschlechterverhältnisse als Gegenstand der österreichischen Politik*, Wien 1992, S. 139.

6 Rainer Münz, *Kinder als Last, Kinder aus Lust. Thesen zu Familienbildung und Kinderzahl*. In: *Demographische Informationen 1984*, hg. vom Institut für Demographie, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien 1984, S. 6.

In mancher Hinsicht ist in diesen Maßnahmen der Versuch zu sehen, die Ehe und entsprechende Familienformen zu ent-institutionalisieren.<sup>5</sup> Steuerrecht und Sozialtransfers wurden auf anspruchsberechtigte Einzelne abgestimmt, weniger auf Familien oder Haushaltsvorstände. »Mütter« per se, also Frauen mit versorgungsbedürftigen Kindern, rückten in den Mittelpunkt des Interesses. Damit wurde einer gesellschaftspolitischen Realität Rechnung getragen: Nach dem »goldenen Zeitalter« des Heiratens<sup>6</sup> ab der Mitte der fünfziger Jahre – fast 90 Prozent eines Jahrgangs gingen während ihres Lebens eine Ehe ein – sank die Zahl der Eheschließungen in den siebziger Jahren. Die Zahl der unehelich geborenen Kinder stieg (wieder) an. Wie deren alleinstehende Mütter lebten, war insofern von (gesellschaftspolischem) Interesse, als diese mehr als andere Menschen von Armut bedroht waren (und sind) und daher unterstützender Sozialpolitiken besonders bedurften. Die Unterstützung war aber nie hoch genug, um eine noch so karge Existenzgrundlage und damit eine effiziente Hilfe in oft prekären individuellen Notlagen zu bieten. Die politische Linie der sozialdemokratischen Alleinregierung war zudem widersprüchlich: Auch Heiraten wurde finanziell gefördert, nämlich ab 1972 durch eine »Heiratsbeihilfe« in der Höhe von öS 15.000,-. Damit wurde das Eingehen einer formellen Ehe vor allen anderen Formen des Zusammenlebens bevorzugt und belohnt – unabhängig von ökonomischer Bedürftigkeit der EmpfängerInnen.

Quantitative Familienpolitik intendierte seit den fünfziger Jahren zweierlei nicht: Erstens diente sie nie der Umverteilung von Wohlhabenden zu finanziell Bedürftigen. Die Umverteilung erfolgte von Menschen ohne Kindern zu Menschen mit Kindern. Zweitens war es nicht das Ziel, Arbeitseinkommen, die durch die Betreuung der Kinder für die Betroffenen entfielen oder wesentlich reduziert wurden, zu ersetzen. In diesem Sinne blieben Kinder immer auch »Privatsache«. Das Leben mit Kindern wurde als Ergebnis einer privaten Entscheidung betrachtet, für deren Konsequenzen der Staat zwar Unterstützungen gewährte, aber darüber hinaus keine (finanzielle) Verantwortung übernahm. Angesichts der bekannten Resultate historischer Beispiele von Bevölkerungspolitik ist der Überlegung, daß die Entscheidung für oder gegen Kinder besser eine private sei, Teil

einer persönlichen Glücksstrategie und Lebensplanung, durchaus etwas abzugewinnen. Andererseits schützt gesellschaftliches Nicht-Eingreifen meist die bestehenden Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse. Zweifelsohne waren und sind in den jetzigen Ehe- und Familienarrangements Frauen benachteiligt: Sie sind es in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, denen die (unbezahlten) Aufgaben in der Kinderbetreuung zufallen, die damit meistens vom Einkommen und von der Unterstützung anderer – ihrer Lebenspartner, ihrer Familie oder des Staates – abhängig werden. Diese Aufgabenteilung und das daraus resultierende faktische Ungleichgewicht in der Zumessung von Handlungsspielräumen ließ die Familienpolitik der siebziger Jahre unberührt.

Die Familienpolitik der achtziger und neunziger Jahre fand unter großkoalitionären Vorzeichen statt. Charakterisiert war sie von – letztlich erfolglosen – Initiativen zur Veränderung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in den Familien (Stichwort Halbe-Halbe) und von der im Sinne der Erfinder erfolgreichen Abkehr von einkommens- und kinderzahlneutralen Familienförderungen. Ab 1993 fanden »standesgemäße« Ausgaben für ein Kind ebenso wie die Zahl der Kinder wieder in unterschiedlicher Weise Berücksichtigung: in Steuerabsetzbeträgen ebenso wie in der Form sogenannter »Mehrkinderzuschläge«, einer direkten Transferleistung, die an eine bestimmte Einkommenshöhe gebunden war. In einem »Familienpaket« wurde 1990 die Bezugsdauer der Karenz auf zwei Jahre ausgedehnt. Inzwischen kann diese Zahlung in der vollen Höhe nur mehr dann bezogen werden, wenn beide Elternteile mindestens ein halbes Jahr in Karenz gehen, eine Regelung die AlleinerzieherInnen deutlich benachteiligt.

Vor diesem Hintergrund ist es ist zu früh um zu beurteilen, ob die Familienpolitik der Koalition aus FPÖ und ÖVP, die im Februar 2000 die Regierung bildete, tatsächlich einen nachhaltigen Paradigmenwechsel einleiten wird. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, kann diese Regierung – im Bereich der Familienpolitik – bisher weniger an ihren Taten denn an ihren Ankündigungen gemessen werden. Zwar nicht unbedingt der Familienpolitik zuzuzählen, trotzdem auch für diesen Bereich von Bedeutung ist die Abschaffung des Bundesministeriums für Frauenangelegenheiten, dessen Agenden als »Frausektion« in das Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen einverleibt wurden. Welche Auswirkungen das auf geschlechterpolitischer Ebene jenseits der symbolischen Bedeutung – seit Oktober 2000 ist auf der Ebene der Bundesregierung mit Herbert Haupt erstmals ein männlicher Politiker für »Frauenangelegenheiten« zuständig – haben wird, ist noch nicht

klar. Das Gleiche gilt für die Konsequenzen der Änderung des Kindschaftsrechts, das nun die Möglichkeit der gemeinsamen Obsorge von Eltern für die Kinder nach der Scheidung eines Ehepaares vorsieht. Ob damit nicht nur Rechte (meist von der geschiedenen Mutter zum Vater) umverteilt wurden, sondern auch die Aufgaben im Zusammenhang mit der Kinderbetreuung, bleibt abzuwarten. Angesichts der Hartnäckigkeit der ungleichgewichtigen Aufgabenteilung im Bereich der Kinderbetreuung darf das allerdings zumindest bezweifelt werden.

Darüber hinaus sind Überlegungen zur Familienpolitik der Regierung Schüssel/Riess-Passer auf das Regierungsprogramm und die medial ausgetragene Diskussion angewiesen. Was die geforderte Verankerung von »Familien« in der Verfassung bedeutet, bleibt so lang unklar, so lange nicht definiert ist, was »Familie« überhaupt ist: ein oder mehrere Erwachsene mit Kind/ern, ein heterosexuelles Paar mit Kind/ern, ein Ehepaar mit Kind/ern. Hinweise auf die »Familien«-Norm, die da eventuell mit Verfassungsauftrag unterstützt werden soll, bieten Partei- und Wahlprogramme. In Bezug auf die ÖVP heißt es da unter dem Punkt »Familie«: »Die Ehe und die Familie als die engsten persönlichen Lebensgemeinschaften sind jener Ort, an dem das Leben der Menschen in erster Linie verankert ist.« und: »Die Familie mit zwei Elternteilen und Kindern ist unser Leitbild.«<sup>7</sup> Für die FPÖ gilt unter Punkt »Familie – Gemeinschaft der Generationen«: »Die Familie (...) ist wichtigste soziale Grundlage einer freiheitlichen Gesellschaft. Durch das Kind wird eine Lebensgemeinschaft von Mann und Frau zur Familie. (...) Die Familie beruht auf einer Lebensgemeinschaft von Mann und Frau, deren besondere gesellschaftliche Anerkennung durch das Institut der Ehe ausgedrückt wird. Die Familie ist eine natürliche Lebensgemeinschaft mit Kindern, wobei die Lebensgemeinschaft eines alleinerziehenden Elternteiles mit Kind ebenfalls als Familie anzusehen ist. Bestrebungen, gleichgeschlechtliche Partnerschaften Familien gleichzustellen, werden abgelehnt.«<sup>8</sup>

7 Grundsatzprogramm.

Beschlossen am 30. ordentlichen Parteitag der Österreichischen Volkspartei am 22. April 1995 in Wien, zitiert nach download von <http://www.oevp.or.at/oevp/grupprog/index.asp>, 24. Februar 2001.

8 Derzeit gültiges Programm der FPÖ zitiert nach download von [http://www.fpoe.at:80/fpoe/bundesgst/programm/partieprogramm\\_dt.pdf](http://www.fpoe.at:80/fpoe/bundesgst/programm/partieprogramm_dt.pdf), 24. Februar 2001.

Damit wird zwar klarer, was unter »Familie« in etwa zu verstehen ist, was aber aus der Festschreibung ihrer »Unterstützung« als Staatsziel folgen wird, ist (noch) nicht abzusehen. Jedenfalls beinhaltet diese Forderung die symbolische Verneigung vor den Positionen – meist konservativer – Verteidiger der »Familie«. Die Realisierung dieses Passus der Koalitionsvereinbarung ist vom heutigen Standpunkt aus sehr zweifelhaft: eine Verfassungsänderung ist nur mit Zustimmung von Teilen der parlamentarischen Opposition möglich, eine solche erscheint zum jetzigen Zeitpunkt unwahrscheinlich.

Sehr öffentlichkeitswirksam und in den letzten Jahren heiß diskutiert ist die Einführung eines Kinderbetreuungsgeldes für alle. Glaubt man dem Regierungsübereinkommen, werden alle Eltern ab dem 1. Jänner 2002 Anspruch auf ein Karenzgeld von öS 6.250,- pro Monat und Kind haben, und zwar 36 Monate lang. Die volle Zeitspanne kann allerdings nur dann in Anspruch genommen werden, wenn sie im Verhältnis 1:2 auf die beiden Elternteile aufgeteilt wird. Setzt sich die in der letzten Zeit geäußerte Haltung der FPÖ durch, so wird die angestrebte Aufteilung zwischen Kindsvätern und -müttern weggelassen, aber eine Einkommensgrenze, ab der das Kinderbetreuungsgeld nicht mehr ausbezahlt wird, kommen.

Obwohl es in der öffentlichen Debatte so scheint, als handle es sich bei den Differenzen zwischen den RepräsentantInnen der beiden Regierungsparteien nur um Details, haben gerade diese »Details« wesentliche Auswirkungen sowohl auf die möglichen Konsequenzen der Maßnahme als auch auf ihre gesellschaftliche Bedeutung. Fällt die Verpflichtung zur Teilung der Karenzzeit weg und kommt gleichzeitig eine Grenze für die Höhe des Zuverdienstes, so ist die Zielrichtung eindeutig: Es soll die ohnehin bestehende gesamtgesellschaftliche Aufgabenteilung zwischen weiblicher (unbezahlter) Reproduktions- und männlicher Erwerbsarbeit behauptet und gestärkt werden. Es werden im Zweifelsfall in der überwiegenden Zahl der Fälle die Mütter der Kinder sein, die nun noch länger aus dem Arbeitsprozeß ausscheiden. Das reduziert nicht nur das (Lebens-)Einkommen und schafft zusätzliche Abhängigkeiten, sondern wirkt sich auch für die erfolgreiche Teilnahme im Arbeitsprozeß nachteilig aus. Obwohl es in Österreich keine öffentlich zugänglichen Zahlen über die Konsequenzen der Einführung des zweiten Karenzjahres Anfang der 90er Jahre gibt, läßt sich anhand von Mikrozensus-Erhebungen und Daten der Sozialversicherungsträger schließen, daß durch die längere Karenzzeit der Wiedereinstieg der Betroffenen erschwert wurde.<sup>9</sup>

Daß die Verpflichtung zur 2:1-Teilung der Karenzzeit zwischen den beiden Elternteilen bei Androhung des sonstigen Wegfalls des dritten Anspruchsjahres Wirkung auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hat, läßt sich ebenfalls aus der jüngsten Vergangenheit schließen: Nachdem die Verpflichtung zur Teilung (im Verhältnis 3:1) durch das Sparpaket 1996 eingeführt wurde, verdoppelte sich der Anteil der Männer, die in Karenz gingen, immerhin fast, allerdings auf sehr niedrigem Niveau.<sup>10</sup> Will man die geschlechtsspezifische »Automatik« der Aufgabenzuschreibung aufweichen, ist das eine positive Erscheinung, wenn auch die Maßnahme durch die Benachteiligung von Alleinerzieherinnen ambivalent bleiben muß.

<sup>9</sup> Siehe dazu Susanne Hahn, *Auswirkungen der Inanspruchnahme von Karenzurlaub auf die Chancen von Frauen am Arbeitsmarkt*. In: »Der Ausstieg ist leichter als der Einstieg«. Tagungsbericht, hg. von der Kammer für Arbeiter und Angestellte, Wien o. J. (1994).

<sup>10</sup> Von unter 1% auf 1,9% laut telefonischer Auskunft eines Mitarbeiters der statistischen Abteilung der Bundesarbeitskammer Wien vom 19. Februar 2001.

Wenn die Grenze des Dazu-Verdienens hoch ausfällt oder ganz entfällt, sinkt einerseits der Druck, sich zwischen Erwerbsarbeit und Kinderpause zu entscheiden. Wie die Realisierung aussehen könnte, ist allerdings unklar. Es könnte zum Beispiel jemand Kinderbetreuungsgeld beziehen und seiner bisherigen – möglicherweise sehr gut bezahlten – Arbeit in vollem Ausmaß nachkommen, eine bemerkenswerte »Ausnahme« von der sonst als Maßstab definierten »Treffsicherheit« sozialer Leistungen.

Durch die neue Maßnahme sollen – und das ist zwischen den Regierungsparteien unbestritten – Erwerbseinkommen und Karenzgeld entkoppelt werden. Das ist ebenfalls durchaus ambivalent: Es ist im großen und ganzen zu begrüßen, wenn junge Frauen, die sich noch in Ausbildung befinden und wegen eines Kindes den Anspruch auf Stipendien verlieren, österreichweit (und nicht so wie bisher, allerdings lückenhaft, auf Grund regionaler Regelungen) Anspruch auf staatliche Unterstützung haben. Ob es angesichts der in anderem Zusammenhang so heftig beschworenen Budgetnöte gut und wünschenswert ist, wenn Hausfrauen, die es sich bisher leisten konnten, keinem Erwerb nachzugehen, nun für's Kinderkriegen öffentliche Gelder bekommen, muß fraglich bleiben. Diese würden dann eine relativ großzügige Gabe aus öffentlichen Mitteln bekommen, während anderswo drastische Einsparungsmaßnahmen angekündigt werden.

Das Regierungsprogramm verspricht durch Kinderbetreuungsgeld »völlig neue Wahlfreiheit in der Lebensgestaltung und [...] neue Qualität in der Eigenverantwortung für die Kinderbetreuung«. Das kann zum einen angesichts von Problemen am Arbeitsmarkt schnell zur hohlen, im besten Fall naiven Phrase werden. Zum anderen müßten für die Sicherstellung der Wahlfreiheit ausreichend kostengünstige Kinderbetreuungseinrichtungen vorhanden sein. Diese fehlen seit Jahrzehnten, werden unter den Vorzeichen gekürzter öffentlicher Budgets aber noch unwahrscheinlicher.

Im großen und ganzen erscheint die neue Karenzgeldregelung als große Umverteilungsaktion von den Erwerbstätigen / Versicherten zu Nicht-Erwerbstätigen / Nicht-Versicherten sowie von Menschen ohne Kinder zu Menschen mit Kindern. Ziel dieses großen Aufwands ist es offenbar aber nicht, soziale Härten zu mildern oder zu beseitigen: Die schon bestehende Benachteiligung der AlleinerzieherInnen – jener Gruppe, die öffentliche Unterstützung am nötigsten hat – wird noch verschärft: Sie sind dann um ein ganzes Jahr weniger anspruchsberechtigt als ein »Eltern«-Paar (statt wie bisher ein halbes Jahr). Während manche Bevölkerungsgruppen finanzielle

Geschenke der öffentlichen Hand erhalten, ohne Rücksicht darauf, ob sie deren bedürfen oder nicht, bietet die angekündigte Regelung für die prekäre Lage von AlleinverdienerInnen (wieder) keine Lösung: Auch 6.250 Schilling können kein noch so niedriges Erwerbseinkommen ersetzen, sind schlichtweg zu wenig zum Leben.

Anstatt staatliche Politik zum Ausgleich strukturell bedingter Benachteiligungen, in diesem Fall von Frauen oder bestimmten Gruppen von Frauen, einzusetzen, scheint es Ziel zu sein, »Kinder-Kriegen« als solches zu belohnen. Kinder-Kriegen liegt nun damit – nach der Definition der gegenwärtigen Regierung – im staatlichen Interesse. Daß die Aufhebung der Einkommensobergrenze für den Mehrkinderzuschlag in eine ähnliche Richtung weist, sei hier nur am Rande erwähnt.

Das ist eine deutliche und bedenkenswerte Verschiebung in der staatlichen Politik: Dem angeblich so wünschenswerten »Rückzug des Staates« und drastischen Einsparungen bei (fast) allen staatlichen Ausgaben, beim Zuschuß für die Sozialversicherung, bei den Mitteln für die Arbeitsmarktpolitik, beim Zuschuß zu den Pensionen, beim Bildungsbudget et cetera, steht ein bisher unbekanntes Niveau der Geburtenförderung gegenüber. Wenn die Geschichte gerade im deutschsprachigen Raum in diesem Zusammenhang auch zu großer Vorsicht Anlaß geben sollte, so haben doch in der Vergangenheit demokratische Gesellschaften ebenfalls Bevölkerungspolitik durch Geburtenförderung betrieben. Die einseitige Ausweitung der Geburtenförderung in Österreich – von einem im europäischen Durchschnitt bereits beachtlichen familienpolitischen Niveau – ist allerdings begleitet von einer aggressiv-nationalistischen Debatte um »Zuwanderung« und »Ausländer«: Noch im Wahlkampf des Jahres 1999<sup>11</sup> forderte die FPÖ den »Kinderbetreuungscheck« nur für »österreichische« Mütter. Auch wenn davon im Moment keine Rede mehr ist, stimmt der Gedanke doch sehr nachdenklich, daß die Ausweitung der Geburtenförderung durch dieselben politischen Kräfte initiiert ist, denen diese Debatte in erheblichem Ausmaß zu verdanken ist.

11 Siehe dazu Sieglinde Rosenberger/Daniela Schallert, *Politik mit Familie – Familienpolitik*. In: SWS-Rundschau 3/2000, S. 255–258.

### Postskriptum

Nach Fertigstellung dieses Textes einigte sich die ÖVP-/FPÖ-Regierung schließlich auf eine Variante des Kindergeldes, die sich in nicht unerheblichen Details von den bisher diskutierten Regelungen unterscheidet und die Intentionen der Gesetzgeber deutlicher hervortreten läßt: Tatsächlich wird ab 1. Jänner 2002 für »alle«, unabhängig von bisherigem Einkommen oder Berufstätigkeit, pro Kind ein Anspruch auf Betreuungsgeld von in der Höhe von ATS 6.000,- pro Monat entstehen, und zwar maximal 36 Monate lang pro Kind. Für Menschen ohne österreichische Staatsbürgerschaft gelten – wie bisher – zusätzliche Beschränkungen: Sie müssen mindestens fünf Jahre in Österreich leben oder vor der Geburt mindestens drei Monate in Österreich unselbständig beschäftigt sein. Nicht-EWR-BürgerInnen verlieren ihren Anspruch auf Kinderbetreuungsgeld auch, wenn sie arbeitslos werden. Die Regierung rechnet damit, daß die neue Regelung 16 Milliarden ATS pro Jahr und damit doppelt soviel wie die bisherige Familienförderung kosten wird.

Einst unter dem Titel einer »neuen Wahlfreiheit« beworben, steht nun zu befürchten, daß die nun geplante Regelung gerade diese »Wahlfreiheit«, die jetzt schon nur sehr bedingt und äußerst beschränkt herrscht, weiter einschränken wird. Eine Zu-Verdienst-Grenze von ATS 200.000,- brutto ist vorgesehen: Es kann also nicht mehr die Rede davon sein, daß, wie versprochen, das Kinderbetreuungsgeld *entweder* als Einkommensersatz in der Karenz *oder* als Ersatz für Kinderbetreuungs Ausgaben für diejenigen, die erwerbstätig bleiben wollen, verwendet werden kann: Über 14.285 ATS brutto im Monat Verdienende müssen, wenn die neue Regelung wie zuletzt diskutiert in Kraft tritt, entweder ganz zu Hause bleiben – oder Teilzeit arbeiten, wenn der Arbeitgeber das zuläßt, Anspruch darauf haben sie nicht. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Betreuungsarbeit zwischen den Eltern aufgeteilt wird, steigt damit nicht gerade: Die »Elternkarenz« wird wohl weitgehend eine De-facto-»Mütterkarenz« bleiben. Der fehlende Kündigungsschutz im dritten Karenzjahr – der Kündigungsschutz bleibt unverändert nur 24 Monate lang aufrecht – ist auch nicht gerade ein Anreiz, in »Väterkarenz« zu gehen.

AlleinerzieherInnen bleiben weiterhin benachteiligt: Ein Elternteil kann höchstens 30 Monate lang Kindergeld konsumieren, die restlichen sechs Monate muß der andere Elternteil in Anspruch nehmen. Das gilt auch für AlleinerzieherInnen, die wie bisher erhöhtes Karenzgeld beziehen können werden.

Immer noch sind Details der neuen Regelung unklar: Sollen BezieherInnen des Betreuungsgeldes, die ohnehin unter 200.000,- brutto verdienen, gezwungen werden, ihre Arbeitszeit zu reduzieren? Wenn Kinderbetreuungsgeld keine Versicherungsleistung mehr ist, sondern Transferleistung wird, wie wirkt sich das für die Betroffenen auf Ansprüche aus der Arbeitslosenversicherung aus?

Recht eindeutig feststellen läßt sich, wem die neue Regelung nützt – zunächst jenen, die bisher kein Karenzgeld erhalten haben: StudentInnen, BäuerInnen, Selbständigen. Klar ist auch, daß es nicht mehr Wahlmöglichkeiten für jene geben wird, die es sich schon bisher nicht aussuchen konnten. Die bisherige Arbeitsteilung zwischen Familienmüttern und -vätern wird eher verstärkt als aufgeweicht.



# FRAUENTAG

MÄRZ 1928

WIR DEMONSTRIEREN:  
FÜR DEN FRIEDEN

FÜR JUGENDFÜRSORGE UND JUGENDERZIEHUNG

FÜR ALTERS-UND INVALIDENVERSICHERUNG

FÜR DIE GLEICHSTELLUNG DER FRAU IM FAMILIENRECHTE

FÜR DIE REFORM DES EHERECHTES

FÜR DIE INTERNATIONALE SOLIDARITÄT

GEGEN DEN § 144 IM NEUEN STRAFGESETZ

GEGEN DEN ABBAU DES MIETERSCHUTZES

KOSEL

## **GESCHICHTSWISSENSCHAFT UND MUTTERTAG. MUTTERTAG ALS BAUSTEIN EINER DICHOTOMEN GESCHLECHTERORDNUNG**

ANDREA GRIESEBNER

Wie als bekannt vorausgesetzt werden kann, war der bei weitem langweiligste Stoff, den Harry Potter in der Zauberschule lernen mußte, die Geschichte der Zauberei. Geist Binns leierte Namen und Jahreszahlen herunter. Die Zauber- und Hexenlehrlinge verwechselten Emmerich den Bösen mit Ulrich dem Komischen Kauz. Die sozialgeschichtliche Wende in der Geschichtswissenschaft, wie sie in der Welt der Muggels in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts vollzogen wurde, hat Hogwarts nicht erreicht. Dies wundert auch nicht weiter, wenn wir bedenken, daß Hogwarts sich nur einen Geschichtelehrer leistete, der, nachdem er im hohen Alter im Kaminzimmer des Lehrzimmers entschlafen war, als Geist seinen Unterricht fortsetzen durfte, vielleicht auch fortsetzen mußte. Aber sind wir weniger kritisch gegenüber der Welt der Zauberer und Hexen. Auch in der Welt der Muggels soll es nach wie vor LehrerInnen – an Schulen wie an Universitäten – geben, für die Geschichte eine Ansammlung von Zahlen und Namen ist. Dies, ungeachtet dessen, daß sich seit Mitte der achtziger Jahre ein weiterer Perspektivenwechsel vollzieht, der als kulturalistische Wende beschrieben werden kann. Mit Hilfe einer kurzen Rückblende auf die sozialgeschichtlich ausgerichtete Frauen- und Geschlechtergeschichte der siebziger und achtziger Jahre werde ich zu zeigen versuchen, welche Verschiebungen sowohl hinsichtlich der Fragestellungen an die Vergangenheit wie auch hinsichtlich der verwendeten »Werkzeuge« sich mit der kulturalistischen Wende verbinden. Am Beispiel des Muttertages, einer zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den USA erfundenen und in Deutschland und Österreich seit den frühen zwanziger Jahren übernommenen populärkulturellen Praktik, werde ich verdeutlichen, wie sich der Forschungsgegenstand verändert, je nachdem, ob wir diesen klassisch sozialgeschichtlich oder aber in einer kulturgeschichtlichen Perspektive konstruieren.

*Linke Seite:*  
110 Plakat zum Frauentag 1928

## Sozialgeschichte

Die 68er Bewegung, deren angemessene historische Darstellung derzeit neu verhandelt wird, veränderte die Geschichtswissenschaften. Ebenso wie die Zauber- und Hexenlehrlinge waren auch die sich politisch als links definierenden StudentInnen und WissenschaftlerInnen von einer Geschichtswissenschaft gelangweilt, die sich nur für ehemalige Funktionsträger staatlichen Handelns (Politikgeschichte) oder für die Arbeiten berühmter Künstler und Wissenschaftler (Geistesgeschichte) interessierte. Sie wollten verstehen, wie Gesellschaft funktioniert, um die eigene Gegenwart zu verändern. Mit Rekurs auf Karl Marx und Max Weber galt ihr Frageinteresse den überindividuellen »Strukturen« in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik. Im Kontrast zur traditionellen Politik- und Geistesgeschichte, die Geschichte als eine Folge des Handelns »großer« Männer beschrieb, betonten sie die Ökonomie. Die Kategorie »Klasse« wurde ihnen zum zentralen analytischen Werkzeug. Der personelle und finanzielle Ausbau der Universitäten in den siebziger Jahren ermöglichte die Institutionalisierung der neuen sozialgeschichtlichen Ansätze. Mit der sozialgeschichtlichen Wende erweiterte sich das Spektrum dessen, was für untersuchenswert befunden wurde, enorm. Die Forschungsgegenstände blieben allerdings weitgehend auf die soziale Ebene beschränkt. Implizit schrieben die Sozialhistoriker damit eine Vorstellung von Kultur fort, die Kultur auf Vorlieben des Bildungsbürgertums – Theater, Oper, klassische Musik, Literatur, Malerei – reduzierte. Der traditionellen Politik- und Geistesgeschichte nicht unähnlich, entwarfen sie ein Bild der Vergangenheit, in dem Frauen an historischen Prozessen unbeteiligt waren oder bloße Statistinnenrollen einnahmen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Einen Überblick gibt Reinhard Sieder, *Was heißt Sozialgeschichte? Brüche und Kontinuitäten in der Aneignung des ›Sozialen‹*. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, ÖZG, 1. Jg., Heft 1, 1990, S. 25-48.

Wie die Frauenbewegung der späten sechziger und siebziger Jahre sich als Bewegung mit und gegen die 68er lesen läßt, trat die Frauengeschichte an den Universitäten mit und gegen die Sozialgeschichte an. Anliegen ihrer Vertreterinnen war es, die Leistungen von Frauen in der Vergangenheit sichtbar zu machen. Die Frauenhistorikerinnen rekonstruierten die Geschichte der ersten Frauenbewegung und des Frauenwahlrechts ebenso wie das Leben von Wissenschaftlerinnen und Künstlerinnen, von Herrscherinnen und Frauen der unteren sozialen Schichten. Sie lasen, so die zentrale Metapher, traditionelle Quellen »quer« und bürsteten sie »gegen den Strich«. Sie stöberten in den Archiven Quellengruppen auf, die die Historiker bis dahin ignoriert oder für wertlos befunden hatten. Mit den empirischen Forschungen belegten sie, daß die mangelnde Repräsentation von Frauen in den historiographischen Erzählungen eine Folge ideologischer Vorurteile und politischer Interessen der Historiker war. Das innovative und kritische Potential der sozialge-

schichtlich orientierten Frauen- und Geschlechtergeschichte lag und liegt vor allem darin, sichtbar gemacht zu haben, wie sehr die angeblich natürliche Geschlechterordnung sich historisch veränderte und wie eng sie mit gesellschaftlichen Parametern verwoben ist.

## Sex-gender-Konzept

- 2 John Meier, *Muttertag*. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, NF Bd. 8, Berlin/Leipzig 1936-1937;  
– Eduard Strübin, *Muttertag in der Schweiz*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*, Bd. 52, Basel 1956 oder  
– Helmut Eberhart, *Schulbräuche. Eine volkskundliche Untersuchung der traditionellen Elemente an den Volksschulen der Stadt Graz*, Dissertation, Graz 1976.
- 3 Für Österreich vgl. exemplarisch die Diplomarbeit von Beate Grein; auf der Quellenbasis von Presseartikeln verschiedener steirischer Tageszeitungen (1924-1986) untersuchte sie die Einführung des Muttertages in der Steiermark;  
– Beate Grein, *Der Muttertag im Spiegel ausgewählter steirischer Tageszeitungen unter Berücksichtigung von Frauenbild und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen*, Diplomarbeit, Graz 1993.
- 4 Ausführlicher dazu: Andrea Griesebner, *Geschlecht als mehrfach relationale Kategorie. Methodologische Anmerkungen aus der Perspektive der Frühen Neuzeit*. In: Veronika Aegerter et al. (Hg.), *Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte*. Beiträge der 9. Schweizerischen Historikerinnentagung 1998, Zürich 1999, S. 129-137.

Die Denkfigur von Frauen und Männern als zwei biologisch verschiedenen Entitäten stellte einen unhinterfragbaren Ausgangspunkt der Forschungen der siebziger und achtziger Jahre dar. Um biologistische Interpretationen über »die Natur der Frau« zurückzuweisen, übernahmen die Historikerinnen die aus dem anglophonen Raum kommende Unterscheidung von sex (körperliches Geschlecht) und gender (soziales Geschlecht). Ohne die biologische Zweigeschlechtlichkeit der Menschen selbst in Frage zu stellen, konnte so den in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts dominanten biologistischen Erklärungsansätzen über die »Natur der Frau« der Boden entzogen werden. Über die verschiedenen Positionen und »Rollen«, die Frauen in der Vergangenheit einnahmen, ließ sich zeigen, daß nicht die Biologie, sondern die jeweils vorfindlichen politischen, ökonomischen und sozialen Bedingungen darüber entscheiden, wie und was Frauen und Männer sind. Innerhalb des sozialgeschichtlichen Paradigmas bleibend, maß auch die Frauen- und Geschlechtergeschichte der kulturellen Ebene von Gesellschaft tendenziell kaum Bedeutung bei. Die im 19. Jahrhundert etablierte Arbeitsteilung an den Universitäten, die die Erforschung populärkultureller Praktiken zum Gegenstand der Volkskunde erklärte, wurde auch von ihnen nicht in Frage gestellt. Es wundert daher nicht weiters, daß die ersten Arbeiten zum Muttertag in einer volkskundlichen Perspektive geschrieben wurden<sup>2</sup> und bisher nur vereinzelt Arbeiten von HistorikerInnen vorliegen.<sup>3</sup> Indem die sozialgeschichtlich orientierte Frauen- und Geschlechtergeschichte die kulturellen Ebene kaum berücksichtigte, blieb sie darauf beschränkt, das zu beschreiben, was Frauen historisch jeweils zugestanden worden war. Werden Handlungen von Frauen oder analog dazu von Männern interpretiert, ohne die vergeschlechtlichenden Konstruktionsprozesse zu analysieren, die ihnen vorangegangen sind und denen sie zugrunde liegen, so beteiligen sich diese Forschungen, ob gewollt oder ungewollt, an der Naturalisierung der Geschlechterdifferenz.<sup>4</sup>

Die auf den ersten Blick so brauchbar erscheinende Trennung von sex und gender hatte den Blick darauf verstellt, daß nicht nur Persönlichkeit und Verhalten, sondern auch die Zweigeschlechtlichkeit

selbst als sozio-kulturelle Konstruktionen zu begreifen sind. Das sex-gender-Konzept ließ die Historikerinnen den Dualismus von Natur und Kultur fortschreiben, »die alte Scheidelinie zwischen vermeintlich Vorgegebenem und Gemachtem, Unveränderbarem und Veränderbarem.«<sup>5</sup> Was eine Gesellschaft als Natur, was sie als Kultur definiert, ist historisch äußerst variabel. Aktuell verschieben die medizinisch-technischen Gestaltungsversuche des Körpers – die Eingriffe in das menschliche Erbgut, die Entwicklungen in der Schönheitschirurgie und in der Transplantationsmedizin – die Grenzen dessen, was wir bis vor wenigen Jahren als Natur und was wir als Kultur bezeichneten. Der in Science-fiction-Romanen entworfene Cyborg ist längst Realität geworden. Wie der italienische Reproduktionsmediziner Severino Antinori, der bereits einmal Furor machte, indem er einer 62jährigen Frau befruchtete Eizellen einpflanzte, im Februar 2001 im Spiegel ankündigte, ist der nächste Schritt, der die Grenze noch weiter schwimmen lassen wird, bereits geplant. Ende dieses Jahres soll mit dem Klonen von Menschen begonnen werden.<sup>6</sup>

### Geschlecht als mehrfach relationale Kategorie

Mit und gegen die Frauen- und Geschlechtergeschichte betreten in den achtziger Jahren auch andere »identity-based histories« das Feld der Geschichtswissenschaften, die nun ihrerseits das sexuelle Begehren, die ethnische Zugehörigkeit oder auch die Farbe der Haut als zentrale Identitäts- und damit Analysekategorien betonten. Afro-amerikanische, lateinamerikanische oder auch lesbische Wissenschaftlerinnen kritisierten das feministische »Wir« als ein Konstrukt, das Ein- und Ausgeschlossene produziert und Macht- und Herrschaftsbeziehungen zwischen Frauen verschleiert. Sie gaben zu bedenken, daß in historischen wie in gegenwärtigen Gesellschaften Handlungsräume wie auch Erfahrungen von Frauen nicht nur von ihrem Geschlecht und ihrer Zugehörigkeit zu einer Klasse, sondern ebenso sehr von der Farbe der Haut wie auch von ihrer sexuellen Orientierung abhängig waren und sind. Nicht ganz zu unrecht warfen sie einem Teil der feministischen Theorieproduktion die implizite Fortschreibung von Rassismus und Heterosexismus vor.<sup>7</sup> Viele dieser Arbeiten, die im Bereich der queer- and lesbian studies, der black studies, der postcolonial studies oder auch der cultural studies verortet sind, teilen das feministische Anliegen der Kritik an allen Formen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, die Frauen diskriminieren. Von einer sozialgeschichtlich orientierten Frauen- und Geschlechterforschung unterscheiden sich diese Forschungsansätze aber dadurch, daß sie nicht mehr über die Unterschiede zwi-

5 Cornelia Klinger, *Die Kategorie Geschlecht in der Dimension der Kultur*. In: Andrea Griesebner/Christina Lutter (Hg.), *Beiträge zur Historischen Sozialkunde*, Sondernummer 2000: *Geschlecht und Kultur*, S. 3-7.

6 *Klonen: Tabubruch der Babymacher*. In: *Der Spiegel*, 06/2001, S. 204 und Spiegel-Gespräch mit dem Frauenarzt Antinori Severino über seine Pläne, Menschen zu klonen. In: ebd., S. 205-208.

7 Zur Kritik am Rassismus feministischer Theorien vgl. – Brigitte Kossek, *Überschneidungen, Zwischenräume & Grenzziehungen*. In: Gerlinde Schein/Sabine Strasser (Hg.), *Intersexions. Feministische Anthropologie zu Geschlecht, Kultur und Sexualität*, Wien 1997 (Frauenforschung 34), S. 177-230.

schen Frauen und Männern das Gemeinsame aller Frauen entdecken wollen. Im Gegenteil: In der Vervielfältigung und der damit einhergehenden Dekonstruktion der Kategorie »Frau« sehen sie die Voraussetzung dafür, der Diskriminierung von Frauen als Frauen wirksam entgegenzutreten.

Die neueren Forschungen haben die Sensibilität dafür geschärft, daß sich die Frage, wie Menschen sich selbst wahrnehmen und wie sie von anderen wahrgenommen werden, in einer Vielfalt von Zugehörigkeiten ausdrückt. Zugehörigkeiten, die zu verschiedenen Zeiten, aber auch in verschiedenen Situationen bedeutungsvoller als in anderen sein können. Je nach Raum, Zeit und Kontext können Klassifizierungssysteme wie »Rasse«, Ethnie, Sexualität, Klasse, Stand, Sprache, Alter, Religion, Bildungsgrad mehr oder weniger Gewicht haben. Um der geschlechtlichen Markierung nicht vorschnell die alles dominierende Bedeutung zuzuweisen, gilt es, die Handlungsräume und Erfahrungswelten von Frauen wie auch von Männern immer auch in Interdependenz mit den anderen sozio-kulturellen Differenzkategorien zu untersuchen. Wird das Frau- oder Mannsein nicht länger als eine von der Natur vorgegebene und damit Zeit und Raum transzendierende Gegebenheit gesehen, so geht es darum, die aktuellen wie die historischen Konstruktionsmechanismen zur Herstellung von Geschlecht aufzuspüren. Dies wird nur dann gelingen, wenn wir die kulturelle, die normative, die sozio-ökonomische und die subjektive Ebene in unseren Analysen aufeinander beziehen.<sup>8</sup> Während die sozialgeschichtliche Frauen- und Geschlechtergeschichte nicht zwischen Geschlecht als Gegenstand der Forschung (Frauen und Männer) und Geschlecht als analytische Kategorie (geschlechtliche Markierung) trennte und Geschlecht als einheitliche und zentrale Kategorie setzte, gilt es in dieser Perspektive die Frage zu stellen, in welchen Kontexten Geschlecht hergestellt und in welchen Kontexten und mit welchen ideologischen Begründungen der geschlechtlichen Markierung Bedeutung beigemessen wurde.<sup>9</sup>

### Neue Kulturgeschichte

Die Einsicht, daß auch das biologische Geschlecht eine gesellschaftliche Konstruktion darstellt und das sex-gender-Konzept heute überholt ist, löste zu Beginn der neunziger Jahre eine heftige Debatte unter feministischen Wissenschaftlerinnen aus. Cornelia Klinger hat jüngst darauf hingewiesen, daß diesem Streit unterschiedliche Begriffe von Konstruktion zugrunde liegen.<sup>10</sup> Die Sozialwissenschaftlerinnen verbanden mit der Vorstellung, daß nicht nur gender, sondern auch sex gesellschaftlich konstruiert sei, die Negierung der Materialität des Körpers. Der Körper verkam für sie zum stummen

8 Joan W. Scott, *Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse*. In: Nancy Kaiser (Hg.), *Selbst Bewusst. Frauen in den USA*, Leibzig 1994, 27-75 (englisch 1986).

9 Für frühneuzeitliche Gesellschaften vgl. exemplarisch – Ulrike Gleixner, *»Das Mensch und »der Kerk. Die Konstruktion von Geschlecht in Unzuchtverfahren der Frühen Neuzeit (1700-1760)*, Frankfurt am Main/New York 1994 (Geschichte und Geschlechter 8); – Claudia Ulbrich, Margarete Shulamit, *Macht, Geschlecht und Religion in einer ländlichen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts*, Wien/Köln/Weimar 2000 und – Andrea Griesebner, *Konkurrierende Wahrheiten. Malefizprozesse vor dem Landgericht Perchtoldsdorf im 18. Jahrhundert*, Wien/Köln/Weimar 2000 (Frühneuzeit-Studien, Neue Folge 3).

10 Cornelia Klinger, *Die Kategorie Geschlecht in der Dimension der Kultur*. In: *Beiträge zur historischen Sozialkunde*, Sondernummer 2000: Geschlecht und Kultur, S. 3-7.

- 11 Vgl. exemplarisch den äußerst polemischen Artikel von Barbara Duden, *Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung*. In: *Feministische Studien* 11. Jg., Heft 2, 1993, S. 24-33 sowie – Hilge Landweer, *Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht. Wahrnehmungs- und symboltheoretische Überlegungen zur sex/gen-der-Unterscheidung*. In: *Feministische Studien* 11. Jg., Heft 2, 1993, S. 34-43. Hilge Landweer führt »Sterblichkeit, Geburtigkeit und damit Generativität« als anthropologische Grundkonstanten an, die in jeder Kultur zur »Kategorisierung von »Geschlecht« führen.
- 12 Ausführlicher dazu: Andrea Griesebner/Christina Lutter, *Geschlecht und Kultur. Ein Definitionsversuch zweier umstrittener Kategorien*. In: Dies. (Hg.), *Beiträge zur Historischen Sozialkunde, Sondernummer 2000: Geschlecht und Kultur*, S. 58-64.
- 13 Feministische Ethnologinnen übten ebenfalls Kritik an einem homogenisierenden Kulturkonzept. Vgl. etwa: – Lila Abu-Lughod, *Gegen Kultur Schreiben*. In: Ilse Lenz/Andrea Germer (Hg.), *Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perspektive*, Opladen 1996, S. 14-46 oder die Beiträge im Sammelband: – Gerlinde Schein/Sabine Strasser (Hg.), *Intersexions. Feministische Anthropologie zu Geschlecht, Kultur und Sexualität*, Wien 1997 (Frauenforschung 34).
- 14 Gadi Algazi, *Kulturkult und die Rekonstruktion von Handlungsrepertoires*. In: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*, 11 Jg., Heft 1, 2000, S. 105-119.

Substrat, zum leeren Blatt für soziale Einschreibungen.<sup>11</sup> Für die Kulturwissenschaftlerinnen bezog sich der Konstruktionsgedanke dagegen auf die kulturelle Ebene. Mit kultureller Konstruktion von sex meinen sie, daß die Denkfigur einer Differenz zwischen Männern und Frauen selbst eine historische Konstruktion ist, mittels welcher die anatomischen Differenzen zwischen den Geschlechtern erst mit Bedeutung ausgestattet wurden. Jede Unterscheidung, egal ob zwischen Mann und Frau, zwischen schwarz und weiß, groß und klein, dünn und dick et cetera setzt immer schon eine kulturelle Ordnung voraus, in der dies bedeutungsvolle und damit wahrnehmbare und instrumentalisierbare Differenzen sind.

Interessieren wir uns dafür, wie die scheinbar natürliche Differenz zwischen den Geschlechtern kulturell, normativ, sozial und subjektiv erzeugt wird, so müssen HistorikerInnen auch ein alternatives Verständnis von Kultur entwickeln. Ohne hier eine fertige Definition anbieten zu können, denke ich, daß ein Verständnis von Kultur, wie es in den cultural studies entwickelt wurde – »culture as a whole way of live« (R. Williams) – für unser Nachdenken sehr hilfreich sein kann.<sup>12</sup> Verabschieden sollten wir nicht nur den traditionellen »Hochkulturbegriff«, sondern ebenso die Vorstellung von Kultur als »homogenem Ganzen«, wie sie in der deutschsprachigen Kulturgeschichte häufig vertreten wird.<sup>13</sup> Gadi Algazi schlug vor kurzem vor, Kultur »als System produktiver Optionen« zu denken.<sup>14</sup> Mit diesem, zugegeben etwas abstrakten Kulturbegriff soll berücksichtigt werden, daß unterschiedliche Menschen die vorhandenen Optionen auch unterschiedlich nutzen können. Da Kultur in dieser Perspektive immer als heterogenes, offenes und dynamisches »System« begriffen wird, kann Kultur schwer für Identitätsdiskurse jeglicher Spielart (Nation, Ethnie, Religion, Geschlecht et cetera) instrumentalisiert werden. Kultur wird gleichzeitig nicht länger auf die Vermittlung von Bedeutung reduziert und Kulturforschung nicht auf die Suche nach den besten Wegen, diese Bedeutungen zu finden. Die Vorstellung von Kultur als »System produktiver Optionen« ermöglicht die Einbeziehung der politischen, ökonomischen und sozialen Bedingungen und ihrer unmittelbaren Wirkungen auf das konkrete Leben von Menschen. Damit eröffnet sich nicht nur die Frage nach den Prozessen der Herstellung und der Aneignung kultureller »Produkte«, sondern vor allem auch jene nach den sozialen und politischen Machtverhältnissen, die für ihre Rezeption mitentscheidend sind.

## Muttertag in sozial- und kulturgeschichtlicher Perspektive

Das skizzierte Frageinteresse einer sozialgeschichtlich orientierten Geschichtswissenschaft bietet eine Erklärung, warum sich auch die Frauen- und Geschlechtergeschichte bisher kaum für den Muttertag interessierte. Erst in einer um die kulturelle Ebene erweiterten Sozialgeschichte wird der Muttertag für HistorikerInnen, die sich für die Herstellung von Geschlecht interessieren, zu einer spannenden Quelle. Eine der wenigen HistorikerInnen, die sich früh mit der Erfindung des Muttertages und dem Mutter-Kult in der Weimarer Republik beschäftigten, ist Karin Hausen. Anlaß für ihre erste Untersuchung war, wie sie selbst schreibt, ihre Mitarbeit an einem Sammelband zur Sozialgeschichte der Freizeit. Aus politischen Überlegungen wollte Karin Hausen all jene Frauen thematisieren, die als Hausfrauen und Mütter über keine Freizeit verfügten. Die Muttertagsfeiern lieferten ihr den »Aufhänger«. <sup>15</sup> Ihre erste Auseinandersetzung mit dem Muttertag blieb innerhalb dessen, was mit einem sozialgeschichtlichen Ansatz zu leisten ist. Karin Hausen rekonstruierte die »Ursprünge« des Muttertags in den USA zu Beginn des 20. Jahrhunderts und beschrieb, wie vor allem der Verband der deutschen Blumengeschäftsinhaber die Übernahme dieser Idee im Deutschland der zwanziger Jahre vorantrieb. Sie rekonstruierte die Medien, derer sich die Muttertagswerbung bediente und arbeitete die gesellschaftlichen Gruppen und Institutionen heraus, die die Regieanweisungen für eine einheitliche Inszenierung schrieben. Die unterschiedlichen Kontexte, die den Mutter-Kult hervorbrachten und in die sich der Mutter-Kult auf je verschiedene Weise einschreiben konnte, blieben in diesem ersten Artikel nur angedeutet. Wie Karin Hausen in der Einleitung ihres zweiten Muttertagsartikels schreiben sollte, waren diese unterschiedlichen Kontexte mit dem professionellen Rüstzeug einer Sozialhistorikerin nicht wirklich zu erfassen. <sup>16</sup>

In Anlehnung an Konzepte, wie sie in der Ethnologie und Kulturanthropologie Anfang der siebziger Jahre entwickelt worden waren, konzeptualisierte Karin Hausen in ihrem zweiten Muttertagsartikel die kapitalistische Wirtschaft als kulturelles System. <sup>17</sup> Ihre Frage gilt nun dem »tiefen« Sinn« und den Botschaften, die die Muttertagsfeiern transportierten. Karin Hausen arbeitet die Eigenschaften heraus, die mit der Figur der Mutter verknüpft und als Mutterliebe naturalisiert wurden. Sie zeigt, wie die Inszenierung des Muttertages an christliche Traditionen anknüpfte: So aktualisierte die Parole »Ehret die Mutter« das vierte Gebot, verschob dieses aber, indem die Ehrung nun auf die Mutter beschränkt wurde. Die Handlungsanweisungen für Kinder wurden als die 10 Gebote des Muttertags formuliert. Ein flüchtiger Blick in österreichische Zeitschriften der

15 Karin Hausen, *Mütter zwischen Geschäftsinteressen und kultischer Verehrung. Der »Deutsche Muttertag in der Weimarer Republik«*. In: Gerhard Huck (Hg.), *Sozialgeschichte der Freizeit. Untersuchungen zum Wandel der Alltagskultur in Deutschland*, Wuppertal 1982.

16 Karin Hausen, *Mütter, Söhne und der Markt der Symbole und Waren: Der deutsche Muttertag 1923-1933*. In: Hans Mednick/David Sabean (Hg.), *Emotionen und materielle Interessen*, Göttingen 1984.

17 Vgl. Insbesondere Marshall Sahlins, *Culture and Practical Reason*, Chicago 1976 und Clifford Geertz, *The interpretation of cultures: selected essays*, New York 1973.

zwanziger und dreißiger Jahre zeigt, daß eine ähnliche Strategie auch in Österreich verfolgt wurde. Im Unterschied zum protestantischen Deutschland bot die katholische Tradition mit ihrer Marienverehrung noch einen anderen Anknüpfungspunkt: Die Mutter wurde zur Madonna stilisiert.

18 Exemplarisch: Irmgard Weyrather, *Muttertag und Mutterkreuz. Der Kult um die »deutsche Mutter« im Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M. 1993.

19 *Reichspost*. Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk vom 10. Mai 1925, 32. Jg., Nr. 128, Titelseite.

Karin Hausen stellt die Inszenierungen des Mutter-Kultes weiters in den Kontext der Lebens- und Arbeitsverhältnisse von Frauen der zwanziger und dreißiger Jahre. Politisches Ziel war es, das im ausgehenden 18. Jahrhundert entworfene bürgerliche Familienmodell auch für Arbeiterinnen und Arbeiter verbindlich zu machen. Auch wenn die propagierte Geschlechterordnung, die dem Mann die Rolle des Ernährers, der Frau die Rolle der Hausfrau und Mutter zuwies, den konkreten Lebensbedingungen der unteren sozialen Schichten widersprach: Als erwünschtes Leitbild ließ sich das bürgerliche Familienmodell dafür instrumentalisieren, verheiratete Frauen als »Doppelverdienerinnen« zu diffamieren und Frauen auf die geringer entlohnten Arbeitsplätze zu verweisen. Gleichzeitig funktionierte der Mutter-Kult aber auch zur Begründung einer besseren Mutterschutzgesetzgebung. Ebenso ließ er sich nahtlos in sozialreformerische Bestrebungen einpassen. Über die Mehrleistung von Müttern sollte die hohe Säuglingssterblichkeit gesenkt und die »Hygienisierung« der Gesellschaft mit steigenden Standards hinsichtlich Kleider- und Körperpflege vorangetrieben werden. Seine Pervertierung sollte der Mutter-Kult schließlich in der Zeit des Nationalsozialismus finden.<sup>18</sup> Wichtig erscheint mir zudem, daß sich über den Mutter-Kult ungeachtet aller sozialer Differenzen eine Kategorie Mütter herstellen ließ. Die den Müttern zugewiesenen Eigenschaften konnten zudem auf alle Frauen ausgedehnt werden. Dies erkannten auch die Journalisten der in Wien erscheinenden *Reichspost*. Unter der Headline »Tag der Mutter« formulierten sie 1925 auf der Titelseite: »In allen Familien aber, ob arm, ob reich, ob Arbeiter oder Gelehrter, soll dieser Tag der Hausmutter gehören.« In Anspielung auf den Frauentag vom 8. März hielten sie wenige Zeilen später fest, daß »das Fest der Mutter an keinen Unterschied der Partei, des Standes, der Weltanschauung gebunden« ist.<sup>19</sup>

Was Karin Hausen mit den von ihr verwendeten Quellen nicht leisten konnte, war Antworten darauf zu finden, wie einzelne Frauen und Männer dem in kollektiven wie individuellen Muttertagsfeiern inszenierten Mutter-Kult begegneten. Ebenso wie es Frauen gab, die sich aktiv für kollektive Muttertagsfeiern einsetzten, gab es sicher auch Frauen, die die Muttertagsfeiern verweigerten oder diese über sich ergehen ließen. Zu vermuten ist, daß vor allem für Frauen mit kleineren Kindern die Optionen recht begrenzt waren. Die Drehbücher zur Muttertagsinszenierung wiesen vor allem Kindern eine zentrale Rolle zu. Was blieb den Frauen anderes übrig als gute

Miene zum bösen Spiel zu machen, wenn ihnen ihre kleinen Söhne oder Töchter Blumen oder Bastelarbeiten überreichten und für sie eines der typischen, mit deutschnationalen, klerikalen und mysogynen Ideologien durchwobenes Muttertagsgedicht rezitierten?

### Resümee

20 Vgl. dazu: Anette Baldauf/ Andrea Griesebner/Maria Mesner, *Zur Konstruktion eines Stars. Judith Butler in Wien*, in: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*, 5. Jg., Heft 1, 1995, S. 78-80.

Will die Geschichtswissenschaft das Interesse von jungen Frauen und Männern wecken, so kann sie nicht dabei stehen bleiben, die Geschichtsbilder älterer Generationen zu konservieren. Sie muß aktuelle Problemstellungen aufgreifen und neue Antworten auf vielleicht alte Probleme suchen. Wie die wohlwollende bis euphorische Aufnahme von Judith Butlers »Gender Troubles« vor allem bei StudentInnen und jüngeren WissenschaftlerInnen verdeutlicht, scheinen traditionelle Rollenbilder und Geschlechterhierarchien für eine jüngere Generation ihre übermächtige und unausweichliche Gültigkeit verloren zu haben. Lebensformen und Perspektiven haben sich, unter anderem als Folge der neuen Frauenbewegung, deutlich verändert.<sup>20</sup> Ging es in den siebziger und achtziger Jahren noch darum, die Leistungen von Frauen in der Vergangenheit sichtbar zu machen, so geht es heute darum, Geschlecht als gesellschaftlichen »Platzanweiser« zurückzuweisen. Eine kritische Geschichtswissenschaft kann dazu beitragen, die binäre Geschlechterordnung als eine historisch gewordene und damit auch veränderbare sozio-kulturelle Konstruktion zu begreifen. Wollen wir verstehen, wie diese Geschlechterordnung historisch wirkmächtig werden konnte, so kann es nicht darum gehen, sozial- und kulturgeschichtliche Ansätze gegeneinander auszuspielen, eine Theorietradition gegen die andere zu stellen. Produktiver als das in der Geschichtswissenschaft nach wie vor übliche Entweder-oder-Spiel, welches eher wissenschaftspolitischen denn wissenschaftstheoretischen Überlegungen gehorcht, erscheint es mir, die Stärken der jeweiligen Ansätze zusammen zu denken.

Um die Muttertagsinszenierungen als Baustein einer dichotomen Geschlechterordnung zu verstehen, ist es notwendig, die komplexen und oft widersprüchlichen Wechselbeziehungen zwischen der Herstellung des Mutter-Kultes und den Alltagspraktiken, mit und durch denen dieser wirksam werden konnte, zu analysieren. Erst in einer solchen Perspektive, die die verschiedenen Dimensionen von Muttertag auszuloten vermag, wird der Muttertag zu einem spannenden Forschungsgegenstand. Voraussetzung für ein solches Arbeiten ist, daß endlich auch in den Humanwissenschaften Rahmenbedingungen geschaffen werden, die Teamarbeit, wie sie in den Naturwissenschaften längst Standard ist, ermöglichen und fördern. Machen wir

abschließend nochmals einen Blick nach Hogwarts. Auch in Harry Potters zweitem Jahr hat sich die Geschichte der Zauberei nicht verändert. Geist Binns trug Namen und Zahlen vor, die Zauber- und Hexenlehrlinge verfielen in einen Wachschlaf, aus dem sie nur kurz aufmerkten, um Namen und Zahlen zu notieren. Erst als Hermine Granger Geist Binns dazu überredete, ihnen die Geschichte der Kammer des Schreckens zu erzählen, hörten die Zauber- und Hexenlehrlinge angespannt zu, dachten nach und redeten mit. Nachdem Geist Binns seinen Exkurs geschlossen hatte und zu den »harten Facts« zurückgekehrt war, versanken die Zauber- und Hexenlehrlinge wieder in ihren üblichen Wachschlaf.

## NOTIZEN VON ALMA MOTZKO

Bis 1935 war Alma Motzko die Präsidentin der Katholischen Frauenorganisation in Wien. Der Katholizismus galt vielen katholisch engagierten Frauen als Schutzgarantie für die Würde und Stellung der Frau, deren Leben, Wirken und Wesen aus einem weit gefaßten Begriff der »Mütterlichkeit« heraus zu verstehen wäre. »Mütterlichkeit« konnte das Großziehen und Umsorgen eigener Kinder, karitatives Engagement oder Parteipolitik bedeuten. Die emanzipatorische Forderung, daß sich auch Frauen im öffentlichen und politischen Leben engagieren sollten, wurde häufig mit der Menschlichkeit begründet, die allein sie als Frauen in eine von Konflikten zerissene Gesellschaft hineinzutragen im Stande wären.

(e)du - 1-

Muttertag: Ideale verstanden,  
22/3/63

1/3 Christen! - Heiligkeit in, <sup>die</sup>  
2/ (Heinrich-Muttertag) <sup>aus</sup> <sup>den</sup> <sup>den</sup>

= Ruf an die Zeit!

e Bild e Mutter (yo): Just! -

! Kriegen: Dornen-  
Kranz

1. empf 1) e Absage ~ Mutterschaft!

Bilder: (e Lebenseingest & Lebenser)  
= e yst. ne Seele -!

2. empf 2) e alte ne - @ ne = ne  
= e ne - ne

b) / ne Egoische!  
c) ne glückliche ne

ne - ne  
c) ne - ne

- 1 -

Muttertag:

Ideale verstauben,  
sollen von Zeit zu Zeit ... höher gestellt werden,  
auch für uns Christen!

- a) Wieder »Maria Dank«
- b) wieder an uns denken

Darum (Hainisch Muttertag)

= Ruf an die Zeit

Das Bild der Mutter: (bzw.) schwer beschädigt  
statt Rahmen: Dornenkranz

- 1. Dornenkranz 1) Die Absage an die Mutterschaft  
Bilder: ( Lebensangst und Lebensgier)  
das beschädigte Mutterbild ... Seele
- 2. Dornenkranz 2) Die alte Mutter hat keinen Platz
  - a) ... begreiflich = Wohnung knapp  
keine Pflegemöglichkeit  
= wir brauchen Altersspitäler und  
Alterspflegeheime
  - b) Oft aber nur der Egoismus der Jungen
  - c) ich kenne auch glückliche Großmütter  
in der Familie  
und auf Gastrollen  
wenn wirklich christlicher Familiengeist lebt in Liebe  
und Würdigung.



- 2 -

- a) Das ist der Dornenkranz der Mütter,  
der bedauerliche Dornenkranz
- b) und noch viel mehr: das Kriegserlebnis.  
Die Sorge für Söhne, der gefallenen Söhne.
- a) der gefallenen Söhne, der Jammer um die Kinder,  
die von falschen Ideen gefangen sind,
- c) das schief gegangene die vielleicht Schritte vom geraden Weg  
Kind gemacht haben.  
Die bösen Krankheitsstoffe der Zeit.

Das ist der 2. Dornenkranz. Der Mutter Kummer  
und das Muttergebot und das Mutteropfer  
(glauben sie, dieses Opfer ist nicht umsonst, es greift in Gottes  
Herz, es reißt die Himmel auf.)

- II) Aber das Bild kann in seinem Glanz und in seiner  
und in seiner Seltenheit wieder entstehen.
- a) Wert über Würde der Mutter = das Mutteramt

Die Mutter gibt Söhne,  
die Mutter gibt das Antlitz des Menschen

- a) Was sie dem Kind gibt: Sonne!
- b) (von der eigenen Mutter ...)  
Die Werte die eine gute Mutter – Die Mutter formt das Kind.
- 1) Liebe zur Familie
- 2) Rechts...keit
- 3) Heimatliebe – Bekenntnis zum Volk
- 4) Gläubigkeit

Die atomisierte Menschheit  
um wieder durch Familie – Mensch zu Mensch verbunden werden



– 3 –

Das sind Aufbauwerte für den Menschen selbst und für menschliche Gemeinschaft.

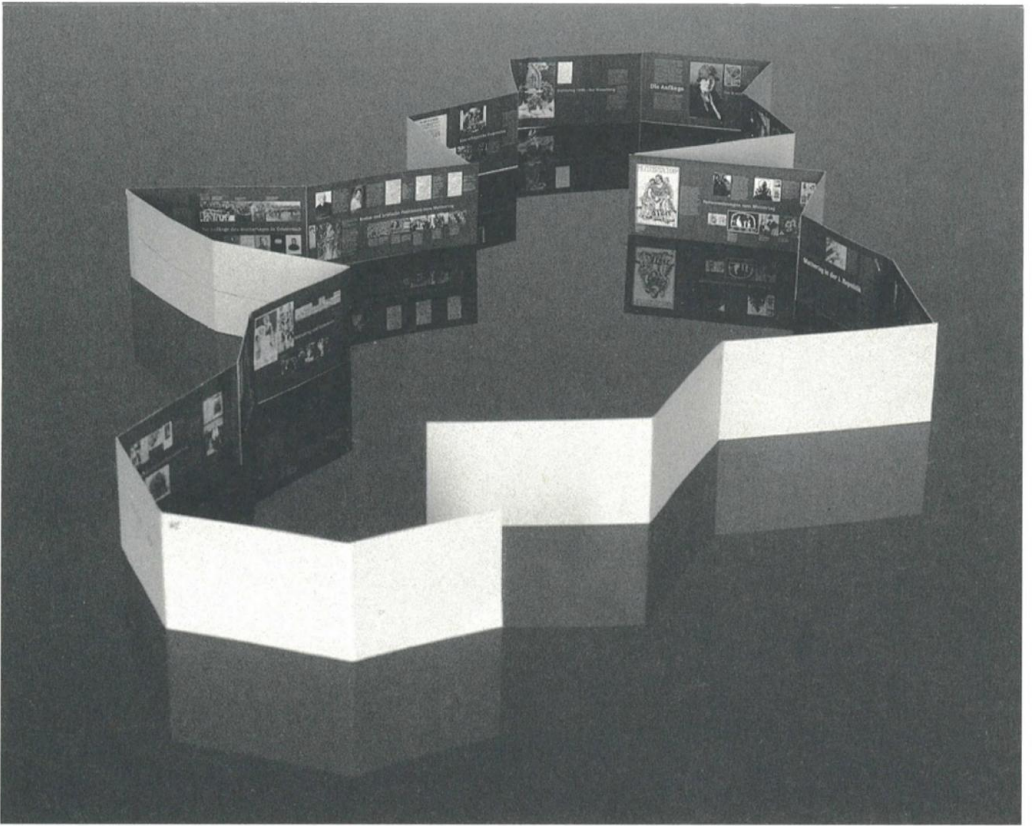
Das will die Veranstaltung der Mutterfeiern:

Ehrt die Mütter  
liebt die Mütter  
bekennt Euch zu der volks- und staatserhaltenden Aufgabe der Mütter!

Darum grüßen wir Euch, ihr Mütter von Wien,  
in christlicher Liebe und in Ehrfurcht.  
Seien sie gerne unsere Gäste  
und glauben sie, daß wir nicht aufhören werden, Wert und Würde, diese Gottesgeschenke, wieder in den Herzen unserer Menschen wieder zu verankern.

Die Kraft eurer Herzen, eurer Sorge und eurer Opfer.  
Eure Pflicht und euer Gebet sollen die stärksten Kräfte in der Zukunft werden. Dann werden in der geteilten Heimat nicht nur Menschen wohnen, sondern ein Volk in Einigkeit und stattlicher Kraft.





Arbeitsmodell zur  
Ausstellungsarchitektur  
Entwurf: D+, 2001



Andrea Kalteis  
Irmgard Mellinghaus-Brunner  
Birgit Jürgenssen  
Berit Schweska  
Claudia Schumann  
Rosemarie Trockel

Andrea Kalteis

*Nachtschattengewächse*, (o.J.)

»In meiner Arbeit handelt es sich um auf einem Hochwebstuhl gewebte Objekte. Als ich ein Schulkind war, verspürte ich eine starke Abneigung gegen diese Technik. Tätigkeiten wie beispielsweise das Nähen, Weben, Stricken und Häkeln, das Kochen und Mutter sein schien mir mit einem erdrückenden Lebensgefühl verbunden zu sein. Allerdings war es mir wichtig, diese traditionellen Tätigkeiten aus einer anderen Perspektive zu betrachten.

So kreierte ich seit einiger Zeit Lolanaceenpflanzen aus Luftballons. Sie sind eine der vielen Arten aus der Familie der Nachtschattengewächse. Diese Pflanzen brauchen relativ wenig Wasser und Licht und wachsen deshalb auch in einer Schachtel mit Deckel, die sie vor dem Licht schützt. Diese künstlichen Gewächse begnügen sich einerseits mit wenig, produzieren andererseits ein beträchtliches Gewächsvolumen. Die Setzlinge entstehen am Webstuhl. Bei dieser Tätigkeit kann ich das Wachsen der Pflanze mitverfolgen. Dabei kommen die Zusammenhänge, Geflechte und Verknüpfungen, wie sich das Leben, die Natur, Kultur und Politik entwickeln, in meine Gedanken. Michel Foucault's wissenschaftliche Recherche über die Disziplinierung des Körpers, der durch Kirche, Staat, Schule und Politik in eine Gehorsamkeit und Gefügigkeit getrieben wird, waren für mich bei dieser Arbeit von großer Bedeutung. Sei es nun menschlich, tierisch, pflanzlich oder künstlich, der Prozess des Wachsens, Gedeihens, Entwickelns und Aufblühens ist einer Autorität unterworfen, verantwortlich für Persönlichkeit und Identität.«

Andrea Kalteis, 2001



114 Andrea Kalteis  
*Nachtschattengewächse*,  
(o.J.)

Rosemarie Trockel

*Für Mama*, 1987

Rosemarie Trockel entwickelte in den achziger Jahren eine Bildsprache, in der unterschiedliche Vorbilder aus der Werbe- und Konsumwelt aufgegriffen werden, die sich besonders auf das tradierte Umfeld der Frau richten. Anlässlich des Muttertages entwirft sie die Postkartenedition *Für Mama*. Das am Computer modifizierte Motiv zeigt einen ausgestreckten Arm, der einen Strauß umgedrehter Tulpen hält. In die Wurzeln beziehungsweise Tulpenzwiebeln hat die Künstlerin kleine Gesichter eingefügt: eine Aufforderung an die Käufer und Betrachter der Glückwunschkarte, das Ritual des Blumenschenkens am Muttertag in einem differenzierten Licht zu sehen.

Hartwig Knack, 2001

115 Rosemarie Trockel,  
*Für Mama*, 1987  
Glückwunschkarte



**Irmgard  
Mellinghaus-Brunner**

*Gesten*, 1999

»Die Gesten entstanden anlässlich einer Tagung, bei der es um das Sterben von Kindern vor oder kurz nach der Geburt ging. Ich möchte mit meinen Arbeiten aus Papier eine Facette der Trauer sichtbar machen: Gesten der Zuwendung und Zärtlichkeit, die für einen Menschen gedacht sind, mit dem wir ein gemeinsames, neues Leben hätten beginnen können, sind nach dessen Tod ohne Gegenüber, sie bleiben übrig. Leere Hände – fassungslos. Das Verlorene – nicht zu begreifen – bleibt dennoch spürbar.«

Irmgard Mellinghaus-Brunner, 2001



116 Irmgard Mellinghaus-Brunner  
*Gesten*, 1999

**Berit Schweska**

*Everybodies Darling, 2000*

Die Klanginstallation »Everybodies Darling« greift zunächst geweckte Verlangen auf und durchkreuzt vielversprechende Vorstellungen sowie voyeuristische Erwartungen.

Auf einer einladenden Liege/Stuhl kann sich der Besucher ausbreiten und von menschlichen Liebkosungen einhüllen lassen. Über Lautsprecher ergießen sich über ihn wohlthuende Stimmen, die der himmlischsten aller Mächte huldigen.

Im Rahmen der Ausstellung wird Berit Schweska in Interaktion mit den Gästen deren individuelle Wünsche und Vorstellungen zu ergründen suchen. Die Ergebnisse dieser Wunschforschung werden in Folge klanglich umgesetzt und in die Installation »Everybodies Darling« integriert. Der Besucher erhält somit die Möglichkeit, einmal mehr zum Benutzer und Teilhaber, zum integralen Bestandteil des Kunstwerks zu werden.

Kontakt: [beritschweska@hotmail.com](mailto:beritschweska@hotmail.com)

**004** Berit Schweska  
*Everybodies Darling, 2000*  
(Serie, Nr. 3)

Klanginstallation  
(Holz, Stahl, Plüsch, Weich-  
plastik, Lautsprecher,  
CD-Player, CD)  
Galerie Art-Magazin, Zürich



**Birgit Jürgenssen**

*Küchenschürze*, 1975

»Birgit Jürgenssen zeichnet stets Szenarien des alltäglichen Schreckens. Ihre Frauen sind nie im Besitz ihrer selbst, sondern festgenagelt an das Haus, an dessen Mobiliar, an dessen Einrichtung, eingezwängt in die Kleidung, sei es der Braut, sei es der Köchin.«

Peter Weibel, 1998



118 Birgit Jürgenssen  
*Küchenschürze*, 1975

Ce Ka Schumann

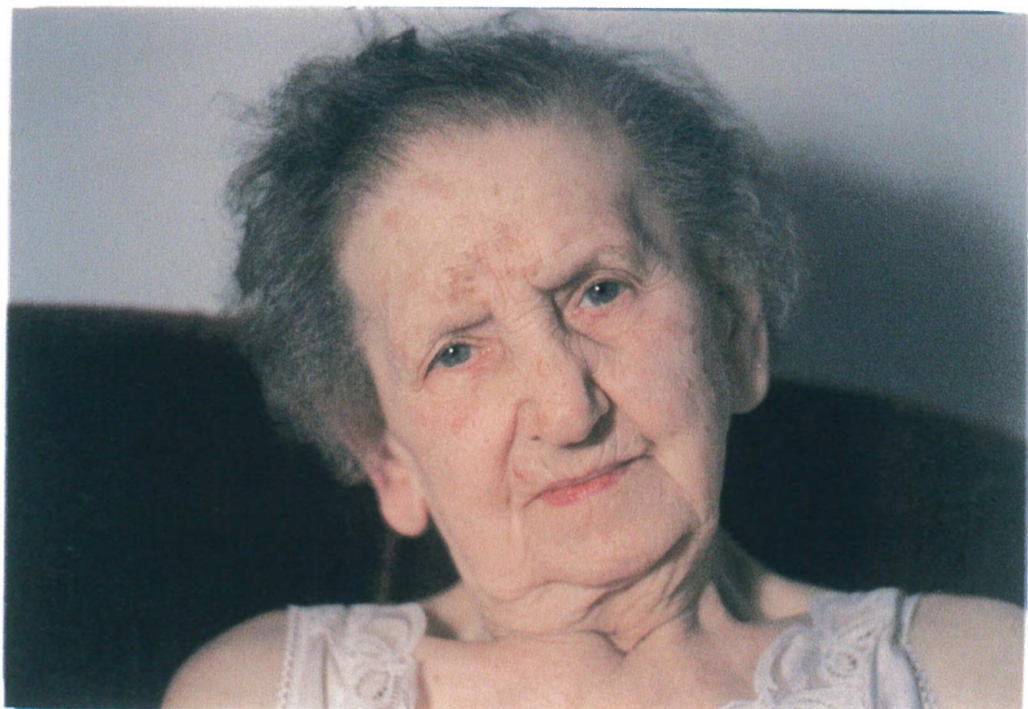
*ROSA I. Mater constructa*, 1999-2001

Die Arbeit *ROSA I. Mater constructa* zeigt Portraits einer Frau, Jahrgang 1911 und ehemalige Kinderfrau der Künstlerin.

»Jenseits eines Mythos der entsexualisierten Mutterfigur, heroisch sich aufopfernd bzw. versorgend, fokussiert die Arbeit auf die Frau als altersunabhängig individuelle, sinnliche Autorität, schamlos und würdevoll. Mütterlichkeit wird zum Ort identitätsstiftenden Begehrens, zum Raum einer zwischen Abhängigkeit und Autonomie, Geborgenheit und Kontrolle schwankenden Beziehungserfahrung unterschiedlicher Generationen.«

Ce Ka Schumann, 2001

119 Ce Ka Schumann  
*ROSA I. Mater constructa*,  
1999-2001  
Color- und SW-Photographien auf Alu





Franziska Becker  
Gerhard Haderer  
Michael Pammesberger  
Erich Schatz



120

# Schöne, heile Werbe-Welt

Du bist Gold wert.  
Echtes Gold.

Sie fährt durch die halbestadt für Strümpfe aus Paris.

Sie sucht in allen Boutiquen nach Schuhen aus Mailand.

Sie steckt ihre Hände mit unsrer bester Fröhlichkeit ein.

Und raucht unsere beste Tabakmischung.



Liebe Eva, deine zwei Kinder werden dich nicht vergessen lassen, daß der Mann, dem du sie verdankst, immer noch in <sup>deiner</sup> Wirklichkeit bist, im Kopf hat...

Wie leicht fällt es Ihnen eigentlich, „Entschuldigung“ zu sagen?

z.B. „... weil mir mal wieder die Hand ein bißchen ausgerutscht ist.“

Fleurap zeigt Sie von der besten Seite.

Frankfurter



120 Franziska Becker, *Schöne, heile Werbe-Welt*, 1977  
 121 Gerhard Haderer, *Muttertag*, 1997

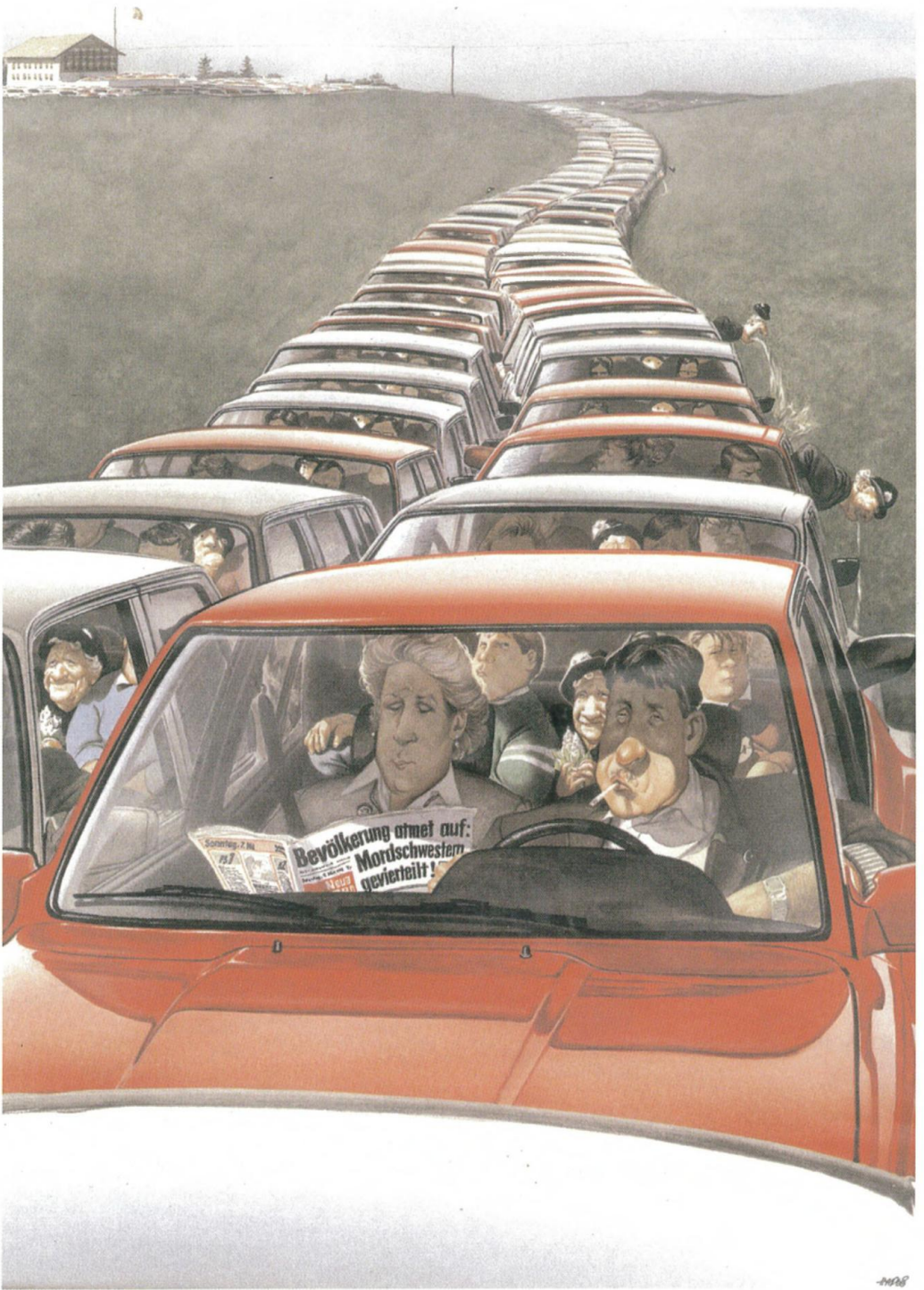


MIT AUSTAUSCHBARER  
ANTI-KALK-KASSETTE!  
ICH BIN SOWAS VON GERÜHRT,  
KINDER.

Mama!  
Ich might noch 1mal  
Deine Kinnole  
küssen.  
Mama!  
Und mich noch 1x  
ganz erzörzen  
wissen.



Wie einst in schön  
Jahren  
mußtest Du nieder  
mir sagen:  
Wenn alle Menschen  
auch Meines sind,  
ich will dich lieb  
mein Kind!



Liebs Mütterlein! \*  
 100 Tage wann's im Mai  
 da die Soxi-Zeit vorbei:  
 Statt für Kästen oder Frauen \*  
 sun noix auf die Familiē \* schauen.  
 Landauf landab ihm schönen Lenz, \*  
 gibts Geld für Kinder und  
Karenz! \*  
 Woher das Geld kömmt \*  
 weiß man nicht deum \*  
schenken mir noix Dir \*  
dies Gedicht! \*



## Ein Mutterherz kann viel ertragen...

- 124 Michael Pammesberger,  
 Ein Mutterherz kann viel  
 ertragen, Mai 2000  
 125 Erich Schatz,  
 Alles Gute, Mutter Erde ...,  
 Mai 2000



DAS BUL-AUGE

HAT AUCH SCHON  
BESSER AUSGESEHEN,  
DIE KOLLEGIN ...

EINMAL IM JAHR  
UM SIE KÜMMERN ...  
... IST IHR DOCH  
ZU WENIG !!!





Exponate



126



127



128



129

Briefmarkenentwürfe des  
Österreichischen Ständestaates

- 126 Ferdinand Andri, 1936
- 127 R. Junk, 1936
- 128 Geßner, 1937
- 129 Richard Lux, 1937



The fastest way to a mother's heart  
depends on the speed of your modem.

**ZALES**.com  
THE ONLINE DIAMOND STORE®

Free gift box and bow. Free shipping \* Order by May 11 for Mother's Day delivery. †  
†Standard one-day pickup \*\*Order by 12:00 AM EDT



131

- 130 Werbeinserat, *USA Today*, Muttertag 2001
- 131 Haussegen, um 1910



132 Wandschmuck, 1930  
133 Kalender, 2000



## MAI

So	14	28
Mo	1	15 29
Di	2	16 30
Mi	3	17 31
Do	4	18
Fr	5	19
Sa	6	20
So	7	21
Mo	8	22
Di	9	23
Mi	10	24
Do	11	25
Fr	12	26
Sa	13	27

Alles, was ihr tut, geschehe in Liebe.  
1. Korinther 16,14





135



136

134 Postkarte, Prag 1934

135 Werbeplakat, Wien 1928

136 Werbeplakat, Wien 1929



137 Spielzeughügelisen für  
Kinder ab drei Jahre,  
um 1995

138 Werbeplakat,  
Österreich 2000



# Muttertag

14. Mai 2000



139



140

- 139 Porzellandose, um 1925
- 140 Muttertagsgeschenk, 1973
- 141 Kaffeetassen, um 1930 (links), um 1950 (rechts)
- 142 Setzteller, um 1955



141



142





143



143 Werbeplakat,  
Österreich um 1955

144 Keramikschale, um 1950



# Die K<sup>IP</sup>DERpost

Preis in Österreich S 1.50

Schweiz und Liechtenstein . . . . 40 Rappen  
Luxemburg . . . . . 3 Francs  
Italien . . . . . L. 40,-

3. JAHRGANG • HEFT NR. 9 • 1. MAI 1948



**UNSER GROSSES PREISAUSSCHREIBEN!**  
**2 Fahrräder und 100 Uhren**  
**als Preise für die K<sup>IP</sup>O-Leser.**

Voh



7. Jahrgang / 8. Mai 1954 • Größtenteils vierwöchentlich  
Einzelpreis 5 2.— DM —.60  
Belgien Belg. Fr. 6.—, Dänemark dän. Kr. 1.—, Frank-  
reich Fr. 50.—, Großbritannien gb. £., Italien Lire 70.—,  
Jugoslawien Din. 33.—, Luxemburg lux. Fr. 6.—, Span-  
ien Fr. 30.—, Schweiz schw. Fr. —.80, Übriges Ausland f. 0.15.  
Jahresabonnement für Österreich  
(26 Hefte) S 46.80, Vierteljahr S 11.70

HEFT

10

# WUNDERWELT

DIE ZEITUNG FÜR UNSERE KINDER



Mütterchen, sitze im Sonnenschein,  
laß heut' die Arbeit, das Hasten sein!  
Viel Glück und Freude dir bringen mag  
vor allen Dingen der Muttertag.



147

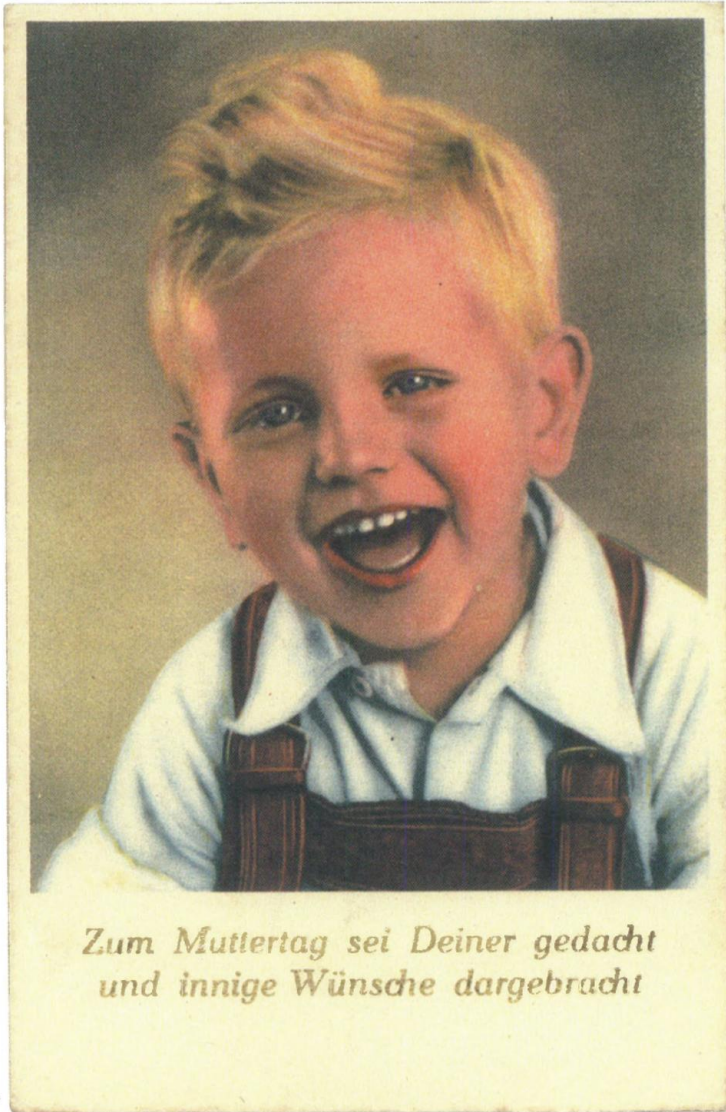
- 147 Postkarte, o.J.
- 148 Postkarte, Österreich 1934
- 149 Muttertagsvignette  
Genossenschaft der  
Naturblumenbinder und  
-händler in Wien, 1933



148



149



150

150 Postkarte, um 1970  
151 Zeitschrift, Mai 1957

# Frau und Mutter

46. Jahrgang

Erstes Maiheft 1957

Mit  
Moden-Journal  
Schnittmusterbogen  
„Kinderwelt“

Einzelheft S 4.80 DM -.80 Lire 140



**Roman-  
Beilage**

Ein Strauß für die Mutter  
Photo: Susan Beaumont /  
Rank-Film Org.

151



152

152 Postkarte, Wien 1929  
153 Postkarte, um 1930



153



154

154 Postkarte,  
Österreichisches  
Jugendrotkreuz, o.J.  
155 Postkarte, um 1935



## A Büscheel für d' Himmelmutter!

Du heilige Mutter Gottes  
I' mach' Dir gern d' Freud'  
Und bring' Dir a Büscheel  
Zum Muttertag heut'.  
I' hätt' halt a Bitt'  
Recht a große an Di';

Du himmlische Mutter  
Wirst net harb sein auf mi':  
Halt' über mein' Mutterl  
Dein' segnende Hand,  
Daß die Gute mit mir  
Noch recht viel Jahr' beinand!

Legwartb

Zum Muttertag  
innige  
Wünsche!



156

156 Postkarte, um 1940  
157 Postkarte, 1942



157



158

158 Postkarte, Nationalsozialistische Frauenenschaft (NSF), um 1939  
 159 Filmprogramm, 1939

Illustrierter  
*Film-Kurier*



im Apollo

# Mutterliebe



160

160 Wandschmuck, um 1980  
161 T-Shirt, 2000

BASIC WEAR

FIRMA

**Mama**  
GMBH  
Mama mag man eben !

- kalte und warme Speisen
- sämtliche Reinigungsarbeiten
- Beratung in Beziehungs-  
Schul- und Erziehungsfragen
- Serviceleistungen aller Art

**Geschäftszeiten:**  
Montag-Sonntag  
0-24 Uhr !



162 Schaufensterauslagen, 2000  
163 Glasbriefbeschwerer, o.J.  
164 Gutschein zum Muttertag,  
um 1980



163



164



165

REPRODUKTION V. DRUCK & MEDIEN GRAZ 244 91

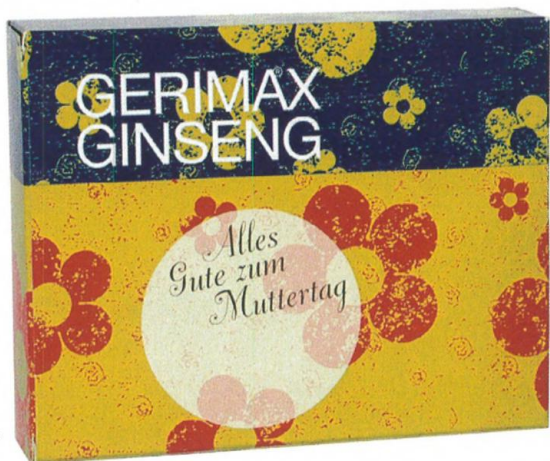
165 Werbeauftragsteller, um 1965  
166 Wandschmuck, Geschenk  
zum Muttertag 1952

# Mutter!



Laß dir danken alle Tage  
Die du mich durchs Leben trägst/  
Laß mich küssen deine Hände /  
Die du sorgsam für mich regst/  
Laß mich lange noch erschauen  
Deinen liebevollen Blick/  
Tief im Herzen will ich tragen/  
Mutter / dich / mein ganzes Glück.





167



167 Arzneimittel, 2000

168 Arzneimittel, 2000



168

Geriatric Pharmaton®  
neu

B. B. B.



# Mutters Rat am Muttertag

*Ich wähle für die Zukunft  
meiner Kinder*

**Liste 2**

**Sozialistische Partei**

Eigentümer, Herausgeber, Verleger: Sozialistische Partei Österreichs, Zentralvertriebsstelle. Für den Inhalt verantwortlich: Angelika Kersch, Heidi Wiesl, Lorenzstraße 18, Dornbirn. Druck: Verlagsanstalt „Vorwärts“, Wien V, Reichmanstraße 97

170



- 169 SPÖ- Wahlplakat, um 1955  
170 Lebkuchenherz, Mai 2000  
Bei einer SPÖ-Muttertagsfeier  
den Müttern als Geschenk  
überreicht

#### ABBILDUNGSNACHWEIS

- 009, 010, 012, 013** Archiv des Diakonischen Werkes der ev. Kirche in Deutschland, Berlin  
**048** Associated Press  
**120** Franziska Becker  
**078** Bildarchiv Foto Marburg  
**079** Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin  
**162, 164** Alexander Boesch  
**100, 101** Film- und Lichtbildstelle des Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft Wien  
**117** Galerie Art-Magazin, Zürich  
**121, 122, 123** Gerhard Haderer  
**099** Henisch  
**033, 039** Historisches Museum der Stadt Wien  
**114** Andrea Kalteis  
**105, 106, 107** Karl Vogelsang-Institut Wien  
**116** Irmgard Mellinghaus-Brunner  
**118** Museum Moderner Kunst Stiftung Ludwig Wien/20er Haus  
**043, 077** Österreichische Nationalbibliothek Wien, Bildarchiv  
**126, 127, 128, 129** Österreichische Post AG Wien  
**057, 058, 059, 061, 062, 065, 074, 075** Österreichisches Institut für Zeitgeschichte Wien, Bildarchiv  
**111, 112, 113** Österreichisches Institut für Zeitgeschichte, Universität Wien  
**019** Österreichisches Pfadfindermuseum Wien  
**124** Michael Pammesberger  
**102, 103** Renner-Institut Wien  
**125** Sieberer & Schatz  
**119** Claudia Schumann  
**091** Städelsches Kunstinstitut, Frankfurt/Main  
**115** Rosemarie Trockel  
**108, 109** Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, AZ-Bildarchiv  
**130, 131, 132, 137, 138, 139, 140, 141,**  
**142, 144, 145, 146, 151, 159, 160,**  
**161, 163, 165, 166, 167, 168, 169, 170**  
**110, 135, 136, 143** Wiener Stadt- und Landesbibliothek/Plakatsammlung

In jenen Fällen, in denen die Urheberrechte nicht geklärt werden konnten, bleiben berechnigte Ansprüche gewahrt.

#### LEIHGEBER

Archiv des Diakonischen Werkes der ev. Kirche in Deutschland, Berlin  
 Archiv der Erzdiözese Wien  
 Deutsches Historisches Museum, Berlin  
 Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn  
 Cornelia Hainisch, Wien  
 Heeresgeschichtliches Museum, Wien  
 Historisches Museum der Stadt Wien  
 Elisabeth Meitinger, Groß-Aitingen  
 Museum Moderner Kunst Stiftung Ludwig Wien/20er Haus  
 Österreichische Nationalbibliothek/Flugblätter-, Plakate-, und Exlibris-Sammlung  
 Österreichische Post AG, Wien  
 Wiener Stadt- und Landesarchiv/Plakatsammlung

## IMPRESSUM

Eigentümer,  
Herausgeber und Verleger: Österreichisches Museum für Volkskunde  
Laudongasse 15-19, 1080 Wien  
Direktion: HR Dr. Franz Grieshofer

Die Rechte für die Beiträge liegen bei den Autoren

Ausstellungskonzept,  
Katalogkonzept, Realisierung  
und Ausstellungstexte: Alexander Boesch, Hartwig Knack  
Wissenschaftliche Projektleitung: Birgit Bolognese-Leuchtenmüller

Oral-History-Projekt: Doris Ingrisch

Ausstellungstexte  
geschlechterpolitischer Kontext: Maria Mesner

Bildrecherche  
geschlechterpolitischer Kontext: Maria Wirth

Im Rahmen des Forschungsprojektes  
»Muttertag in Österreich von 1924-2000«  
des Vereins Art Traffic  
und dem Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte  
Gefördert durch die MA 18, MA 57, BMSG

Förderung der Ausstellung durch BMfBWK und MA18

Ausstellungsarchitektur,  
graphisches Konzept  
für Ausstellung und Katalog: D+ Büro für Design, Wien

Graphik Design (Katalog): Stephan Pfeffer für D+

Photographie im Bildteil: Veronika Winkler

Umschlagmotiv: Birgit Jürgenssen, Küchenschürze, 1975  
(mit freundlicher Genehmigung)  
Foto: Bernd Klinger

Druck: REMA-Print, Wien  
gefördert durch MA 18

ISBN 3-900359-92-x, NE: Produkt Muttertag.  
Zur rituellen Inszenierung eines Festtages.  
Alexander Boesch, Hartwig Knack.  
Wien 2001 (CIP-Einheitsaufnahme)

Wien 2001 Copyright: Österreichisches Museum für Volkskunde







ISBN 3-900359-92-x